



Nr. 112, Dezember 2017

Rechtsentwicklung in Europa

Dräger - **Europäischer Wahlzyklus 2015-2017: Das Zentrum hält/**
Goldberg/Leisewitz/Reusch/Wiegel - **Bundestagswahlen 2017:**
Ursachen der Rechtsentwicklung

Weltwirtschaft, G20 und die Nationalstaaten

Goldberg - **Weltwirtschaft und Schwellenländer/Musacchio -**
Machtverschiebungen, internationale Konkurrenz, G20/Boris -
Ende oder Neuauflage von NAFTA?/Wahl - Wie nationalistisch ist
der Nationalstaat?

Streiks und Gewerkschaften

Schneidemesser/Müller/Kilroy - **Streikmonitor 1. Hj. 2017**

Prostitution und Sexarbeit

Tjaden-Steinhauer - **Prostituiertenschutzgesetz/Peter - Kritik des**
Mythos „Sexarbeit“

Weitere Beiträge

Goldschmidt - **Große Transformation/Große Erzählung?**
Varianten des Postkapitalismus V/Roesler - 1917-1991:
Bewährungsproben im Kampf um ein sozialistisches
Russland/Seppmann - Computerkapitalismus / Knolle -
Bevölkerungsdynamik und Geschlechterverhältnis

Sowie: Zuschriften; Berichte; Buchbesprechungen

ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG



Linke Politik braucht ein solides theoretisches Fundament. **Z.** liefert dazu unentbehrliche Bausteine. Sie versteht sich als pluralistische marxistische Publikations- und Diskussionsplattform

2017

Z. 111: 150 Jahre „Das Kapital“ und der globalisierte Kapitalismus **Z. 110:** Feminisierung der Arbeit / Postkapitalismus / 1917-2017 **Z. 109:** 1917-2017 / Postkapitalismus

2016

Z. 108: Fusionen, Konzernumbau, Kapitalstrukturen **Z. 107:** Polarisierung und Linkspopulismus / Transformationsdebatte **Z. 106:** Krisenreaktionen in Europa / Weltwirtschaft und Finanzmarktkapitalismus **Z. 105:** Kapitalismus und Migration

2015

Z. 104: Griechenland, EU und die Linke **Z. 103:** Digitale Arbeit und Gewerkschaften / Streiks 2015 **Z. 102:** Geldpolitik und Zentralbanken / Islamismus **Z. 101:** Literatur (in) der Krise / Flüchtlingspolitik und Neuformierung der Rechten / Internationale Linke

2014

Z. 100: 1974-2014 - Epochenbruch? **Z. 99:** Kapitalismus in Osteuropa / EU-Krise nach den Europawahlen **Z. 98:** TTIP und Freihandelsideologie / August 1914 **Z. 97:** Musik und Gesellschaft / Europawahl

2013

Z. 96: Klassenanalyse & Intelligenz heute **Z. 95:** Woh-

nungsmarkt und Finanzspekulation / Aktuelle Gewerkschaftsprobleme **Z. 94:** Krieg und Rüstung **Z. 93:** 165 Jahre Kommunistisches Manifest / Eurokapitalismus

2012

Z. 92: Gewerkschaften und Systemfrage / Marx-Engels-Forschung **Z. 91:** Euro-Krise und Alternativen der Linken / Energie, Klima, Wachstumskritik **Z. 90:** Konservatismus unter Modernisierungsdruck / Ideologie-Theorie / Neuorientierung in Frankreich **Z. 89:** Zur Theorie globaler Machtverschiebung gen/China

2011

Z. 88: Krise, Empörung, Opposition / Kapitalismusanalyse - methodische Aspekte **Z. 87:** EU-Schuldenkrise / Klassen und Krisenbewusstsein **Z. 86:** Medien- und Meinungs-

macht / Umwälzungen im Arabischen Raum **Z. 85:** Verschiebungen im Welt-system II

2010

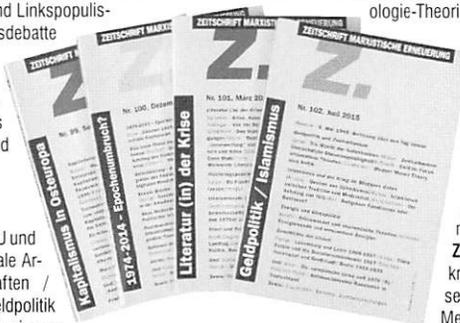
Z. 84: Verschiebungen im Weltsystem I / Sozialökologischer Umbau **Z. 83:** Die neoliberale Stadt / Krise der Kommunalfinanzen **Z. 82:** Klimakrise und Klimapolitik **Z. 81:** Krisenanalysen und Politik / Kapitalismuskritik heute - Jörg Huftschmid zur Erinnerung

2009

Z. 80: Kosten der Krise **Z. 79:** Geschichtsmythen

Z. erscheint vierteljährlich mit je 224 S. Der Abonnementpreis beträgt 35,00 Euro (Ausland 43,00 Euro). Das Einzelheft kostet 10,00 Euro. Abonnement zum reduzierten Preis (Studierende u.a., gegen Nachweis) 28,00 Euro (Ausland 36,00 Euro).

Bestellung per Tel./Fax unter 069/530 544 06 oder unter www.zme-net.de
Postfach 500936, 60397 Frankfurt/M., E-Mail: redaktion@zme-net.de



ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG

**Vierteljahresschrift
28. Jahrgang
Heft 112 (Dezember 2017)**

Herausgegeben vom Forum Marxistische
Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.)
und dem IMSF e.V.

Redaktionsbeirat:

Joachim Becker, Joachim Bischoff, Dieter Boris,
Frank Deppe, Klaus Dräger, Werner Goldschmidt,
Klaus Pickshaus, Jörg Roesler,
Ursula Schumm-Garling, Conny Weißbach,
Harald Werner

Redaktion:

Stefan Bollinger, Dominik Feldmann, Jörg Goldberg,
André Leisewitz, John Lütten, Patrick Ölkrug, Jürgen Reusch,
David Salomon, Gerd Wiegel, Michael Zander

5 Editorial

Rechtsentwicklung in Europa

Klaus Dräger

- 8 Europäischer Wahlzyklus 2015-2018: Das Zentrum hält**

Jörg Goldberg/André Leisewitz/Jürgen Reusch/Gerd Wiegel

- 18 Das Ergebnis der Bundestagswahlen 2017: Ursachen der Rechtsentwicklung (Teil I)**
-

Weltwirtschaft, G20 und die Nationalstaaten

Jörg Goldberg

- 33 Die Lage der Weltwirtschaft und die Rolle der Schwellenländer**

Andrés Musacchio

- 41 Machtverschiebung, internationale Konkurrenz und die postneoliberale Transformation: Welche Rolle spielt die G20?**

Dieter Boris

- 52 Ende oder Neuauflage von NAFTA?**

Peter Wahl

- 62 Wie nationalistisch ist der Nationalstaat?**
-

Streiks und Gewerkschaften

Lea Schneidemesser/Dirk Müller/Juri Kilroy

- 73 Streikmonitor: Arbeitskonflikte im 1. Halbjahr 2017**

Rolf Geffken

- 88 Gewerkschaftlicher Kampf & Ostwind**
-

Prostitution/Sexarbeit

Margarete Tjaden-Steinhauer

- 97 Was es mit dem Prostituierten auf sich hat und was das „Prostituiertenschutzgesetz“ schützt**

Lothar Peter

- 105 Kritik des Mythos „Sexarbeit“**
Anmerkungen zum gleichnamigen Buch von Katharina Sass u.a.

Postkapitalismus

Werner Goldschmidt

- 110** **Große Transformation und/oder Große Erzählung**
Varianten des ‚Postkapitalismus‘ – Literaturbericht, Teil V
-

1917 - 2017

Jörg Roesler

- 129** **1917-1991: Bewährungsproben im Kampf um ein sozialistisches Russland**
-

Weitere Beiträge

Werner Seppmann

- 144** **Computerkapitalismus**
Über die Digitalisierung des Sozialen

Helmut Knolle

- 154** **Bevölkerungsdynamik und Geschlechterverhältnis**
-

Diskussion, Kritik, Zuschriften

Franz Rudolph

- 163** **Attraktion und Repulsion des Kapitals**
Zum Schwerpunkt „Fusionen, Konzernumbau, Kapitalstrukturen“,
Z 108 (Dezember 2016)
-

Berichte

Artur Brückmann/Franziska Hildebrandt

- 168** **Transformation der Demokratie – zwischen autoritären Tendenzen und Emanzipation**
Werftpfuhl, 31. August bis 3. September 2017

Matin Baraki

- 169** **Weltkongress der International Physicians for Prevention of Nuclear War (IPPNW)**
York (GB), 2. bis 7. September 2017

Lutz Brangsch/Albrecht Maurer

- 171** **„Ändere die Welt, sie braucht es!“**
St. Petersburg, 25. bis 27. Oktober 2017

Dominik Feldmann/Patrick Ölkrug
173 45 Jahre „Radikalerlass“
 Kassel, 28. Oktober 2017

177 **Buchbesprechungen**

Kapital-Lektüren (Winfried Schwarz zu Mathias Greffrath [Hrsg.])
 Ökonomische Theorie von Marx – (Klaus Müller zu Georg Quaa)
 Kapitalismusanalyse und Marx-Kritik (Karl Heinz Roth zu Max Henninger)
 Aktualität von „Geschichte und Klassenbewusstsein“ (Rüdiger Dannemann zu Erich Hahn)
 Kritiker kapitalistischer Konsum- und Medienkultur (Jürgen Pelzer zu Jörg Später)
 Umstrittene Moderne (Patrick Eser zu Lothar Peter)
 Russland vom Kapitalismus zum Sozialismus (Christian Stache zu Samir Amin)
 Arbeit, Identität und der Kampf freier Arbeiter*innen vs. Migrant*innen? (Janis Ehling zu Marcel van der Linden)
 Studien zu einer marxistischen Geschichte der DDR (Werner Röhr zu Siegfried Prokop)
 „Krieg der Erinnerungen“ – Kampf um die Geschichte (Günter Benser zu Jörg Wollenberg)
 „Fassademokratien“ (Dominik Feldmann zu Ulrich Mies/Jens Wernicke [Hrsg.])
 Westlicher Expansionismus und Kriegsgefahr (Werner Ruf zu Michael Lüders und Jürgen Wagner)
 Migration in Lateinamerika (Dieter Boris zu Raina Zimmering)
 Psychotherapie als Lösung sozialer Probleme? (Karl Unger zu Angelika Grubner)

5 **Impressum**

221 **Autorinnen und Autoren**

Impressum

„Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung“ wird herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.) und vom IMSF e.V. (Frankfurt/M.)

Redaktionsbeirat: Joachim Becker, Joachim Bischoff, Dieter Boris, Frank Deppe, Klaus Dräger, Werner Goldschmidt, Klaus Pickshaus, Jörg Roesler, Ursula Schumm-Garling, Conny Weißbach, Harald Werner.

Redaktion: Stefan Bollinger, Dominik Feldmann, Jörg Goldberg, André Leisewitz, John Lütten, Patrick Ölkrug, Jürgen Reusch, David Salomon, Gerd Wiegel, Michael Zander

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des Verfassers bzw. der Verfasserin, nicht unbedingt die der HerausgeberInnen oder der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion.

Z. erscheint vierteljährlich. Der Abonnementpreis (vier Hefte) beträgt Euro 35,-. Bei Bezug aus dem Ausland Euro 43,-. Das Einzelheft kostet Euro 10,-. Abo zum reduzierten Preis (Studenten u.a., gegen Nachweis) Euro 28,-, Ausland Euro 36,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um vier Hefte, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums eine schriftliche Kündigung beim Verlag eingegangen ist. Änderungen der Anschrift sind unverzüglich mitzuteilen. Bankverbindung: Forum Marxistische Erneuerung e.V., Frankfurter Sparkasse, BLZ: 500 502 01, Konto: 34595. IBAN: DE 69 5005 0201 0000 0345 95; BIC: HELADEF1822. Postanschrift von Redaktion und Vertrieb: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Postfach 500936, 60397 Frankfurt am Main, Tel./Fax. 069/53054406. e-mail: redaktion@zme-net.de; internet: www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza. ISSN: 0940-0648.

Redaktionsschluss: 31.10.2017

Editorial

Im Krisenherd Europa nehmen die zentrifugalen Tendenzen zu. Die „Kollateralschäden und -kosten“ der konkurrenzbetonten Kapitalexpansion im Rahmen der EU sind ebenso wie der skandalös-inhumane Umgang mit Migration und Flüchtlingen und die dabei entstandenen inneren Konflikte zwischen den EU-Ländern Nährboden für rechte, rassistische Tendenzen, die sich in Wahlerfolgen entsprechender Parteien und Bewegungen zeigen. *Klaus Dräger* kommt in seiner Analyse des europäischen Wahlzyklus von 2015 bis 2018 trotz der zahlreichen Rechts- und wenigen Linksausschläge zu dem Ergebnis, dass die „extreme Mitte“ in den Zentren des Kontinents halte, auch wenn „normales“ bürgerliches Regieren schwieriger werde. Während die rechte Mitte mehrheitlich stabil geblieben sei, sei die linke Mitte in diesem Wahlzyklus nahezu verschwunden. Auch sein Blick auf die radikale Linke ist wenig hoffnungsvoll. Trotz einzelner Erfolge habe sie der realen Entwicklung eines Europas des Kapitals wenig entgegenzusetzen und könne den generellen Rechtstrend (gegenwärtig) nicht aufhalten. Das Ergebnis der Bundestagswahl vom September und der damit verbundene politische Rechtsruck sind Thema des Redaktionsbeitrags von *Jörg Goldberg, André Leisewitz, Jürgen Reusch und Gerd Wiegel*. Deutliche Verschiebungen von links nach rechts wie innerhalb der Rechten fallen ins Auge. Die sozialstrukturellen Aspekte des Ergebnisses sind von besonderem Interesse. Trotz stabiler konjunktureller Lage haben die bisherigen Regierungsparteien massiv verloren, was auf die gespaltene Wahrnehmung der sozialen Wirklichkeit verweist, mit der sich soziale Abstiegsängste, aber auch kulturell vermittelte Ängste vor dem rasanten Wandel sozialer Nahräume verbinden. Die AfD zeigt sich als Profiteur beider Stränge, womit zugleich die Schwäche der Linken deutlich wird. Der sich abzeichnende „Eigentumsblock“ einer Regierung aus Union, FDP und Grünen lässt keine Änderung der Politik erwarten; die Bedeutung des Wahlergebnisses für die politische Linke soll in Z 113 diskutiert werden.

Weltwirtschaft, G20 und die Nationalstaaten: Die Weltwirtschaft blickt auf eine seit 2010 anhaltende konjunkturelle Aufwärtsbewegung zurück, die sich wohl auch im kommenden Jahr fortsetzen wird. *Jörg Goldberg* verweist auf drei Unsicherheitsmomente: In den entwickelten Ländern stagnieren die Investitionen trotz (oder wegen?) der Digitalisierung. Die Expansion der Schwellenländer setzt sich fort, Ungleichgewichte verweisen auf eine zunehmende Fragilität des Aufstiegsprozesses. Auf den boomenden Finanzmärkten wächst die Angst vor den Folgen des möglichen Abschieds der Notenbanken von der expansiven Geldpolitik.

Mit dem Aufstieg wichtiger Schwellenländer wird auch die bislang von den USA und vom Westen dominierte Weltwirtschaftsordnung in Frage gestellt. *Andrés Musacchio* zeigt am Beispiel der G20, dass bislang weder die Krise des Neoliberalismus noch das Auftreten neuer Akteure die alten Strukturen und deren Politik grundlegend verändert haben. Angesichts von Krisen in einigen Schwellenländern (Brasilien, Russland) und dem politischen Richtungswechsel in Teilen Lateiname-

rikas erscheinen die Chancen für eine neue, multilaterale Weltwirtschaftsordnung eher gering. China mit seiner überragenden Wirtschaftskraft könne sich auch in der alten, neoliberal und westlich geprägten Ordnung durchsetzen.

Das Nordamerikanische Freihandelsabkommen NAFTA ist das größte und älteste Freihandelsabkommen „neuen Typs“, das über Handelsfragen hinaus versucht, den beteiligten Ländern eine neoliberale Marktordnung im Sinne des ‚Washington Consensus‘ aufzuzwingen. Die von US-Präsident Trump geforderte Neuverhandlung wird nach Ansicht von *Dieter Boris* nicht zu einer (eigentlich notwendigen) Reform des Abkommens führen, sondern lediglich bestimmte Sonderinteressen der USA durchsetzen. Immerhin eröffne dies auch für die demokratische Opposition in den drei beteiligten Ländern neue Möglichkeiten für gemeinsamen Widerstand. Bei den Veränderungen in Europa wie im Rahmen der bestehenden Weltwirtschaftsordnung kommt dem Verhältnis von Nationalstaaten und supranationalen Strukturen eine zentrale, auf der Linken umstrittene und immer wieder neu diskutierte Rolle zu.

Peter Wahl problematisiert das Verhältnis der europäischen Linken zum Nationalstaat und skizziert die Termini „Nation“, „Nationalismus“ und „Nationalstaat“, um den defizitären Gebrauch der Begriffe im öffentlichen Diskurs aufzuarbeiten.

Streiks und Gewerkschaften: Im „Streikmonitor“ geben *Lea Schneidmesser, Dirk Müller und Juri Kilroy* einen Überblick zu Streiks und Arbeitskämpfen im ersten Halbjahr 2017. Der Antagonismus von Lohnarbeit und Kapital ist auch in einer Periode ausgeprägter wirtschaftlicher Prosperität virulent. Etwa die Hälfte der Arbeitskämpfe um tarifliche Absicherung von Lohn- und Arbeitsbedingungen, um Arbeitszeiten und gegen Arbeitsplatzabbau/Betriebsschließungen entfiel auf den Organisationsbereich von ver.di, ein weiteres Drittel auf den der IG Metall. Neu sind Forderungen nach Absicherung vor Auswirkungen der Digitalisierung. Der Arbeitsrechtler *Rolf Geffken* steuert Überlegungen bei zur Bedeutung der Dialektik von Arbeitskämpfen, Arbeitsrecht und Gewerkschaften in der alten Bundesrepublik sowie in West- und Ostdeutschland nach 1990, wobei er sich besonders mit der Phase der „Transformation“ der DDR-Wirtschaft nach 1990 und deren Auswirkung auf gewerkschaftliche Einstellungen und die Tariflandschaft in Ostdeutschland befasst.

Prostitution/Sexarbeit: Angesichts des im Juli 2017 in Kraft getretenen „Prostituiertenschutzgesetzes“ fragt *Margarete Tjaden-Steinhauer*, „woher die Verbissenheit der bürgerlichen Staatsgewalt rührt, die Branche der sexuellen Dienstleistungen rechtlich aus den übrigen Gewerben auszugrenzen“. Im Anschluss an eine Analyse des Gesetzes argumentiert sie, das Gesetz diene zum einen indirekt der Stützung der patriarchal strukturierten Familie, zum anderen der „Eindämmung“ „migrantischer“ Sexarbeit. In seiner Besprechung des von Katharina Sass herausgegebenen Bandes „Mythos Sexarbeit“ verweist *Lothar Peter* auf die Kontroversen innerhalb der deutschen Linken darüber, ob sexuelle Dienstleistungen normalisiert oder abgeschafft werden sollten. Peter selbst plädiert für den sogenannten abolitionistischen Standpunkt, der den Kauf sexueller Dienstleistungen unter Strafe stellen will.

Weitere Beiträge: Im letzten Teil seines Literaturberichts zu „Varianten des Postkapitalismus“ vergleicht und kritisiert *Werner Goldschmidt* die „realutopischen“ Ansätze Dieter Kleins und Eric Olin Wrights. In einem Fazit der Artikelserie konstatiert er, dass es gegenwärtig kein geschlossenes, einheitliches Theoriegebäude der Überwindung des Kapitalismus gebe, betont andererseits, dass eine solche Transformation die Aufgabe einer den vielfältigen Debatten gegenüber offenen praktischen Politik sei. *Jörg Roesler* stellt in seiner Analyse der Wirtschaftsentwicklung der Sowjetunion nach 1917 für die ersten 45 Jahre fest, sie habe vom Bürgerkrieg bis zur Wirtschaftsorganisation im Krieg gegen den Faschismus und dem Wiederaufbau Wirtschaft und Lebenslage der Menschen vorangebracht. Gleichzeitig verweist er darauf, dass nicht das als „Geburtsfehler“ gebrandmarkte Demokratiedefizit den wirtschaftlichen Niedergang eingeleitet hat, sondern letztlich Führungsschwäche und schwindende Massenunterstützung im Gefolge des Ausbleibens weiteren wirtschaftlichen Fortschritts.

Werner Seppmann hinterfragt die sozialen und zivilisatorischen Auswirkungen des Einsatzes von IT-Technologien. Nur wenn man sich ihrer „Schattenseiten“ bewusst sei, könne auch an eine „alternative Verwendungsweise digitaler Technologien“ gedacht werden. *Helmut Knolle* behandelt einen in Debatten über Ursachen und Folgen patriarchaler Verhältnisse wenig beachteten Aspekt: Der Tatsache, dass bei wachsender Bevölkerung und einem Heiratsverhalten, das kulturell verlangt, dass der Mann älter zu sein hat als die Frau, ein permanenter „nuptialer Frauenüberschuss“ entsteht. Dies führe oft zum Zerfall von Familien und alleinstehenden Frauen mit Kindern, da die Männer ausreichend jüngere Frauen fänden.

Aus der Redaktion: Neu in die Redaktion eingetreten sind *Stefan Bollinger* (Historiker, Berlin), *Dominik Feldmann* (Politikwissenschaftler, Siegen), *John Lütten* (Soziologe, Jena) und *Patrick Ölkrug* (Politikwissenschaftler, Marburg). *Regine Meyer* ist zu unserem großen Bedauern aus dem Beirat ausgeschieden – andere Arbeitsschwerpunkte ließen ihr keine andere Wahl. *Eike Kopf* bittet um eine Korrektur: Die Redaktion hatte ihn als Übersetzer des Beitrags der chinesischen AutorInnen Xy Yang und Lin Fangfang in Z 111 ausgewiesen, die den Beitrag aber bereits selbst auf Deutsch verfasst hatten.

Da in der Redaktion nachgefragt und sie wegen Nichtinformation gerügt wurde: Beiträge in Z können bei der VG Wort als Beiträge in einer wissenschaftlichen Zeitschrift gemeldet werden.

Z 111 (September 2017) „150 Jahre *Das Kapital* und der globalisierte Kapitalismus“ war zwischenzeitlich vergriffen und ist in 2. Auflage wieder lieferbar.

Z 113 (März 2018) wird als Schwerpunktthema „Marx 200: Arbeit und Ausbeutung“ behandeln.

Die „Marxistische Studienwoche“ 2018 findet vom 19. bis 23. März 2018 in Frankfurt/M., Haus der Jugend, statt. Thema: „Marx 200: Klassentheorie und Klassenbewegungen heute“. Näheres sh. Vorankündigung in diesem Heft, S. 61.

Klaus Dräger

Europäischer Wahlzyklus 2015 - 2018: Das Zentrum hält

Der von den Medien als schicksalhaft beschworene europäische Wahlzyklus seit 2015 neigt sich mit den Wahlen in Italien 2018 seinem vorläufigen Ende zu. 2015 drohte Schäuble der von Syriza geführten Koalition in Griechenland mit einem Grexit. Dann kam 2016 die Brexit-Entscheidung in Großbritannien – würde die Europäische Union künftig auseinander brechen? Es folgte der Wahlsieg Donald Trumps in den USA – würde die NATO obsolet, das Ende des Westens, des Freihandels und der transatlantischen Partnerschaft eingeleitet? Die von den Medien schon lange an die Wand gemalte ‚populistische Gefahr‘ von rechts und links – würde sie wichtige EU-Länder wie Spanien (Podemos), die Niederlande (Wilders Freiheitspartei), Frankreich (Le Pens Front National), Italien (Grillos Fünf-Sterne-Bewegung) usw. erobern oder zumindest nachhaltig destabilisieren können? Dann kam die Bundestagswahl 2017 in Deutschland mit der vorläufigen Verfestigung der AfD auch auf Bundesebene und die institutionelle Krise in Spanien mit dem Unabhängigkeitsreferendum in Katalonien – neue Gefahren für den Zusammenhalt der EU am Horizont?

Meine vorläufige Zwischenbilanz: die ‚extreme Mitte‘ (Tariq Ali) kann sich immer noch halten, auch wenn ‚normales bürgerliches Regieren‘ schwieriger geworden ist.

In Z 106 war analysiert worden, dass und warum der von vielen Parteien links von Sozialdemokratie und Grünen erhoffte ‚linke Aufbruch in Europa‘ nicht stattfand.¹ Bei einem von der AfD organisierten Kampftreffen der europäischen extremen Rechten in Karlsruhe Ende Januar 2017 verkündete Marine Le Pen unter frenetischem Beifall von Frauke Petry ganz analog einen ‚rechten Aufbruch in Europa‘: nach Viktor Orbán in Ungarn, der PiS in Polen, Donald Trump in den USA usw. werde die FPÖ in Österreich, Wilders in den Niederlanden und der Front National in Frankreich siegen und damit die EU in ihren Grundfesten erschüttern. So die rechte Dominostein-Theorie 2017, ähnlich wie die linke Version 2015. Österreich hätte in 2016 mit dem FPÖ-Kandidaten Norbert Hofer zwar beinahe einen extrem rechten Bundespräsidenten erhalten. 2016 lag die FPÖ das ganze Jahr über bei Wahlumfragen in Österreich deutlich vor Konservativen und Sozialdemokraten. Bei der Wahl am 15. Oktober 2017 kam sie mit bemerkenswerten 26 Prozent auf den dritten Platz, hinter ÖVP (31,5 Prozent) und SPÖ (26,9 Prozent). Der ‚rechte Aufbruch in Europa‘ – dass Formationen der extremen Rechten in wichtigen EU-Ländern stärkste Partei würden – kam soweit genauso wenig zustande wie zuvor der ‚linke‘ Aufbruch.

¹ Klaus Dräger, „Linker Aufbruch in Europa“? – eine nüchterne Zwischenbilanz, in: Z 106 (Juni 2016), S. 32-42.

Der harte rechte Rand – kein Hindernis für bürgerliches Regieren ...

Wilders Freiheitspartei kam bei den Wahlen in den Niederlanden im März 2017 mit 13,1 Prozent nur auf den zweiten Platz, deutlich hinter Mark Ruttes Liberalen mit 21,3 Prozent. Marine Le Pen erhielt in der ersten Runde der französischen Präsidentschaftswahl Ende April 2017 zwar beachtliche 21,3 Prozent, doch die Ergebnisse der anderen Kandidaten (Macron mit 24 Prozent, der Republikaner François Fillon mit 20 Prozent und der linke Jean Luc Mélenchon mit 19,6 Prozent) zeigten ein in vier etwa gleich starke politische Blöcke stimmungsmäßig gespaltenes Frankreich.² In der ersten Runde der Wahl zur französischen Nationalversammlung im Juni 2017 kam Le Pens Front National nur auf 13,2 Prozent und erhielt in der zweiten Runde nur 8 Abgeordnete – zu wenig, um dort eine Fraktion bilden zu können. Die von der AfD bei der Bundestagswahl in Deutschland Ende September 2017 errungenen 12,6 Prozent schockieren zwar die bundesdeutsche Öffentlichkeit. Die AfD liegt damit aber im europäischen Durchschnitt für Wahlergebnisse solcher rechten Formationen. Deutschland ist ein Nachzügler in diesem EU-weiten ‚Trend‘.

Die harten rechten Formationen sind ‚Partei der konterrevolutionären Verzweiflung‘ (Trotzki). Ihr Aufstieg folgt einem ähnlichen Muster wie jener der ‚konservativen Revolution‘ und der faschistischen Parteien in den 1920er und 1930er Jahren. Im Unterschied zur Periode vor dem Zweiten Weltkrieg braucht das Kapital sie aber nicht, um eine revolutionäre sozialistische Bedrohung (wie die Oktoberrevolution) oder eine starke Arbeiterbewegung zu zerschlagen, die es heute nicht mehr gibt. Die maßgeblich an Freihandel und neoliberalen Struktur-reformen interessierten Kapitalkreise zeigen sich eher von ihnen irritiert.

Wenn es nicht anders geht, versucht man sie in bürgerliche Regierungen einzubinden, was aufgrund der Schnittmengen zu neoliberaler Wirtschaftspolitik auch meist gelingt. Die diversen Regierungen Berlusconi in Italien seit den 1990ern waren Bündnisse zwischen ‚rechtspopulistischen‘ Kräften (Forza Italia, Lega Nord, Alleanza Nazionale). Die schwarz-blaue Koalition von ÖVP und FPÖ in Österreich unter Wolfgang Schüssel (2000 - 2007) ist ein weiteres Beispiel. Aktuell können sich in Österreich sowohl die ÖVP als auch die SPÖ eine Koalition mit der FPÖ vorstellen. Die bürgerlichen Regierungen von Norwegen (mit der Fortschrittspartei) und Finnland (aktuell mit dem ‚gemäßigten‘ Teil der Wahren Finnen), die zeitweise Tolerierung bürgerlicher Minderheitsregierungen durch Wilders Freiheitspartei in den Niederlanden (2011/12) oder durch die rechte Dänische Volkspartei in Dänemark zeigen: die ‚politische Mitte‘ arrangiert sich

² Hätte Frankreich ein auch nur moderat am Verhältniswahlrecht orientiertes Wahlsystem, würden diese vier politischen ‚Unterströmungen‘ einigermaßen in seinem Parlament gemäß ihrer Stärke vertreten sein. Macron und die Republikaner hätten dann trotzdem eine (rechte, wenn auch schwächere) Mehrheit. Die Krise der französischen ‚repräsentativen Demokratie‘ (Mehrheitswahlrecht in der zweiten Runde der Parlamentswahl) zeigte sich später ganz offen: rund 60 Prozent der Wahlberechtigten gingen im Juni 2017 erst gar nicht wählen.

stets dann mit den ‚Rechtspopulisten‘, wenn es dem Erhalt bürgerlicher Regierungsmehrheiten dient. ‚Bürgerliches Regieren‘ verlief in solchen Konstellationen nicht immer reibungslos. Der dominierende Kurs von Austeritätspolitik und neoliberalen Strukturreformen konnte so aber fortgesetzt werden. Die ‚repräsentative parlamentarische Demokratie‘ wurde dabei auch von der harten Rechten als Handlungsrahmen akzeptiert.

... verschiebt aber erfolgreich die Agenda des Zentrums nach rechts

Ob als Regierungspartei oder rechte Opposition: Es gelang den harten rechten Formationen, mit ihrem fremden- und islamfeindlichen Diskurs und ihren autoritären Slogans zur inneren Sicherheit die bürgerliche Mitte und auch die Sozialdemokratie vor sich herzutreiben. Sebastian Kurz von der ÖVP, Christian Kern von der SPÖ, Horst Seehofer von der CSU, die holländischen Liberalen und Christdemokraten usw. – sie alle griffen die Agenda der harten Rechten auf, um ‚die rechte Flanke‘ zu schließen. Entsprechenden Worten aus den ‚Mitte‘-Parteien folgten schon früh Taten. Nach der anfänglichen ‚Willkommenskultur‘ für Flüchtlinge in Deutschland kam Merkels EU-Deal mit der Türkei, um die Balkanroute zu blockieren. Auf Betreiben von Macron, Merkel und den Regierungen Spaniens und Italiens wurde Ende August 2017 in Paris mit afrikanischen Staaten wie Tschad, Niger und anderen über die Errichtung von Auffangslagern in Afrika verhandelt, um die Mittelmeerroute zu schließen. Dies schließt auch Deals mit brutalen libyschen Milizen ein, da dieses von der NATO zerbombte Land ja keine autoritative Zentralregierung hat. Mit diesen und weiteren Maßnahmen (EU-Entwicklungshilfe an Flüchtlingsabwehr, ‚Kampf gegen Terrorismus‘, militärische Zusammenarbeit und neoliberale Strukturreformen koppeln) setzt die EU nun eine Linie zur ‚Festung Europa‘ um, die von rechten Hardlinern wie Ungarns Regierungschef Viktor Orbán schon lange vertreten und mit Grenzzäunen zum ‚Balkan‘ nicht nur symbolisch untermauert wurde.

Macrons angeblich ‚sozial-liberale‘ Regierung hat ein Gesetz auf den Weg gebracht, welches wesentliche Bestimmungen seines Vorgängers Hollande zum befristeten Ausnahmezustand nach den islamistischen Attentaten in Frankreich in den ‚Normalbetrieb‘ überführt. Die Verschärfung von Sicherheitsgesetzen auf dieser Linie ist EU-weit zu beobachten. Zu den Kernthemen der harten Rechten verschiebt sich in der öffentlichen Debatte wie in der Regierungspolitik vieler EU-Staaten das politische Spektrum nach rechts und ins Autoritäre.

Mitte-Rechts überlebt, Mitte-Links ist erledigt

Wie erging es den traditionellen ‚Mitte-Rechts‘-Kräften in diesem europäischen Wahlzyklus? Bei den Wahlen in Spanien Ende Juni 2016 konnte sich die Volkspartei (PP) von Mariano Rajoy mit rund 33 Prozent als stärkste konservative Kraft behaupten, während ihr bevorzugter liberaler Koalitionspartner (Ciudadanos) mit rund 13 Prozent stagnierte. Eine Minderheitsregierung der PP kam ins Amt, weil sich die spanischen Sozialdemokraten beim dritten Durchgang zur

Wahl des Ministerpräsidenten mehrheitlich enthielten. In den Niederlanden lagen Ruttes Liberale klar vorne. Andere bürgerliche Parteien (wie die christdemokratische CDA, die sozialliberale D 66 usw.) konnten etwas zulegen. In Frankreich wurden die konservativen ‚Republikaner‘ (LR – die Nachfolgepartei von Sarkozys UMP) in der ersten Runde der Parlamentswahl zwar ziemlich gerupft (auf rund 16 Prozent). LR konnte in der zweiten Runde aber immerhin 100 von 577 Mandaten als stärkste ‚Oppositionsfraktion‘ sichern. Macrons ‚En Marche‘ erhielt mit 313 Mandaten die absolute Mehrheit. Hinzu kommen seine Unterstützer von der liberalen MoDem mit 47 und der ‚Konstruktiven‘ (Dissidenten der LR und anderer bürgerlicher Gruppen) mit 35 Mandaten. Macron hat viele Möglichkeiten, aus diesem Spektrum für die eine oder andere ‚Reform‘ über seine absolute Mehrheit hinaus zusätzliche Unterstützung zu gewinnen. CDU und CSU in Deutschland fuhren mit zusammen 32,9 Prozent zwar ihr bislang schlechtestes Wahlergebnis bei einer Bundestagswahl seit 1949 ein.³ Dafür ist die FDP als vierte Kraft im Bundestag aber wieder da, und die Grünen sind wohl zu allem bereit. Bürgerliches Regieren in der EU bleibt weiterhin die Norm.

Was ‚Mitte-Links‘ als im Wesentlichen von der Sozialdemokratie dominiertes politisches Feld angeht, ist die Bilanz überwiegend katastrophal. Seit einigen Jahren ist schon von der PASOKisierung der europäischen Sozialdemokratie die Rede – dem Absturz der in den 1980ern und 1990ern mächtigen Regierungspartei von Andreas Papandreou in Griechenland auf eine unbedeutende Restgröße. Die irische Labour Party und die niederländische PvdA rangieren inzwischen unter 10 Prozent der Wählerstimmen. Mitterands einst dominante französische PS erreichte bei den Wahlen zur Nationalversammlung 2017 nur knapp 7,5 Prozent. Die spanische PSOE und die SPD können sich mit Ergebnissen um die 20 Prozent demgegenüber als ‚mittelstarke‘ Parteien noch glücklich schätzen. Warum die neoliberal gewendete Sozialdemokratie so eingebrochen ist, habe ich in Z 106 und anderswo analysiert und kommentiere dies hier nicht weiter.

Großbritannien und Portugal – die Ausnahmen

Im Gegensatz zu ihrem Niedergang in weiten Teilen Europas gibt es in zwei Ländern eine Renaissance der Sozialdemokratie: in Portugal und Großbritannien.

In Portugal tolerieren Kommunisten (PCP/CDU) und Linksblock seit 2015 die sozialdemokratische Minderheitsregierung von Antonio Costa. Die Austeritätspolitik wurde gestoppt, Mindestlöhne erhöht, Investitionen in Bildung und Gesundheit ausgebaut usw.. Die leichte Konjunkturerholung seit 2016 ermöglichte es der Regierung Costa, die EU-Defizitregeln einzuhalten. Bei den jüngsten Kommunalwahlen am 1. Oktober 2017 waren Costas Sozialisten die strahlenden Sieger und kamen landesweit auf 38,7 Prozent (gegenüber 32,3 Prozent bei der Parlamentswahl im Oktober 2015). Die konservative PSD von

³ CDU bundesweit 26,8 Prozent; CSU bundesweit 6,2 Prozent; CSU in Bayern 38,8 Prozent. Verluste für CSU von 10,5 Prozent, für CDU von 7,4 Prozent.

Passos Coelho wurde abgestraft.⁴ Costas moderat sozialdemokratische Strategie hat sich für die portugiesischen Sozialisten gelohnt (,Linksbündnis', Stopp der Austerität, im Alltag spürbare soziale Verbesserungen in kleinen Schritten voranbringen und dabei die EU-Defizitregeln etc. einhalten). Die strukturellen Probleme (faule Kredite der Banken und deren Abwicklung, defizitäre Industrialisierung etc.) bleiben aber. Wenn die aktuelle Wirtschaftserholung sich nicht fortsetzt – Portugal profitiert als ,sicherer Hafen' vor allem im Tourismus von der Instabilität in Nordafrika und der autoritären Entwicklung in der Türkei – steht dieses im Kern noch kaum veränderte portugiesische Entwicklungsmodell wieder vor seinen alten Problemen.

Das Brexit-Referendum in Großbritannien im Juni 2016 wurde von den Mainstream-Medien und auch vielen Kräften der europäischen Linken als ,Sieg des Rechtspopulismus' (UKIP, Boris Johnson etc.) interpretiert. Ausschreitungen danach gegen osteuropäische Migranten schienen dieser Interpretation Recht zu geben. Allerdings: nur etwa 33 Prozent der für den Brexit Stimmenden gaben damals als Hauptmotiv für ihre Entscheidung an, dass der Ausstieg aus der EU die besten Chancen biete, die Außengrenzen und die Zuwanderung wieder zu kontrollieren. Für die große Mehrheit der ,Brexiters' war ,Demokratie und Volkssouveränität' (*taking back control*) das sicher vieldeutige, aber entscheidende Thema: Protest gegen die Folgen von ,Globalisierung', EU und der Austeritätspolitik von Tony Blairs Labour und der Konservativen. Als nach David Camerons Abgang die neue konservative Premierministerin Theresa May vorgezogene Neuwahlen zum 8. Juni 2017 ausrief, glaubten die meisten Medien an ihren gloriosen Wahlsieg und die völlige Vernichtung von Jeremy Corbyn als neuem Führer der Labour Party. Es kam bekanntlich anders: Corbyn konnte sich gegen Putschversuche der Blairisten in der eigenen Partei behaupten, ein links-sozialdemokratisches Programm für ,die vielen, nicht die wenigen' innerparteilich durchsetzen, und damit 40 Prozent der Stimmen (gegenüber 42,4 Prozent für die Tories) gewinnen. Die rechts-imperialistische UKIP wurde untergepflügt.

Die grundsätzliche Entscheidung für den Brexit akzeptiert Corbyn. Strategisch geht es ihm nun darum, aus dem Brexit einen *Lexit* (linken Ausstieg aus der EU) zu machen: Verstaatlichung der Eisenbahnen, Rekommunalisierung der Wasser- und Energieversorgung, Wiederaufbau des Gesundheitssystems (NHS), sozialer Wohnungsbau, sozial-ökologische Industriepolitik usw. Portugal und Großbritannien zeigen: ,Sozialdemokratie wieder zu erlernen' (Tariq Ali) könnte die Erosion dieser Strömung aufhalten. Die meisten sozialdemokratischen Parteien in Europa wollen von einem solchen Kurswechsel allerdings nach wie vor nichts wissen. Für viele von ihnen ist es wohl auch schon zu spät ...

⁴ Auch die Kommunisten verloren 1,6 Prozent gegenüber ihrem Kommunalwahlergebnis von 2013 (von 11,1 Prozent auf 9,5 Prozent; Parlamentswahl 2015: 8,3 Prozent) und viele Bürgermeisterposten in ihren vormaligen Hochburgen. Der Linksblock stagnierte auf seinem schlechten Kommunalwahlergebnis von 2013 (3,3 Prozent; bei der Parlamentswahl 2015: 10,2 Prozent). Daraus den Niedergang des Linksblocks und der PCP abzuleiten, wäre m.E. voreilig. Kommunalwahlen folgen ihren eigenen Regeln.

Renzi und Macron: Transformismo re-loaded

Die Demokratische Partei (PD) Italiens ordnet sich dem europäischen Mitte-Links-Spektrum zu. Sie ist allerdings keine sozialdemokratische Partei. Walter Veltroni, der in den 1990ern die Gründung der PD maßgeblich vorantrieb, wollte gemäßigte konservative, liberale, grüne und sozialdemokratische Strömungen nach dem Vorbild der US-Demokraten sammeln, um in einem Zwei-Parteien-System Berlusconi's Rechtsblock zu schlagen. Sein Kalkül ging am Ende nicht auf. Die ‚Mitte-Links‘ Kräfte der ‚Demokraten‘ (z.B. Bersani, D'Alema, Pisapia) haben sich jüngst in mehreren Schüben von Renzi's PD abgespalten. Die Formation dieser Befürworter der alten *centro-sinistra* kommt in Umfragen in Italien auf 3 bis 4 Prozent, die sozialdemokratische ‚Sinistra Italiana‘ (SI) auf 2 bis 3 Prozent. Getrennt blieben beide Gruppierungen bei der für spätestens im Mai 2018 abzuhaltenden Wahl in Italien wohl ohne parlamentarische Vertretung. Die PD und Beppe Grillos Fünf-Sterne-Bewegung (M5S) können laut derzeitigen Umfragen mit jeweils knapp bis zu 30 Prozent Wahlstimmen rechnen, der rechte Block (Berlusconi's Forza Italia, Lega Nord und die proto-faschistischen ‚Fratelli d'Italia‘) zusammen mit bis zu 33 Prozent. Für keinen der drei Blöcke reichte es, alleine zu regieren. Mit Blick auf mögliche Regierungsbeteiligung haben sowohl die ‚Populisten‘ vom M5S als auch die Lega Nord ihre früheren Positionen aufgegeben, dass Italien aus dem Euro aussteigen solle usw. Vieles wird dabei sondiert, z.B. eine Minderheitsregierung von M5S, toleriert von der Lega und anderen (Gespräche dazu gab es). Oder wie von Renzi favorisiert: eine PD-Regierung mit Forza Italia und anderen. Bürgerliches Regieren wird dabei weiterhin die Devise sein – ganz im Geiste des tradierten italienischen ‚*Transformismo*‘ (Alles muss sich ändern, damit sich nichts ändert). Das ist ja auch in Frankreich unter dem ‚radikalen Erneuerer‘ Emmanuel Macron so, der die autoritäre Agenda des späten ‚sozialistischen‘ Präsidenten Hollande weiter führt und verschärft, nicht nur mit seinen neoliberalen Arbeitsmarktreformen.

Die ‚radikale Linke‘ in der EU: ernüchtert, konfus, zerstritten ...

Wie erging es den Kräften der europäischen ‚radikalen Linken‘ in diesem Wahlzyklus? Die Sozialistische Partei der Niederlande (SP) kam bei der Wahl im März 2017 auf 9,1 Prozent – bei der Wahl 2006 hatte sie mal 16,6 Prozent gewonnen. DIE LINKE in Deutschland erreichte im September 2017 9,2 Prozent. Diese Ergebnisse liegen im europäischen Durchschnitt solcher Formationen der EU-Linken (außer Syriza bisher und UP in Spanien).

Mélenchons *La France Insoumise* (FI; Das widerständige Frankreich) kam bei den Parlamentswahlen im Juni 2017 immerhin auf rund 11 Prozent⁵, die

⁵ Damit aber weit entfernt von den 19,6 Prozent für ‚JLM‘ bei der ersten Runde der Präsidentschaftswahl. Das Ergebnis von Mélenchons FI übertrifft allerdings das Ergebnis der vormaligen Front de Gauche (als Parteienbündnis von Parti de Gauche, PCF und anderen) in 2012 (6,9 Prozent).

Kommunisten (PCF) nur auf 2,7 Prozent, und die extreme Linke (NPA, Lutte Ouvrière etc.) auf rund 0,8 Prozent. Die französische ‚radikale Linke‘ zusammen genommen konnte damit den Front National knapp überflügeln. Die Kommunisten verteidigten trotz ihrer nationalen Schwäche ihre lokalen Hochburgen, erzielten so 11 Mandate, und konnten mit linken Abgeordneten aus den französischen Überseegebieten eine Fraktion in der Nationalversammlung bilden. Die Rest-PS und ihre Verbündeten (Grüne, andere kleinere Satelliten) formierten sich ironischerweise zur Fraktion der ‚Nouvelle Gauche‘ (Neue Linke). Und zwischen all diese will sich eine neue ‚Bewegung M1717‘ des gescheiterten sozialistischen Präsidentschaftskandidaten Benoit Hammon hineinzwängen, um die ‚französische Linke‘ zu einen. Eine Einheitsfront dieser Kräfte findet wegen strategischer und sonstiger Differenzen bislang nicht statt. Zurzeit geht es um einen Wettbewerb, wer als ‚linke Opposition‘ zu Macron die Nase vorn hat.

Auch in Spanien verlief die Wiederholungswahl vom Juni 2016 für die spanische ‚radikale Linke‘ enttäuschend. Podemos, Izquierda Unida (IU) und ihre regionalen Bündnispartner waren mit einem gemeinsamen Wahlbündnis Unidos Podemos (UP) angetreten. Sie verloren aber rund eine Million Stimmen im Vergleich zur Wahl im Dezember 2015, als IU und Podemos noch getrennt kandidierten. UP kam mit 21,1 Prozent auf den dritten Platz, hinter Konservativen (33 Prozent) und Sozialdemokraten (22,7 Prozent). Eine ‚portugiesische Konstellation‘ (UP, PSOE, diverse Regionalparteien) hätte im spanischen Parlament eine knappe Mehrheit. Die PSOE ermöglichte es den Konservativen aber durch Stimmenthaltung eine Minderheitsregierung zu bilden. Ein parteiinterner Putsch des rechten Flügels der PSOE entmachtete Pedro Sanchez als Generalsekretär, weil er auf seinem ‚Nein zu Rajoy‘ beharrte. In einer Urwahl im Mai 2017 setzte sich Sanchez mit seiner Linie aber gegen Susana Diaz als Kandidatin der Parteigranden durch. Ähnlich wie UP forderte er, Spanien müsse zu einem plurinationalen föderativen Staat umgebaut werden. UP beantragte Mitte Juni 2017 ein Misstrauensvotum gegen Rajoy. Dies scheiterte, weil die PSOE sich enthielt.

Zur Krise um das katalonische Unabhängigkeitsreferendum vom 1. Oktober 2017 beschränke ich mich aus Platzgründen darauf, knapp die Strategien der unterschiedlichen Akteure zu beleuchten. Das spanische Verfassungsgericht erklärte das Referendum für illegal. Rajoy konnte sich so als Verteidiger von Verfassung und Rechtsstaat positionieren und damit von Korruptionsskandalen seiner PP ablenken. Die PSOE ließ sich von ihm auf dieser Linie wieder in babylonische Gefangenschaft zwingen. PP, PSOE und die neoliberalen Ciudadanos verteidigen mit ihrem ‚Verfassungspakt für Spanien‘ das ‚Regime von 1978‘. UP beantragte im Parlament, dass die Regierung auf die Aktivierung der Artikel 155 und 116 der Verfassung⁶ verzichten und in einen Dialog

⁶ Nach Artikel 155 könnte die Zentralregierung das Autonomiestatut Kataloniens aussetzen, die Regionalregierung entmachten, Neuwahlen ausschreiben und zwischenzeitlich die Kommunen unter Verwaltung der Zentralregierung stellen. Nach Artikel 116 könnten Grundrechte wie Versammlungsfreiheit usw. zeitweise ausgesetzt werden.

mit der Regionalregierung von Katalonien eintreten solle. Dies wurde abgelehnt, auch die PSOE stimmte mit Nein.

In einem Eilverfahren wurde katalonischen Unternehmen ermöglicht, ihren Firmensitz in andere Regionen von Spanien zu verlegen, was viele bereits taten. So würde einem sich einseitig als unabhängige Republik erklärenden Katalonien die Steuer- und Finanzbasis entzogen. Die katalonischen Unternehmerverbände setzten den regionalen Regierungschef Puigdemont unter Druck, die geplante Sezession von Spanien auszusetzen – was dieser am 10. Oktober 2017 auch tat. Puigdemont will damit Zeit schinden, um die ‚internationale Gemeinschaft‘ und die EU als Vermittler im Konflikt zu gewinnen. Die EU-Kommission lehnt sowohl die Unabhängigkeit als auch eine Vermittlungsrolle ab. Risse im bisherigen katalonischen Mehrheitsblock für die Unabhängigkeit ‚binnen 48 Stunden‘ nach dem Referendum sind deutlich. Die sozial-liberale ERC und die anti-kapitalistische CUP kritisieren Puigdemonts Entscheidung, die CUP droht mit dem Auszug ihrer Abgeordneten aus dem Regionalparlament. Das regionale UP-Bündnis in Katalonien (*En Comu Podem*) bestärkt den bürgerlichen Regionalpräsidenten hingegen, auf diesem Weg der ‚Atempause‘ weiter zu machen: Dialog mit der Zentralregierung, das Recht auf (garantierte und repräsentative) Abstimmung zur Unabhängigkeit fordern, Druck auf eine föderale Verfassungsreform aufbauen.⁷

PSOE und PP haben bereits vereinbart, einen Sonderausschuss zur Verfassungsreform einzurichten, der nach sechs Monaten Empfehlungen vorlegen soll. Somit hat die PP die Fäden in der Hand für alle weiteren Initiativen: Zuckerbrot Dialog⁸ oder (dosiert angewendete) Peitsche auf dem legalistischen Weg (Aktivierung von Artikel 155, 116 etc.), Neuwahlen in Katalonien (unterstützt von der PSOE) usw. Die Unabhängigkeitsbewegung hat keine vergleichbaren Druckmittel zur Verfügung: Demos, Streiks, ziviler Ungehorsam etc. ja – aber im Unterschied zum Zerfall Jugoslawiens verfügt sie über keine Milizen, keine ‚internationale Unterstützung‘ und Förderung usw.. Die Situation kann weiter eskalieren. Eine immanente Gefährdung bürgerlichen Regierens in Spanien kann ich zurzeit (15.10.2017) noch nicht erkennen, weil die Kräfte des Regimes von 1978 (PP, PSOE, liberale C's etc.) weiterhin in dieser Staatskrise zusammenstehen.⁹

Zurück zur europäischen ‚radikalen Linken. Mangels Masse der Sozialdemokratie in den meisten EU-Ländern ist die frühere Orientierung der ‚radikalen europäischen Linken‘ auf rot-rot-grüne und ähnliche Bündnisse in der nächsten Zeit unrealistisch. Wie weit sich die ‚radikale Linke‘ als ‚Korrektiv‘ zu den anderen avisierten Bündnispartnern dabei auch immer verbiegen wollte –

⁷ UP ist für eine Verfassungsreform hin zum ‚pluri-nationalen Staat‘, aber gegen die Abspaltung Kataloniens von Spanien.

⁸ Mit ihrer absoluten Mehrheit im Senat kann die PP aus ihrer Sicht allzu weit gehende föderale Reformen immer blockieren.

⁹ Die schloss ja auch früher schon den Rückgriff auf repressive Maßnahmen ein. Und vor einem erneuten Bürgerkriegsszenario wie in den 1930ern haben alle Seiten Angst, vor allem die bürgerlichen und sozial-liberalen Kräfte der Unabhängigkeitsbewegung in Katalonien.

das ‚linke‘ Juniorpartner-Modell ist tot. Die andere Variante – sich als ‚links-populistische Bewegung‘ (nach lateinamerikanischen Vorbildern) breiter aufzustellen, die Sozialdemokratie dabei zu überflügeln und als ‚linke Regierungsalternative‘ die gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse zu verschieben (z.B. Syriza, Unidos Podemos, Mélenchons La France Insoumise etc.) – klappte bisher auch nicht. Auch die ‚Linkspopulisten‘ (siehe z.B. UP etc.) wollen – wie die linken Realos und Pragmatiker anderswo – am Ende eher ‚normale‘ Koalitionen mit Sozialdemokratie, Sozialliberalen, Grünen etc.; auch nur als Juniorpartner.

Die ‚neue Opposition‘: schwache Sozialdemokratie

Susan Watkins, die Herausgeberin der *New Left Review*, bezeichnete die ‚neuen Oppositionsbewegungen‘ (z.B. Sanders in den USA, Corbyn in Großbritannien, Mélenchon in Frankreich, Podemos in Spanien, Beppe Grillo in Italien) als ‚schwache Sozialdemokratie‘: „Die NATO respektieren, gegen Austerität, für öffentliche Investitionen (und sehr vorsichtig) für öffentliches Eigentum, Skepsis gegenüber dem ‚Freihandel‘“¹⁰ – das eint diese Formationen. Dies vergleicht sie mit den deutlich weiter gehenden Zielen der Sozialdemokratie im 19. Jahrhundert. Perry Anderson¹¹ gab der EU-Linken folgenden Rat: „Für die linken Bewegungen gegen das System in Europa ergibt sich aus den Erfahrungen der letzten Jahre eine eindeutige Lehre: Wenn sie nicht von den Rechten abgehängt werden wollen, können sie es sich nicht leisten, das bestehende System weniger radikal anzugreifen als diese. Zugleich muss ihre Opposition kohärenter werden. Und sie müssen von der Wahrscheinlichkeit ausgehen, dass die heutige EU als neoliberales Konstrukt sich nicht mehr von innen reformieren kann.“

Soweit – gut gebrüllt, Löwe. Was wären dann die Fixpunkte für eine ‚kohärente linke Opposition‘ zum EU-System, die diese popularisieren und handlungsfähig machen?

Der Diskurs vieler Formationen der EU-Linken dazu war bisher: Wenn wir die Regierungsmacht erobern, würden wir dies und jenes sozialer und ökologischer machen, ‚zivilen Ungehorsam‘ gegenüber neoliberalen EU-Vorgaben organisieren, Demokratie und Volkssouveränität dabei stärken. Eine umfassendere ‚systemische‘ Vision fehlt sowohl für die nationale wie die europäische Ebene. Die europhilen linken Kräfte glauben daran, dass sie im Bündnis mit ‚Zentristen‘ wie dem noch amtierenden Präsidenten der EU-Kommission Jean Claude Juncker oder mit Macron die EU ‚sozial, ökologisch, friedlich‘ reformieren könnten.

¹⁰ Susan Watkins, *New Oppositions*, in: *New Left Review* 98, March/April 2016, S. 27. Grillos 5-Sterne-Bewegung passt eigentlich nicht in ihr Raster – was sie in ihrem Essay selbst kritisch problematisierte.

¹¹ Perry Anderson, *Das System Europa und seine Gegner*, in: *Le Monde Diplomatique*, Deutsche Ausgabe, März 2017.

Die EU rückt nach rechts

Der Zug fährt aber in die andere Richtung: Ausbau der Festung Europa, Verschärfung des Grenzregimes (auch innerhalb des Schengen-Raums), Förderung der Rüstungsindustrie, Erhöhung der Militärausgaben auf die NATO-Vorgabe von zwei Prozent des BIP, Stärkung der militärischen Kapazitäten der EU (,Verteidigungsunion'), weitere Investitionsschutz- und Handelsabkommen im Schnellverfahren (Japan, Neuseeland, Australien usw.). Über diese Projekte der Weiterentwicklung der EU herrscht weitgehend Konsens zwischen den Regierungen ihrer Mitgliedstaaten, einschließlich der ,illiberalen Demokratien' Polens, Ungarns und Bulgariens. Junckers Vision von einer EU mit einer Geschwindigkeit – nach dem Brexit sollen alle Mitgliedstaaten zügig den Euro einführen – sie wird nicht kommen. Macrons Vorschläge zur Reform der Eurozone werden von vielen Regierungen abgelehnt. Die neue deutsche Bundesregierung – ob Jamaika oder doch wieder Große Koalition – wird sich bemühen, dass der französische Präsident sein Gesicht wahren kann, um die deutsch-französische Achse wieder zu beleben. Substanzielle Fortschritte in dieser Frage sind aber kaum zu erwarten – die EU wird sich bei diesen kontroversen Themen weiter durchwursteln. Ob Junckers ,one speed EU' oder Macrons (und Merkels) EU der verschiedenen Geschwindigkeiten – links und emanzipatorisch ist beides nicht. Unter dem Strich bleibt: das politische Spektrum in Europa rückt nach rechts, bürgerliches Regieren in den Nationalstaaten und auf EU-Ebene werden davon geprägt. ,Rauhe Bürgerlichkeit' ist das ,neue Normal'. Gegenläufige Tendenzen (wie Corbyns Labour oder Portugal) sind derzeit isolierte Ausnahmen.

Das Ergebnis der Bundestagswahlen 2017: Ursachen der Rechtsentwicklung (Teil I)¹

Im Ergebnis der Bundestagswahl vom September 2017 kommt eine deutliche Rechtsentwicklung in Stimmung, politischer Einstellung und Orientierung in der Bundesrepublik zum Ausdruck. Damit setzt sich eine Tendenz fort, die schon seit längerem zu beobachten ist und die sich jetzt beschleunigt hat. Zugleich machte die Wahl mit der Etablierung der AfD als Bundestagspartei auch einen Rechtsruck innerhalb des konservativ-bürgerlichen Lagers sichtbar.

Dieser Rechtstrend – der in fast ganz Europa zu beobachten ist² – ist nicht so ausgeprägt wie zuletzt bei den Wahlen in Österreich und Tschechien, er ist auch nicht, wie z.B. in Italien oder Frankreich, mit einer völligen Erosion des bestehenden Parteiensystems verbunden. Der Aufstieg einer rechtspopulistischen, zum Neofaschismus hin offenen Formation ist in der Bundesrepublik bisher (noch?) nicht so ausgeprägt wie z.B. in Frankreich, und zugleich gibt es hierzulande keinerlei Anzeichen für die Neuformierung einer Linken – sei es innerhalb des Parteiensystems wie in England mit Corbyn, sei es außerhalb, wie in Frankreich mit Mélenchon.

1. Der Wahlausgang und die Ursachen

Unbeschadet hochgradiger politischer Übereinstimmung der im Bundestag vertretenen Parteien in Grundsatzfragen – zum Wirtschafts- und Gesellschaftssystem, zur Sicherheitspolitik nach Innen und Außen, zur „West-Bindung“ der Bundesrepublik, ihrer „wachsenden internationalen Verantwortung“ einschließlich militärischer Auslandseinsätze usf.; nur die Partei Die Linke ist in diesen Grundkonsens in vieler Hinsicht nicht eingebunden – lassen sich doch relevante Unterschiede zwischen den Parteien konstatieren und insofern politische Richtungen oder „Lager“ unterscheiden, die bei Wahlen herausgestellt werden müssen. Dass diese „Lager“ weitgehend kompatibel sind und nach den Wahlen sofort alles unternommen wird, um aus „staatspolitischer Verantwortung“ etwaige Zuspitzungen und Inkompatibilitäten auszuräumen und die Kooperations- und Koalitionsmöglichkeiten wiederherzustellen, gehört seit langem zum politischen Alltagsgeschäft ihrer Führungen³, schafft aber auch gewisse Identitätsprobleme, die unter bestimmten Bedingungen zu Abspaltungen führen können. Aktuell kann die Verselbständigung einer politischen Tendenz am

¹ Teil II in Z 113 (März 2018) wird sich – nach der dann vermutlich erfolgten Regierungsbildung – mit Folgerungen für die Orientierung der parlamentarischen und außerparlamentarischen Opposition befassen.

² Vgl. den Beitrag von Klaus Dräger in diesem Heft, S. 8ff.

³ Vgl. unseren Kommentar zur Bundestagswahl 2013 („Was bringt die große Koalition?“) in Z 97, März 2014, S. 148ff.

rechten Rand der Union zu einer eigenständigen Partei beobachtet werden, deren Führungspersonal sich aus dem rechtskonservativen Spektrum von CDU/CSU, aus rechten Bewegungen und rechtsextremen bis neofaschistischen Kleinparteien und Gruppen speist. Sie wird im rechten Lager vorerst als Schmutzkind behandelt; wie lange, wird sich zeigen.

Verschiebungen zwischen den und innerhalb der politischen „Lager“

Geht man von den bisherigen politischen „Hauptblöcken“ aus – auf der einen Seite CDU/CSU, FDP, AfD und auf der anderen Seite SPD, Grüne, Linke und zeitweilig die Piraten –, so hatte sich deren Kräfteverhältnis zwischen 2005 und 2013 gemessen an Wähleranteilen umgekehrt: von 45:51 Prozent (2005) auf 51:45 Prozent 2013. Dieser Trend hat sich seitdem fortgesetzt: CDU/CSU, FDP und AfD kommen 2017 auf über 56 Prozent, SPD, Grüne, Piraten und Linke auf nur noch 39 Prozent (vgl. Tab. 1). Der Zuwachs der Rechten liegt im längerfristigen Vergleich (2005 zu 2017) bei über 11 Prozent⁴, der Verlust der Parteien links von der Union bei 12 Prozent.

	2005	2009	2013	2017	2013/2017	2005/2017
CDU/CSU	35,2	33,8	41,5	32,9	-8,6	-2,3
FDP	9,8	14,6	4,8	10,7	+5,9	+0,9
AfD	-	-	4,7	12,6	+7,9	+12,6
zusammen	45,0	48,4	51,0	56,2	+5,2	+11,2
SPD	34,2	23,0	25,7	20,5	-5,2	-13,7
Linke	8,7	11,9	8,6	9,2	+0,6	+0,5
Grüne	8,1	10,7	8,4	8,9	+0,5	+0,8
Piraten	-	2,0	2,2	0,4	-1,8	+0,4
zusammen	51,0	47,6	44,9	39,0	-5,9	-12,0
REP, NPD	2,2	1,9	1,5	0,4	-1,1	-1,8
Sonstige	1,3	2,1	2,6	4,3	+1,7	+3,0

Tabelle 1 lässt auch erkennen, dass gegenüber 2005 die Verluste bzw. Gewinne bei CDU/CSU und FDP 2017 nicht besonders ausgeprägt sind. Das Novum auf der Rechten ist der Aufstieg der AfD. Auf der anderen Seite ist der Abstieg der SPD der entscheidende Prozess. Linke und Grüne konnten sich langfristig halten, ihr Potenzial gegenüber 2005 aber kaum weiter ausbauen.

Folgt man den – sicher nur ‚cum grano salis‘ zu nehmenden – Nachwahlbe-

⁴ Bei Berücksichtigung der neofaschistischen Kleinparteien REP und NPD, deren Wählerschaft 2017 weitgehend von der AfD resorbiert wurde, liegt dieser Zuwachs bei 9,4 Prozent.

fragungen zu Wählerwanderungen⁵, ergibt sich folgendes Bild von den Verschiebungen zwischen den politischen Lagern und innerhalb dieser Lager:

- 2017 verliert das „linke“ Lager (SPD, Grüne und Linke) gegenüber der Wahl 2013 per saldo an das rechte Lager (Union, FDP, AfD) 1,42 Mio. Stimmen (davon 0,9 Mio. an die AfD).
- Aus dem Nichtwählerbereich gewinnen bei gesteigerter Wahlbeteiligung Union, FDP und AfD zusammen per saldo 2,28 Mio. Stimmen. SPD, Grüne und Linke können zusammen daraus netto nur 0,9 Mio. Stimmen auf sich ziehen (2,51 Mio. Zugängen stehen 1,65 Mio. Abgänge ehemaliger Wähler ins Nichtwählerlager gegenüber).
- Austausch auf der Rechten: Der Rechtsruck ist mit einer Kräfteverschiebung innerhalb des rechten Lagers verbunden: drastischer Einbruch der CDU/CSU bei Aufstieg von FDP und AfD. Die Union verliert per saldo 1,36 Mio. Stimmen an die FDP und knapp 1 Mio. Stimmen an die AfD, insgesamt 2,34 Mio. Wähler.
- Austausch auf der Linken: Bei den Wählerwanderungen zwischen SPD, Grünen und Linken gewinnt die Linkspartei netto von der SPD 0,4 Mio. Stimmen, von den Grünen knapp 0,2 Mio., zusammen also 0,6 Mio. Stimmen.

Die Hauptverluste der CDU/CSU gingen an FDP und Nichtwähler (je 1,6 Mio.) und an die AfD (ca. 1 Mio.). Diese Verluste sind im Rahmen der Regierungsbildung ein Moment der Schwächung der CDU/CSU. Sie kann aber darauf pochen, dass gegen sie keine Regierung gebildet werden kann. Die im letzten Bundestag formal, aber nicht politisch gegebene Mehrheit von SPD, Grünen und Linken ist durch Verluste an die Rechte und deren ungleich stärkeren Zugewinne aus dem Nichtwählerbereich verloren gegangen.

Aus den Nachwahlbefragungen ergeben sich auch beachtliche Unterschiede zwischen den Parteien hinsichtlich ihrer Stammwählerschaft, d.h. der Stabilität der Bindung von Anhängern. Von den CDU/CSU-Wählern gaben 2017 72 Prozent an, auch bei der vorhergehenden Bundestagswahl diese Partei gewählt zu haben; bei der SPD waren es 62 Prozent. Die Stammwählerquote lag bei Linken und Grünen bei 47 bzw. 45 Prozent und machte bei den Aufsteigern FDP und AfD nur ein Viertel aus. Insgesamt hat sich die Bindung an Parteien zwar gelockert, bleibt aber bemerkenswert hoch. Der Anteil der Wechselwähler soll im Vergleich zu den 1980er Jahren von einem Fünftel auf ein Drittel der Wähler gestiegen sein.⁶

⁵ Ber. nach den Daten von Infratest dimap; vgl. <http://www.zeit.de/politik/deutschland/2017-09/wahlverhalten-bundestagswahl-wahlbeteiligung-waehlerwanderung>.

⁶ So Rüdiger Schmitt-Beck, Universität Mannheim. Vgl. T. Steppart, Wie unentschlossen ist der Wähler? In: FAZ v. 23.9.2017.

Wirtschaftslage, Prekarisierung und Wahlausgang

Als sich der US-Demokrat Bill Clinton 1991 anschickte, den amtierenden republikanischen Präsidenten George Bush bei den Wahlen von 1992 herauszufordern, waren seine Aussichten zunächst eher ungünstig. Der erste Irakkrieg hatte die Popularität von Bush senior befördert, der zugleich mit dem Amtsbonus in den Wahlkampf starten konnte. Clintons Chance war die Konjunktur: Mitte 1990 hatte eine wirtschaftliche Rezession eingesetzt, die im März 1991 – nach Schätzungen des Business Cycle Dating Committee des National Bureau of Economic Research (NBER) – ihren Tiefpunkt erreicht hatte. Die sozialen Folgen dieser zyklischen Krise zeichneten sich aber erst in der zweiten Jahreshälfte 1991 und 1992 ab: Einkommensentwicklung und Beschäftigung erreichten erst Mitte 1992 ihre jeweiligen Tiefpunkte. Clintons Wahlkampagne fokussierte sich – unter der von seinem Wahlkampfmanager erfundenen Parole „It’s the economy, stupid“ – erfolgreich auf wirtschaftliche Fragen. Damit wurde aber nur einer alten Logik Ausdruck gegeben: Eine Regierung verliert bei Wahlen in Zeiten von Rezessionen, sie wird bestätigt, wenn die Konjunktur gut läuft.

Dieser Logik zufolge hätten die beiden deutschen Regierungsparteien – zumindest aber die Kanzlerinnenpartei – im September 2017 eine breite Bestätigung erfahren müssen. Aber beide „Volksparteien“ verlieren massiv – zusammen fast 14 Prozent (vgl. Tab. 1), soviel, wie die beiden Rechtsparteien FDP und AfD gewinnen – die Hauptverschiebung bei dieser Wahl. Das verweist auf ausgeprägte Unzufriedenheit bei ihrer Anhängerschaft mit der Merkel-Regierung, insbesondere in den gehobenen Mittelschichten (FDP-Klientel) und in dem Konglomerat aus Mittelschichten und Prekarisierten, das die AfD mobilisieren konnte. Was sind die Hintergründe?

In unserer Analyse zur Bundestagswahl 2014 hatten wir das verbreitete Bewusstsein einer „relativen Krisenresistenz Deutschlands“ als Faktor für den Erfolg des „Eigentumsblocks“ (CDU/CSU, FDP, damalige wirtschaftsliberale Professoren-AfD) gewertet⁷. Dieser Faktor war im September 2017 noch ausgeprägter, die offiziellen Darstellungen der konjunkturellen Lage Deutschlands in den Leitmedien klangen geradezu euphorisch. Aber auch wenn man berücksichtigt, dass hier viel Schönfärberei im Spiel war und ist – insgesamt war die Periode 2013 bis 2017 durch deutliche konjunkturelle Aufwärtstendenzen gekennzeichnet, die auch auf den Arbeitsmärkten und bei der Entwicklung von Löhnen, Kaufkraft und Renten zu spüren waren. Ökonomisch schien und scheint alles zum Besten zu stehen in der besten Bundesrepublik, die wir je hatten – das glaubten wohl auch die Wahlkampfmanager von CDU/CSU, als sie plakatieren ließen: „Für ein Deutschland in dem wir gut und gerne leben“. Dagegen war schwer zu argumentieren. Das Wahlergebnis verweist jedoch auf andere Unterströmungen.

⁷ Vgl. Z 97, S. 154.

2. Gespaltene Wahrnehmung der sozialen Wirklichkeit

Zuerst ist festzustellen: Die Besserung der wirtschaftlichen Lage hat auch im Bewusstsein der Bevölkerung ihren Niederschlag gefunden. Im August 2017 fasste Allensbach die Befragungsergebnisse zur allgemeinen „Lagebeurteilung“ so zusammen: „Die ökonomische Entwicklung der vergangenen zehn Jahre hat dazu geführt, dass die Mehrheit heute mit ihrer materiellen Situation zufrieden ist, Sorgen um die Sicherheit des Arbeitsplatzes nur noch eine geringe Rolle spielen und die Zukunftsperspektiven überwiegend optimistisch eingeschätzt werden. Angesichts der Turbulenzen und Unsicherheiten in vielen anderen Ländern zieht die überwältigende Mehrheit den Schluss, dass das Land nicht nur ökonomisch in einer besseren Situation ist, sondern generell besser geführt wird.“ Dieser „beruhigten Einschätzung der ökonomischen Situation und Perspektiven im Inneren“ stünden jedoch „eine tiefe Verunsicherung über die Zusammenballung von Krisen und Risikofaktoren von außen gegenüber.“⁸

Zugleich wird jedoch eingestanden, dass die Wirklichkeitswahrnehmung gespalten ist. Bei Allensbach drückt sich dies in dem mehrfachen Verweis darauf aus, dass dies die „überwiegende“ Meinung sei. Die Widersprüchlichkeit der Wirklichkeitswahrnehmung wird von anderer Seite anhand von Daten des SOEP konstatiert. Einerseits hat die „Abstiegsangst“ der Erwerbstätigen im Verlauf der letzten zehn Jahre abgenommen. Zwischen 2006 und 2016 sank demnach der Anteil jener, die sich Sorgen wegen drohenden sozialen Abstiegs machten, von 64 auf 33 Prozent der Erwerbstätigen. Dies wird mit den als relativ gut empfundenen Beschäftigungsverhältnissen und einem „neuen Umgang“ mit Unsicherheiten auf dem Arbeitsmarkt im Sinne einer sozialpsychologischen Anpassung an unsicher gewordene Verhältnisse interpretiert.⁹ Andererseits nimmt etwa ein Viertel bis ein Drittel der Bevölkerung die soziale Wirklichkeit für sich selbst als bedrohlich wahr. Dies gilt auch für Jugendliche, wie die letzte Shell-Studie gezeigt hat.¹⁰

⁸ Renate Köcher, Unschlüssige Wähler, in: FAZ v. 23.8.2017. Während die Beurteilung der „Situation im Inneren“ zumindest z.T. mit unmittelbar eigenen Erfahrungen (eigene Lebenslage, soziales Umfeld) verbunden ist, handelt es sich bei der Wahrnehmung der „äußeren Krisen und Risikofaktoren“ um eine in hohem Maße indirekte, medienvermittelte Wirklichkeitswahrnehmung. Allensbach bezieht sich hier auf „...die Ausbreitung autoritärer Herrschaftsstrukturen in vielen Weltregionen, die Risiken, die von Nordkorea ausgehen, die Unsicherheit über die künftige Ausrichtung der Vereinigten Staaten, die Häufung von Terrorakten, die Schwierigkeiten, Fluchtursachen einzudämmen“. Bei einer Befragung nach „Ängsten“, die von einem Versicherungsunternehmen seit 25 Jahren regelmäßig durchgeführt wird, ergab sich 2017 gegenüber dem Vorjahr ein deutlicher Rückgang bei Ängsten vor persönlicher Arbeitslosigkeit von 38 auf 27 Prozent; wesentlich höher waren u.a. Angst vor Terroranschlägen (71/73 Prozent) und vor Ausländerzuzug (61/67 Prozent). Siehe: Die Deutschen fürchten sich vor Terror, FAZ v. 8.9.2017.

⁹ Holger Lengfeld/Jessica Ordemann, Der Fall der Abstiegsangst, in: Zeitschrift für Soziologie 3/2017, S. 167ff.

¹⁰ Die Autoren der Shell-Studie konstatieren, dass bei Jugendlichen (Befragung 2015) die Sorge über die wirtschaftliche Lage und mögliche Armut und die Angst davor, keinen Ausbildungs-

Darüber hinaus bestätigen alle Umfragen, dass die in der Öffentlichkeit diskutierte Polarisierung bei Einkommen und Reichtum, die Verweise auf wachsende Armut oder der Befund, dass ein beträchtlicher Teil der abhängig Beschäftigten zwischen 1995 und 2015 keinen Realeinkommenszuwachs zu verzeichnen hatte¹¹, als soziales Problem verstanden werden. Dies gilt gleichermaßen für die „Ost-West-Lücke“¹². Die sich aus dem Akkumulationsprozess ergebenden sozialen (Prekarisierung) und regionalen Widersprüche (abgehängte Regionen) und die mit der neoliberalen Agenda des Konkurrenzkapitalismus verbundenen Polarisierung von Armut und Reichtum werden also zumindest in Teilen der Gesellschaft durchaus wahrgenommen.

Aber: *Wie* diese Wirklichkeit wahrgenommen und *wie* sie politisch interpretiert wird, das ist dabei – neben der Wirklichkeitspräsentation und -interpretation in den Medien und deren „politischem Framing“¹³ – in hohem Maße vom sozialen Umfeld und Milieu (Ausbildungsstätten, Betrieb, Wohnumfeld) abhängig¹⁴; ob und wie die Linke diese Wahrnehmung beeinflussen kann, hängt daher in starkem Maße von der politischen Präsenz und Meinungsführerschaft im jeweiligen Milieu ab. Mitgliederverluste, Überalterung, organisatorische Nichtpräsenz und Wegdrücken vor der Thematisierung von Konflikten (wie durch die Gewerkschaften in der AfD-Frage) sind Voraussetzungen dafür, dass entfremdetes Alltagsbewusstsein und rechte Interpretationsmuster Raum greifen können.¹⁵

platz zu finden, gegenüber 2010 deutlich zurückgegangen ist (von 70 auf etwa 50 Prozent). Zugenommen hatte dagegen die Angst vor Terroranschlägen (von 61 auf 73 Prozent) und vor Krieg (von 44 auf 62 Prozent). Seit 2006 wird die *gesellschaftliche* Zukunft wieder zunehmend positiv gesehen (41 Prozent 2006, 52 Prozent 2015). Ihre *persönliche* Zukunft sahen 2015 insgesamt über 60 Prozent der Jugendlichen „zuversichtlich“. In den nach sozialer Herkunft, Bildungs- und Erwerbsstatus „unteren sozialen Schichten“ gilt dies jedoch nur für zwischen einem Drittel („untere Schicht“, Arbeitslose) und etwa 50 Prozent („untere Mittelschicht“; Schüler nicht an Gymnasien). Seit längerem nimmt zudem ein Teil der Jugendlichen – die Shell-Studie geht von etwa 15 Prozent aus – „sich zunehmend als abgehängt von der gesellschaftlichen Entwicklung“ wahr, wobei sich „die Schere zwischen diesen Jugendlichen und der großen Mehrheit ... immer weiter öffnet...“. Also auch hier: gesplante Wirklichkeitswahrnehmung und Zukunftserwartung. Siehe Shell Deutschland Holding (Hrsg.), Jugend 2015, Hamburg 2015, S. 100ff., 164f., 167, 381.

¹¹ Vgl. BMFAS (Hrsg.), Lebenslagen in Deutschland. Der Fünfte Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung“, Bonn 2017.

¹² Der „Jahresbericht der Bundesregierung zum Stand der deutschen Einheit“ (2017) konstatiert für Ostdeutschland höhere Arbeitslosigkeit, ein niedrigeres Lohnniveau, schwächere Tarifbindung und einen größeren Niedriglohnsektor. „Wohnortnahe Angebote der Daseinsvorsorge“ hätten sich in ländlichen Regionen erheblich verschlechtert. „Gerade in den schwächsten Regionen, in denen sich Menschen ‚abgehängt‘ fühlen mögen, können gesellschaftliche Spaltungen bis hin zu radikalen Einstellungen entstehen.“ Vgl. FAZ v. 6. und 7. 9.2017.

¹³ Vgl. Elisabeth Wehling, Politisches Framing. Köln 2016.

¹⁴ Aus den Mannheimer Längsschnittstudien (Schmitt-Beck) zur Wahlforschung geht hervor, „dass Medien und Wahlkampf einen weit geringeren Einfluss auf die Wahlentscheidung haben. Viel wichtiger war das eigene Umfeld.“ (Vgl. FN 6)

¹⁵ Dass dies auch auf der betrieblichen Ebene gilt, insbesondere in Zeiten hochgradig entpolitisierter Gewerkschaften, ist in dieser Zeitschrift verschiedentlich dargestellt und diskutiert wor-

Von Belang ist ferner die stark gewachsene Skepsis in der Bevölkerung gegenüber den „gesellschaftlichen Eliten“. Deren Image hat seit der Weltwirtschaftskrise (Kritik der „Banker“), den Skandalen der Automobilwirtschaft (Betrug bei Abgaswerten) und der Aufdeckung politisch geförderter Steuervermeidungspraktiken deutlich gelitten; dies gilt gleichermaßen auch für die „politische Klasse“ und für die Medien („Lügenpresse“ bringt dies nur auf drastische Weise zum Ausdruck). So kann man konstatieren, dass das Ansehen der herrschenden Klasse – Manager, politische und ideologische Apparate – in den gesellschaftlichen Krisenprozessen der letzten Jahre stark ramponiert worden ist. Dies fand seinen Ausdruck allerdings ohne Wende nach Links im öffentlichen Bewusstsein, sondern – wie die Einbrüche der Wahl zeigen – primär in Form eines eher ohnmächtigen Protests zugunsten der politischen Rechten.

Für die Zeit kurz vor der Bundestagswahl lautete eine Zusammenfassung dieser Befunde wie folgt: „Befragungen der vergangenen Monate zeigen, dass die wichtigste Konfliktlinie in der Gesellschaft nicht die zwischen alt und jung ist, sondern dass die Bürger andere Bruchstellen sehen: zwischen arm und reich, Ausländern und Deutschen, Arbeitnehmern und Arbeitgebern. Zwar interessieren sich ältere Wähler mehr für die Rente und jüngere eher für Bildungsthemen, am wichtigsten sind aber allen die Fragen rund um Flüchtlinge, Integration und Asyl.“¹⁶ Im Schluss-Wahlkampf schlugen weder der Hinweis auf die – im Vergleich zum europäischen Ausland – glänzende allgemeine Wirtschaftslage (positiv), noch die Beschwörung der unübersehbaren sozialen Schwachstellen (negativ) durch: Zentrales Thema war die Flüchtlingsfrage und die damit (meist eher gewaltsam) verbundene Problematik von Kriminalität und „innerer Sicherheit“.

Die – trotz ökonomischer Prosperität – krisenbedingte Erosion des Ansehens des „Blocks an der Macht“ bei Teilen der Gesellschaft bot insofern der politischen Rechten vielfältige und sehr unterschiedliche Ansatzpunkte – Verunsicherungen unterschiedlicher Art, die angesichts fehlender gesellschaftlicher Alternativkräfte mit Aussicht auf Wirksamkeit nach rechts kanalisiert werden konnten. Während der SPD trotz des kurzzeitigen „Schulz-Hypes“ (der „Aufschrei der gequälten sozialdemokratischen Seele“) niemand ihre „Wende“ so recht glaubte, trug die CDU/CSU mit ihren Versuchen, in der Flüchtlings- und Terror-Frage der AfD durch zunehmend autoritäres Gebaren Wasser abzugraben, gerade zu deren Bestätigung und Beförderung bei.

2013 war die Erfahrung der gerade überwundenen Krise in Deutschland und der anhaltenden Krise in anderen europäischen Ländern sehr präsent. Daher konnten die „etablierten“ Parteien mit dem Argument des Wettbewerbskapitalismus – Deutschland muss international konkurrenzfähig bleiben/werden, um seine günstige Position bewahren zu können – punkten. Dies aber war 2017 anders: In dem Maße, wie sich die wirtschaftliche Lage konsolidierte – bei

den; hier liegt gerade eine der Ursachen für den vergleichsweise hohen Anteil an AfD-Wählern unter Arbeitern und Gewerkschaftsmitgliedern.

¹⁶ Mona Jaeger, Kein Generationenkonflikt, in: FAZ v. 23.9.2017

anhaltender Marginalisierung prekärer Gruppen – verlor das Argument des „bedrohten Paradieses“ an Zugkraft. Wirtschaftliche Fragen – auch jene der wachsenden Kluft zwischen arm und reich und der Prekarität – wurden überlagert von der alles bestimmenden Migrationsfrage. Dass die damit verbundenen Themen das politische Klima so bestimmen konnten und können ist auch ein Ergebnis der Politik der Mainstream-Parteien und der Leitmedien: Diese bemühten sich, den drohenden Stimmverlusten der „Volksparteien“ durch eine entsprechende Besetzung des Themas entgegenzuarbeiten, wodurch im Ergebnis die Migrationsfrage weiter im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen gehalten wurde. Letzten Endes bestätigten die „etablierten“ Parteien und die Leitmedien den von der AfD verbreiteten Eindruck, die Flüchtlingsfrage sei die alle anderen Übel begründende Problematik.

Die Ursache des Erfolgs der AfD und der Verluste vor allem von CDU/CSU, aber auch der SPD bei höherer Wahlbeteiligung entzieht sich also eindimensionalen Erklärungen.¹⁷

3. BT-Wahl 2017 – sozialstrukturelle Aspekte

Soziale Basis der Parteien – Verschiebungen 2000-2016

Schon vor der Bundestagswahl 2017 waren Veränderungen in Wählerstruktur und Anhängerschaft der großen Parteien erkennbar. In einer Untersuchung, die sich auf sozialwissenschaftliche Befragungsdaten stützt, hat das DIW Daten zur Parteienpräferenz nach sozialstrukturellen Merkmalen zusammengestellt.¹⁸ Zusammengefasst ergab sich für 2016:

Wahlpräferenz und Einkommenshöhe: Gemessen am Medianeinkommen gehören die Anhänger der FDP, der Grünen und der CDU/CSU im Durchschnitt zu den begüterten bzw. besserverdienenden Schichten.¹⁹ Die SPD-Wählerschaft lag etwa beim gesellschaftlichen Median, während die Anhängerschaft von AfD und Linken einkommensschwächer ist. „Das Schlusslicht

¹⁷ Weder die verschiedentlich beschworene Aufspaltung zwischen Modernisierungsbefürwortern bzw. -skeptikern noch der Verweis auf wirtschaftliche Problemgebiete im Osten und im Ruhrgebiet bzw. auf Abstiegsängste bei den Mittelschichten können als alleinige Erklärungsmuster überzeugen. In den alten Bundesländern verzeichneten ausgerechnet Bayern und Baden-Württemberg, also die wirtschaftlichen Boomregionen, die höchsten Stimmresultate für die AfD. In Köln erreichte die AfD – bei einer Arbeitslosenquote von 8,4 Prozent – weniger als sieben Prozent; im baden-württembergischen Heilbronn – Arbeitslosenquote 3,6 Prozent – fuhr die Rechtspartei über 16 Prozent ein.

¹⁸ Vgl. Karl Brenke/Alexander S. Kritikos, Wählerstruktur im Wandel, in: DIW-Wochenbericht 29/2017, S. 595-606. Die Autoren stützen sich auf Daten der zweijährigen ALLBUS-Befragung (zuletzt: 2016) und der jährlichen SOEP-Haushaltsumfrage (zuletzt: 2015). In diesen Umfragen wurde auch entweder nach Wahlabsicht („Sonntagsfrage“) oder nach „Zuneigung“ zu einer Partei gefragt.

¹⁹ Jamaica: „eine Koalition der Besserverdienenden“ („Die Zeit“ v. 19.10.2017). Vgl. auch bereits 2013: S. Bach, M.M. Grabka, Parteianhänger: Wohlhabende neigen zur Union und FDP – und zu den Grünen, in: DIW-Wochenbericht 37/2013, S. 11-18.

bilden jene, die nicht zur Wahl gehen wollen. Diese Gruppe hat auch am wenigsten am Einkommenswachstum der letzten 15 Jahre partizipiert.“ Mit Blick auf die AfD konstatieren die Autoren, dass die Mehrheit ihrer Wählerschaft ein unterdurchschnittliches Einkommen hat, eine „substantielle Minderheit“ aber finanziell gut dastehe.

Sozialstruktur der Wählerschaft: Die Wählerschaft von CDU/CSU und SPD, aber auch die der Linkspartei entspricht zumindest in etwa der Sozialstruktur der Wahlberechtigten insgesamt. Anders bei Grünen und FDP, was mit deren Charakter als Mittelschichtparteien – sei es primär der lohnabhängigen (Grüne), sei es primär der selbständigen Mittelschichten (FDP) – zu tun hat.

Unterschiedliche Entwicklung bei CDU/CSU und SPD: Zwischen 2000 und 2016 hat die CDU/CSU im Angestelltenmilieu wie bei Erwerbstätigen insgesamt stark aufgeholt: ihre Anhängerschaft ist zugleich jünger geworden. Die Strategie „zur gesellschaftlichen Mitte“ und der Aufnahme des sozialstrukturellen Wandels hat also z.T. Früchte getragen; sie dürfte aber zugleich ein Moment der Erosion der Bindungskraft der Union im rechts-konservativen Milieu gewesen sein. Die Anhängerschaft der SPD ist dagegen deutlich gealtert, der Anteil von Rentnern/Pensionären beachtlich gestiegen. Der 2000 unterdurchschnittliche Angestellten-Anteil ist 2016 überdurchschnittlich, während der Anteil der Arbeiter an der SPD-Anhängerschaft von überdurchschnittlich hohen 44 Prozent 2000 auf unterdurchschnittliche 17 Prozent 2016 gefallen ist; das gilt auch für den Rückhalt bei Arbeitslosen. Sozialstrukturell hat sich die Anhängerschaft der SPD, bedingt durch den Aufstieg der Linkspartei mit überdurchschnittlichen Anteilen in der Anhängerschaft bei Arbeitern und Arbeitslosen, am stärksten verändert.

2017 – wer wählte wie?

2013 waren SPD, Grüne und Linke, die im Wahlkampf programmatisch zumindest im sozialpolitischen Bereich eine gewisse Übereinstimmung zeigten, gegenüber dem ‚Bürgerblock‘ (Union, FDP und die damalige, inzwischen mehrfach gehäutete „Lucke-AfD“) bei den Arbeitern gleich stark, bei den Angestellten schwächer und bei den Rentnern deutlich schwächer. Allein bei den Arbeitslosen zeigten sie sich wesentlich stärker.²⁰

2017 stellen SPD, Grüne und Linke bei keiner der sozialstatistischen Hauptgruppen mehr die Mehrheit (Tab. 2). Dies hängt mit ihren Verlusten an die rechten Parteien und den starken Zugewinnen der AfD bei Arbeitern, Angestellten und insbesondere bei Arbeitslosen zusammen. Die von der rechtskonservativen Professoren-Partei unter Lucke zur rechtspopulistischen Massenpartei gewandelte AfD hat mit dem Image, Protestpartei der „kleinen Leute“ zu sein, beachtliche Teile der Lohnabhängigen – besonders Arbeiter und Arbeitslose – an das rechte politische Lager gebunden, die entweder bei SPD, Grünen und Linken abgeworben oder aus dem Nichtwählerlager gewonnen

²⁰ Vgl. Z 97. S 152.

werden konnten. Bemerkenswert ist aber auch der Zulauf von Angestellten und Beamten zur FDP.

Tab. 2: Wahlergebnis 2017 nach Stellung im Erwerbsleben und Abweichung gegen 2013 (in %)

	CDU/CSU		FDP		AfD		SPD		Linke		Grüne	
Insgesamt	32,9		10,7		12,6		20,5		9,2		8,9	
Selbständige	36	-13	19	+9	12	+7	11	-3	8	+2	10	-
Angestellte	31	-9	11	+6	12	+7	20	-6	9	+2	11	+6
Arbeiter	25	-10	8	+5	21	+15	24	-3	10	-2	5	+2
Beamte	36	-8	11	+8	10	+5	18	-10	5	+1	16	+13
Rentner	41	-8	10	+5	11	+7	24	-5	8	+1	6	+1
Arbeitslose	20	-4	7	+3	21	+18	23	-3	11	-12	7	+3

Quelle: Infratest dimap

Bei den Selbständigen schneiden Union, FDP und Grüne überdurchschnittlich ab; die starken Verluste der CDU/CSU in dieser sozialen Gruppe und die hohen Zugewinne bei der FDP zeigen, wer hier in welche Richtung ein sozialpolitisches Signal setzen wollte.

Die z.T. ausgeprägten Verluste von Union und SPD bei Angestellten und Arbeitern gegenüber der BT-Wahl 2013 relativieren sich im längerfristigen Vergleich. Bei der BT-Wahl 2009 erreichte die CDU/CSU nur 2 bzw. 3 Prozent mehr als 2017 (bei Angestellten 33, bei Arbeitern 28 Prozent). Die SPD war schon 2009 von 36 auf 21 Prozent (-15 Prozent) bei Angestellten und von 37 auf 24 Prozent bei Arbeitern (-13 Prozent) abgestürzt. Sie verlor damals auch an die Linke, die 2009 bei Arbeitern mit 18 Prozent und bei Angestellten mit 11 Prozent ihre besten Werte erreichte. 2013 lag die Linke bereits deutlich darunter und hat bei den Arbeitern 2017 weiter verloren, bei den Angestellten wieder dazugewonnen. Sehr ausgeprägt ist der Zugewinn der AfD bei Arbeitern – auf Kosten von CDU, SPD und Linken. Dies gilt ebenso für Arbeitslose. Hier war die Linke mit 25 Prozent 2009 noch die stärkste der Parteien (SPD 23, CDU/CSU 22 Prozent). 2017 liegt sie hinter SPD, AfD und CDU.

Die Verluste bei Arbeitern und Arbeitslosen müssen für die Linke, die soziale Gerechtigkeit und Verteidigung von Lohnabhängigeninteressen auf ihre Fahnen geschrieben hat, als Warnsignal verstanden werden; die Konflikte um Orientierung und Identität der Partei sind unmittelbar nach der Wahl im Zusammenhang mit den Wählerverlusten an die AfD entsprechend eskaliert. Nach wie vor hat die Linke (wie auch SPD und AfD) überdurchschnittliche Resonanz bei Arbeitern und Arbeitslosen (vgl. Tab. 2), aber auch (vgl. Tab. 3) bei WählerInnen mit höheren Bildungsabschlüssen (wie Grüne und FDP). Dies verweist darauf, dass sie Schwerpunkte ihres Rückhalts in sehr unter-

schiedlichen Milieus hat. Dies könnte eine Stärke sein – setzt aber eine gegen jeden Irrationalismus resistente Strategie voraus, die die Interessen der unterschiedlichen Gruppen berücksichtigt und auf einen gemeinsamen antikapitalistischen Nenner zu bringen versucht. Dies ist in der Tat heute angesichts der sozialstrukturellen Differenzierung der Gesellschaft eine der zentralen Anforderungen an sozialistische Politik.

Tab. 3: Wahlergebnis 2017 nach Bildungsabschlüssen (in %)

	CDU/CSU	FDP	AfD	SPD	Linke	Grüne
Insgesamt	32,9	10,7	12,6	20,5	9,2	8,9
Hauptschulabschluss	37	7	14	28	6	4
Mittlere Reife	34	10	17	19	9	6
Abitur	31	13	10	18	11	11
Hochschulabschluss	30	15	7	16	11	17

Quelle: Forschungsgruppe Wahlen

Soziale Lage und AfD-Wahl

Der Trend der klassenmäßig gespaltenen Wahlbeteiligung hat sich auch bei der Bundestagswahl 2017 fortgesetzt, wenngleich hier eine signifikante Veränderung zu verzeichnen war, die vor allem mit dem Wahlantritt der AfD zusammenhängt. Über viele Jahrzehnte hinweg lässt sich eine kontinuierliche Spaltung bei der Wahlbeteiligung zwischen sozial prekären und wirtschaftlich starken Bevölkerungsgruppen verzeichnen.²¹ Diese sozial vermittelte „Sprenzung“ der Wahlbeteiligung lag bei den letzten sieben Bundestagswahlen (1994-2017) zwischen 20 und 30 Prozent, d.h. die Wahlbeteiligung in den unteren sozialen Schichten war zwischen 20 und 30 Prozent geringer als in den oberen. Auch 2017 ist sie mit 26,7 Prozent sehr hoch, hat sich jedoch erstmals seit 1998 (Schröder/Lafontaine-Wahl) wieder verringert, wenn auch nur um 2,8 Prozent. Während die stärkere Beteiligung 1998 jedoch mit (später enttäuschten) sozialdemokratischen Hoffnungen auf eine sozial gerechtere Politik verbunden war, ging dieser Effekt 2017 u.a. vom (sozial)rassistischen Angebot der AfD aus, die mit ihrer Verknüpfung real vorhandener Verunsicherungen in größeren Bevölkerungsteilen mit der Flüchtlingsfrage maßgeblich für den Anstieg der Wahlbeteiligung in den Unterklassen sorgte.

Insofern ist neben dem reinen AfD-Ergebnis von 12,6 Prozent die Wählerzusammensetzung der Partei von besonderem Interesse (vgl. Tab. 2). Hier zeigt sich ein Bild, das für die AfD ausgeprägt erstmals bei den Landtagswahlen 2016 in Rheinland-Pfalz, Baden-Württemberg und Sachsen-Anhalt zu beo-

²¹ In der Wahlforschung wird diese Differenz über die unterschiedliche Wahlbeteiligung in sozial prekären Stimmbezirken mit der niedrigsten Wahlbeteiligung und wirtschaftlich starken Stimmbezirken mit der höchsten Wahlbeteiligung gemessen.

bachten war. Weit überdurchschnittlich hatte die AfD hier bei Arbeitern und Arbeitslosen gewonnen, wobei ihre Ergebnisse teilweise doppelt so hoch lagen wie im Schnitt und die AfD zur stärksten Partei in diesen Gruppen werden konnte. Das Bundestagswahlergebnis zeigt eine ähnliche Tendenz. So liegt die AfD bei Arbeitern und Arbeitslosen mit 21 Prozent deutlich über ihrem Gesamtergebnis (Tab. 2). Dies gilt in abgeschwächter Form auch für Gewerkschaftsmitglieder, unter denen die AfD 15 Prozent erreichte (Tab. 4).

Bei Gewerkschaftsmitgliedern dominierten SPD (29 Prozent) und CDU/CSU (24 Prozent). Das Verhältnis zwischen SPD, Linken und Grünen einerseits (49 Prozent) und Union, FDP und AfD (46 Prozent) auf der anderen Seite war fast ausgeglichen. Die AfD lag noch vor der Linkspartei. Die Parteien der großen Koalition mussten im Vergleich zur letzten Wahl bei Gewerkschaftern deutliche Verluste hinnehmen. So hatte die SPD 2013 noch 35,9 Prozent Stimmen aus dem Gewerkschaftslager bekommen. CDU/CSU sackten hier um rund 8 Prozent von vormals 32,4 Prozent ab. Linke und FDP legten zu.

	CDU/CSU	FDP	AfD	SPD	Linke	Grüne	Andere
Insgesamt	32,9	10,7	12,6	20,5	9,2	8,9	5
Gewerkschaftsmitglieder	24	7	15	29	12	8	5

Quelle: Forschungsgruppe Wahlen e.V. Mannheim/DGB einblick 25.9.2017

*DGB-Gewerkschaften plus weitere Beschäftigtenorganisationen wie z.B. Deutscher Beamtenbund

In der Nachwahlbefragung der Bertelsmann-Stiftung²² zeigt sich, dass die AfD in den „prekären Milieus“ mit +18 Prozent ihre höchsten Zugewinne im Vergleich zur Bundestagswahl 2013 verzeichnete.²³ Es wäre jedoch verfehlt, dies unvermittelt auf die „objektive soziale Lage“ dieser Gruppe von AfD-WählerInnen zurückzuführen.²⁴ Zahlreiche Untersuchungen haben gezeigt,

²² Robert Vehrkamp, Klaudia Wegschaider, Populäre Wahlen. Mobilisierung und Gegenmobilisierung der sozialen Milieus bei der Bundestagswahl, Gütersloh 2017.

²³ Einschränkung muss festgehalten werden, dass die Einteilung zur Kategorie „Arbeiter“ in Abgrenzung z.B. zu „Angestellten“ unklar bleibt und auf der Selbstaussage der Befragten beruht. Auch zeigen die Gesamtgrößen des Elektorats der einzelnen sozialen Kategorien (und die unterschiedliche Wahlbeteiligung), dass die AfD nicht vor allem eine Partei der „Arbeiter“ und „Arbeitslosen“ ist, weil die Gesamtzahl der „Angestellten“ gesamtgesellschaftlich und im AfD-Ergebnis deutlich höher liegt. Dennoch ist unverkennbar, dass die AfD eine überdurchschnittliche Anziehung vor allem auf Menschen aus gefährdeten und prekären sozialen Lagen hat.

²⁴ Niemand wählt rechts oder links, „weil“ er/sie arm oder reich ist. Entscheidend bleibt die subjektive Vermittlung zwischen sozialer Lage und politischer Entscheidung. Auch scheinbar spontane Entscheidungen sind hochgradig vermittelt durch Voreinstellungen aus Herkunft und Sozialisation, durch soziales Umfeld, Organisationsbindungen, mediale Einflüsse etc. Aus der sozialen Lage, der mit ihr verbundenen Erfahrungswelt und den sich aus ihr ergebenden sozialen Interessen ergeben sich allerdings größere oder geringere Wahrscheinlichkeiten für rechte oder linke Einstellungen, die auch die Grundlage sind für die Korrelation zwischen sozialer Lage und Wahlent-

dass die subjektive Einschätzung sozialer Benachteiligung, die (berechtigte) Sorge vor sozialem Abstieg und die Wahrnehmung eigener politischer Einflusslosigkeit für die Entscheidung zur Wahl der AfD wichtiger sind als tatsächliche soziale Randständigkeit. Hinzu kommt ein weiteres Moment jenseits sozialer Lagen. Die AfD ist vor allem für jenen Teil der Bevölkerung attraktiv, der aus unterschiedlichen Gründen gegen einen gesellschaftspolitischen Wandel steht, der gemeinhin mit den Stichworten „Globalisierung“ und „Modernisierung“ verbunden ist – mithin dem fundamentalen Lebens- und Wertewandel, der das letzte Vierteljahrhundert geprägt hat. In Ostdeutschland, wo der Bruch von 1989/90 massive Formen der Unsicherheit, der Entwertung von Lebensleistungen und sozialen Beziehungen erzeugt hat, treffen die mit der Globalisierung verbundenen Veränderungen auf noch größere Skepsis, was zumindest ein Begründungsstrang für das in Ostdeutschland mit 22 Prozent fast doppelt so hohe Wahlergebnis der AfD gegenüber dem Bundesdurchschnitt ist.

In der Bertelsmann-Studie wird dieser Konflikt pejorativ als Gegensatz zwischen „Modernisierungsbefürwortern“ und „Modernisierungsskeptikern“ und als neue gesellschaftspolitische Spaltungslinie bezeichnet.²⁵ Hinter dieser Begrifflichkeit verschwindet allerdings die Tatsache, dass die Kosten dieser kapitalistischen Modernisierung vor allem von den Unter- und Mittelschichten zu tragen sind, weshalb sich hier der größte Teil des Unmuts gegen diese Entwicklung findet. Was das Wahlergebnis vom 24. September auszeichnet, ist die Tatsache, dass insbesondere die AfD Wählergruppen anspricht, die sich von dieser Entwicklung bedroht fühlen. Alle anderen im Bundestag vertretenen Parteien haben die Mehrheit ihrer Wählerinnen und Wähler in Milieus und Gruppen, die dieser Entwicklung grundsätzlich positiv gegenüberstehen.²⁶ Die Flüchtlingsfrage ist nur der gegenwärtig stärkste symbolische Ausdruck dieser Tendenz, die zumeist mit dem Stichwort der „Globalisierung“ beschrieben wird. Jenseits sozialer Gefährdungen spielen aber auch Fragen von Wertvorstellungen und Lebensweisen eine Rolle, weshalb die AfD neben dem Flüchtlings Thema auch mit ihren Positionen zu Familie, Rollenmodellen, Europa und Nationalstaat für diese Wählergruppen attraktiv ist. Hier mag sich teilweise das oben erwähnte Phänomen erklären, dass die AfD zwar viele Wähler im prekären Milieu gewinnen konnte – wobei die Erfolge im Osten sich auch aus der Erfahrung mehrfacher Benachteiligung nähren dürfte. Die Erfolge im prosperierenden Süden und Südwesten (siehe die oben erwähnten Beispiele Köln und Heilbronn) können dadurch nicht erklärt werden. Hier dürften die – früher von der CDU/CSU ab-

scheidung, die die Wahlforschung zutage fördert. Aber in diese Wahrscheinlichkeiten gehen die sozialen Vermittlungsfaktoren bereits ein. Grundlegend bleibt, dass die gesellschaftlichen Antagonismen der bürgerlichen Gesellschaft nicht spontan durchschaut und solidarische Einstellungen gegen die konkurrenzfördernde Alltagserfahrung Lohnabhängiger in der Arbeitswelt durchgesetzt werden müssen – eine elementare Aufgabe der Gewerkschaften, gerade in der Auseinandersetzung mit einer politischen Richtung wie der AfD oder der Migrationsfrage.

²⁵ Vgl. Vehrkamp/Wegschaidt, a.a.O., S. 29 ff.

²⁶ Vgl. ebd., S. 31.

gedeckten – kulturellen Momente überwiegen: Vor allem an traditionellen, tendenziell fremdenfeindlichen Weltbildern orientierte Gruppen können die mit zunehmender Migration verbundenen lebensweltlichen Änderungen nur schwer akzeptieren. Dass die CDU/CSU diesen ungeliebten Veränderungstendenzen wirksam steuern könnte, war mit Merkmals „Willkommenskultur“ (so wurde dies medial vermittelt) nicht mehr glaubwürdig. Fremdenfeindliche und am gewohnten kulturellen Milieu orientierte Gruppen fanden mit der AfD einen (für sie) glaubwürdigeren Ansprechpartner, umso mehr, als lokal nicht wenige der AfD-Akteure aus der CDU/CSU stammten. Die AfD hat mit dem Bundestagswahlergebnis ihre Rolle als „Protestpartei“ und Anlaufpunkt für relativ heterogene Gruppen von Wählerinnen und Wähler bestätigt, die in Opposition zu den gesellschaftspolitischen Veränderungen unter dem Stichwort „Globalisierung“ stehen. Der Linken ist es – wie schon in zahlreichen anderen europäischen Ländern – aus unterschiedlichen Gründen nicht gelungen, diesem reaktionären Protest von rechts eine erfolgreiche progressive linke Variante entgegenzusetzen.

4. Zukünftige Konfliktfelder

Bei Redaktionsschluss dieses Artikels war nicht absehbar, ob die angestrebte Jamaika-Koalition zustande kommen wird. Die am meisten umstrittenen Fragen betreffen die Flüchtlingspolitik und die Klimafrage, die vor allem für die Grünen heikel sind. Für linke Kräfte sind aber zudem gerade jene Punkte beunruhigend, bei denen Konsens zu herrschen scheint. Es zeichnet sich hier die Herausbildung eines regierenden „Eigentumsblocks“ aus CDU/CSU, FDP und Grünen ab, der die bisherige neoliberale Gesellschafts-, Wirtschafts- und Sozialpolitik voraussichtlich mit deutlicheren Signalen nach rechts fortführen wird. Die vor und nach der Wahl formulierten politischen Positionen der Koalitionäre in spe ermöglichen in der Gesamtschau zusammen mit den Forderungen der Wirtschafts- und Unternehmerverbände nach weiteren „Reformen“²⁷ einen vorläufigen Blick auf anstehende Konfliktfelder. Viele Forderungen zur Zurücknahme bisheriger Regelungen und zur weiteren Deregulierung und Flexibilisierung der Arbeitsbeziehungen, zur Demontage der Sozialsysteme und zum Ausbau des autoritären Staates liegen seit Langem auf dem Tisch. Die Jamaika-Koalition in Schleswig-Holstein gibt bereits einen Vorgeschmack auf das, was kommen kann. Hier können nur einige Aspekte genannt werden:

- Schon in den ersten Sondierungsgesprächen einigten sich die beteiligten Parteien darauf, die „schwarze Null“, das Credo neoliberaler Wirtschafts- und Sozialpolitik, beizubehalten. Gleichzeitig versprachen sie, überfällige

²⁷ Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände (BDA): Mehr Wirtschaft wagen. Presseinformation vom 13. 10. 2017; www.bda-online.de; Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI): Forderungen des BDI an eine Jamaika-Koalition. Download: <https://bdi.eu/#artikel/news/kempf-an-jamaika-parteien-beim-geldausgeben-vorrang-fuer-investitionen/>; Deutscher Industrie- und Handelskammer-Tag (DHK): Jamaika sollte auch über Unternehmenssteuern reden. Presseerklärung vom 26. 10. 2017; <https://www.dihk.de/themenfelder/wirtschaftspolitik/news?m=2017-10-26-schweitzer-jamaika>.

- Investitionen in die Infrastruktur vorzunehmen. Der Kostendruck auf die Sozialsysteme, das Bildungswesen usw. wird dadurch zunehmen. Die Unternehmen sollen weiter steuerlich entlastet werden. Die Ungleichheit von Einkommen und Vermögen würde weiter zunehmen. Die Verteilungsfrage wird sich noch schärfer als bisher stellen.
- Die sich beschleunigende und nicht nur Wirtschaft und Arbeitswelt, sondern alle Lebensbereiche erfassende Digitalisierung dürfte ein weiteres zentrales Konfliktfeld sein. Profit-, Rationalisierungs- und Wettbewerbsinteressen der Konzerne sollen absoluten Vorrang haben, die sozialen Auswirkungen sind kein Thema.
 - Die Kapitaleseite drängt darauf, die Arbeitsbeziehungen weiter zu flexibilisieren und von als überflüssig erachteten Regulierungen und vermeintlicher Bürokratie zu befreien. Das schließt die Durchlöcherung des Mindestlohns ebenso ein wie die weitere Prekarisierung der Beschäftigungsverhältnisse (Tariferosion, Leiharbeit, Werkverträge, Befristungen usw.).
 - Um Deutschland fit zu machen für die neoliberal geformte Digitalisierung soll das Arbeitszeitgesetz aufgeweicht oder ganz geschleift werden. Arbeitszeiten sollen möglichst komplett dereguliert und ausschließlich betrieblichen Renditeanforderungen unterworfen werden.
 - Die Demontage der gesetzlichen Rente soll sukzessive weitergehen, erreichte bescheidene Abmilderungen (Rente mit 63) stehen zur Disposition.
 - Die anstehende Umsetzung der vereinbarten Klimaziele wird formal beibehalten. Dazu erforderliche Maßnahmen sozialökologischen Umsteuerns sollen jedoch zurückgefahren oder gar nicht erst versucht werden. Insbesondere im Automobil- und Verkehrsbereich wie bei der Energieerzeugung (Kohleverstromung) zeichnen sich massive Konflikte ab.
 - Auslandseinsätze der Bundeswehr werden fortgeführt, deutsche Rüstungsexporte gehen auf hohem Niveau weiter, der Rüstungsetat als Teil einer EU-Militärmacht soll erhöht werden.
 - Ein besonderes Feld der Auseinandersetzung bleiben die EU und ihre politische Orientierung. Dies betrifft den Kampf um soziale und demokratische Rechte, um solidarische Beziehungen in Europa. Die international kritisierte deutsche Außenhandelspolitik (2017 wird der deutsche Leistungsbilanzüberschuss das dritte Jahr in Folge acht Prozent des BIP übersteigen) wird eher akzentuiert.

Auf der Tagesordnung stehen Fortführung und Ausbau des autoritären Staates und der aggressiven Modernisierungs-, Wettbewerbs- und Expansionspolitik der Bundesrepublik Deutschland. Hier werden alle linken, politischen und gewerkschaftlichen, außerparlamentarischen und parlamentarischen Kräfte gefordert sein, wenn eine wirkungsvolle Opposition zustande kommen soll.

Die Lage der Weltwirtschaft und die Rolle der Schwellenländer

Die Weltkonjunktur hat sich in den letzten anderthalb Jahren vergleichsweise stabil entwickelt. Die Produktion in den entwickelten Ländern¹ expandiert in gemächlichem Tempo.² Der Tiefpunkt der letzten Krise im Jahre 2009 ist (mit Ausnahme einiger südeuropäischer Krisenländer) überwunden, am Jahresende 2017 blicken die Wirtschaftsbeobachter auf acht Jahre einer langsamen konjunkturellen Aufwärtsbewegung zurück. Diese soll sich – glaubt man den Prognosen – auch 2018 fortsetzen.

	2016	2017	2018
Welt insgesamt	3,2	3,6	3,7
Entwickelte Länder, darunter:	1,7	2,2	2,0
- USA	1,5	2,2	2,3
- Euro-Zone	1,8	2,1	1,9
- Deutschland	1,9	2,0	1,8
Schwellen- und Entwicklungsländer, darunter:	4,3	4,6	4,9
- Russland	-0,2	1,8	1,6
- China	6,7	6,8	6,5
- Indien	7,1	6,7	7,4
- Brasilien	-3,6	0,7	1,5
- Südafrika	0,3	0,7	1,1
Welthandelsvolumen (Güter und Dienste)	2,4	4,2	4,0
Rohstoffpreise ohne Energie (Dollarpreise)	-1,8	7,1	0,5

Quelle: IMF, World Economic Outlook, October 2017, S. 14.

¹ In den Statistiken des Internationalen Währungsfonds (IWF) wird zwischen den beiden Gruppen der „developed economies“ (40 Industrieländer, darunter auch asiatische ‚Tigerstaaten‘ wie Südkorea und Taiwan) einerseits und den „emerging and developing economies“ andererseits unterschieden.

² Die Daten basieren – wenn nicht anders angegeben – auf der Database des World Economic Outlook des IWF, Ausgabe Oktober 2017.

Investitionsschwäche und Digitalisierung

Der aktuelle zyklische Aufschwung ist damit einerseits außergewöhnlich lang, aber auch außergewöhnlich schwach, was, wie in Z 106 (Juni 2016) gezeigt, vor allem mit der verhaltenen Investitionstätigkeit zusammenhängt. In den entwickelten Ländern hat sich diese für den Konjunkturzyklus bestimmende Größe seit dem Krisentiefpunkt kaum erholt. Die Investitionsquote, d.h. der Anteil der Anlageinvestitionen am Bruttoinlandsprodukt (BIP), war zwischen 2006 und 2009 von 23,5 auf 19,7 Prozent eingebrochen. Seither hat sich die Investitionstätigkeit nur wenig erholt: Für 2017 gibt der IWF einen Wert von 21,1 Prozent an. Die in Z 106 dargestellte Entwicklung (S. 61/62) hat sich fortgesetzt. Insgesamt wächst der Kapitalstock kaum noch, in Deutschland ist die jährliche Zunahme seit 2009 auf etwa ein Prozent gesunken – im verarbeitenden Gewerbe ist dieser sogar seit Jahren rückläufig.³ Dies wird vielfach als Ausdruck einer „säkularen Stagnation“⁴ interpretiert, deren Hauptursache die neoliberale Austeritätspolitik ist: Rückläufige öffentliche Ausgaben und der durch zunehmende prekäre Beschäftigungsverhältnisse beförderte Rückgang der Lohnquote beeinträchtigen Nachfrage, Wirtschaftswachstum und Investitionstätigkeit. Dies allein scheint aber als Erklärung nicht auszureichen, wenn man auf den Kern der Investitionsdynamik, nämlich die Ausrüstungsinvestitionen (Maschinen, Produktionsanlagen, Fahrzeuge usw.) blickt, also öffentlichen Bau, Wohnungsbau und Wirtschaftsbau ausklammert. Diese folgt – wie die oben zitierte Untersuchung am Beispiel der USA zeigt – ebenfalls einem tendenziell rückläufigen Trend. Es stecken also auch langfristig wirkende strukturelle Faktoren hinter dem Phänomen der niedrigen Investitionstätigkeit. Dazu gehört einmal die Verlagerung von Produktionsfunktionen aus den fortgeschrittenen Ländern in den ‚Süden‘ – ein Trend, der sich allerdings in den letzten Jahren verlangsamt hat. Zum anderen wird eingewandt, dass die Investitionsstatistiken bzw. der Investitionsbegriff den aktuellen technologischen Veränderungen nicht mehr entsprechen. Zwar wurde der Investitionsbegriff im Rahmen der Revision des „System of National Accounts“ von 2008/2009 angepasst, insbesondere wurden Ausgaben für Forschung und Entwicklung nicht mehr als Vorleistungen, sondern als Investitionen gezählt, was sowohl das BIP als auch die Investitionen erhöht.⁵ Kauf bzw. Entwicklung von Software wurde bereits im Rahmen der Revision von 1995 in den Investitionsbegriff einbezogen. Tatsächlich ist der Anteil dieser „intangibles“ an den Gesamtinvestitionen (ohne Wohnungsbau) zwischen 1995 und 2015 von 19 auf 27 Prozent angestiegen.⁶ IT-Ausrüstungen haben im gleichen Zeitraum leicht an

³ Allianz Economic Research, Working Paper 194, Die Produktivitätsschwäche der Industrieländer: Erklärungsansätze und Handlungsbedarf, 2015.

⁴ Helaba Volkswirtschaft/research, USA Aktuell v. 14.1.2016, Investitionsschwäche: Nur eine Mär?

⁵ Außerdem gelten nun auch militärische Waffensysteme als Investitionen.

⁶ Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung (ZEW), Investitionsschwäche oder Strukturverschiebung der Investitionstätigkeit? Zur Rolle immaterieller Investitionen für die Wettbe-

Gewicht verloren, ähnlich wie die sonstigen Ausrüstungen. Dies hängt wohl mit der relativen Verbilligung der modernen Technologie zusammen. Es trifft also nicht zu, dass Investitionen in „immaterielle Investitionsgüter“ statistisch nicht berücksichtigt würden. Umstritten ist lediglich, ob diese Revisionen ausreichend sind.

Insgesamt ist festzuhalten, dass die Kapitalintensität der Produktion in den entwickelten Ländern abnimmt, das Verhältnis zwischen Kapitalstock und realem BIP also trendmäßig sinkt. Das kann einmal – wie erwähnt – mit der Verlagerung kapitalintensiver Produktionen in weniger entwickelte Länder zusammenhängen: Bekanntlich wurde China früher als ‚verlängerte Werkbank‘ der US-Wirtschaft angesehen. Es gibt aber auch die These, „dass die zunehmende Computerisierung aller Arten von Produktionsprozessen ... mit einer abnehmenden Kapitalintensität verbunden“ sein könnte.⁷ Es erscheint jedenfalls möglich, dass die Effekte der Computer- und Kommunikationsrevolution bezüglich der Kapitalintensität andere sein werden als frühere industrielle Innovationswellen. Technischer Fortschritt ist im Zeichen der Digitalisierung nicht mehr notwendig mit einer Erweiterung des fixen Kapitals verbunden.

Schwäche der BRICS-Länder?

Während die Produktion in den entwickelten Ländern weiter um ca. zwei Prozent im Jahr zunimmt, hat sich die Expansion in den meisten Ländern des ‚globalen Südens‘, d.h. den Schwellen- und Entwicklungsländern, wieder etwas verstärkt. Das hängt vor allem mit der Tatsache zusammen, dass die tiefen Krisen in einigen Ländern der BRICS-Gruppe, insbesondere Russland und Brasilien, inzwischen überwunden werden konnten. Beide Länder verzeichnen 2017 – nach z.T. drastischen Einbrüchen – wieder eine leichte Zunahme des BIP, während das Wachstum in China, Indien und den fünf ASEAN-Ländern unverändert hoch bleibt. Hintergrund der Besserung in Russland und Brasilien ist – neben länderspezifischen Faktoren – die relative Stabilisierung der Rohstoffpreise. Sank der HWWI-Rohstoffpreisindex (2015=100, Dollarbasis) im Jahre 2016 auf 87,5 Punkte, so erreichte er im September 2017 wieder einen Wert von gut 106. Triebkraft waren Industrierohstoffe, vor allem NE-Metalle und Eisenerze. Die Preise von Energierohstoffen und Agrarprodukten blieben gedämpft. Immerhin stieg der Preis von Rohöl (Brent) Anfang November wieder auf mehr als 60 US-Dollar/Barrel.

Vor diesem Hintergrund setzte sich der Trend zur Verschiebung der globalen Produktionsstrukturen zugunsten der Schwellen- und Entwicklungsländer und zu Lasten der entwickelten Länder fort.⁸

werbsfähigkeit von Unternehmen, Mannheim 2016.

⁷ Helaba, ebd., S. 6.

⁸ Für einen gründlicheren Überblick vgl. Jörg Goldberg, Die Emanzipation des Südens, Köln 2015.

Tab. 2: Globales Bruttoinlandsprodukt zu Kaufkraftparitäten (Anteile in %)⁹			
	1980	2000	2017
Fortgeschrittene Länder	63,6	57,0	41,3
Schwellen- und Entwicklungsländer	36,4	43,0	58,7

Quelle: IMF, World Economic Outlook, database, October 2017.

Natürlich ist die Zusammenfassung dieser Länder in einer Gruppe eine grobe Vereinfachung. Sowohl die Triebkräfte (Industrie oder Rohstoffe) des Wachstums als auch die sozialen Folgen sind höchst unterschiedlich. Die jüngere Vergangenheit hat jedenfalls die Fragilität der Expansion in mehreren Ländern der den ‚Süden‘ dominierenden BRICS-Gruppe offengelegt. Im Fall von Brasilien (und anderen lateinamerikanischen Ländern), aber auch in Russland haben politische Faktoren die Krisenerscheinungen verstärkt. Für Russland sind aktuell immerhin – u.a. als Folge der westlichen Sanktionen – bescheidene Tendenzen zur Diversifizierung bzw. zur Begrenzung der Rohstoffabhängigkeit zu beobachten: Die landwirtschaftliche Erzeugung hat in den letzten Jahren deutlich zugenommen, die lokale Produktion von Landtechnik steigt ebenfalls. Angeblich ist der Anteil russischer Erzeugnisse dabei von 26 Prozent 2013 auf 54 Prozent 2016 gestiegen.¹⁰ Das jüngste BRICS-Mitglied, Südafrika, kränkelt schon längere Zeit und leidet unter einer schleichenden Deindustrialisierung bei extrem hoher Arbeitslosigkeit. Und selbst bei den asiatischen Giganten ist nicht alles Gold was glänzt: Das zeigt ein Blick auf Indien, das – gemessen an den Wachstumsraten – scheinbar dabei ist, China auszustechen.

Da Indien – nach Ansicht vieler ‚westlicher‘ Beobachter – nicht nur demokratischer, sondern vor allem marktwirtschaftlicher orientiert ist, galt und gilt der Subkontinent hierzulande als besonders zukunftssträchtig. Unglücklicherweise aber war und ist die wirtschaftliche Entwicklung in Indien mit besonders großen sozialen Problemen behaftet, wie der jüngste ‚Global Hunger Index‘ des International Food Policy Research Institute (IFPRI) wieder einmal unterstrichen hat: Während China auf der Vergleichsskala von 119 Ländern auf Platz 29 steht, hält Indien konstant einen der hinteren Plätze, im Jahre 2017 Rang 100, also noch hinter einer ganzen Reihe von afrikanischen Ländern. Zwar hat sich auch in Indien seit Anfang der 1990er Jahre die Ernährungslage etwas verbessert, vor allem die Situation der Kinder aber ist immer noch dramatisch: Während 2017 mehr als ein Fünftel der indischen Kinder (unter fünf Jahren) von akuter Unterernährung („wasting“

⁹ Um die reale Produktion zu vergleichen muss die Kaufkraft der nationalen Währungen in Rechnung gestellt werden. Gemessen am BIP zu jeweiligen Preisen und Wechselkursen in US-Dollar haben die Entwicklungs- und Schwellenländer ebenfalls aufgeholt (ihr Anteil am weltweiten BIP hat zwischen 1980 und 2017 von 24,3 auf 42,9 Prozent zugenommen), die entwickelten Länder aber noch nicht überholt. Dies spiegelt u.a. die dominierende Rolle der Leitwährung US-Dollar wider.

¹⁰ Russische Äcker sind hart, aber ergiebig, NZZ v. 18.10.2017.

= zu leicht für die Körpergröße) betroffen war, litten mehr als 38 Prozent unter chronischer Unterernährung („stunting“), d.h. sie waren zu klein für ihr Alter. IFPRI zufolge gilt die Hungersituation in Indien als „ernst“. Die gerühmte marktwirtschaftliche Ausrichtung Indiens seit Anfang der 1990er Jahre hat sich für die Bevölkerung kaum ausgezahlt, vor allem im Vergleich mit dem als ‚staatswirtschaftlich‘ abgewerteten China: Dort ist der Anteil der unterernährten Bevölkerung von 23 (1991/93) auf 9,6 Prozent (2014/2016) gesunken, die Raten für „stunting“ bei Kindern – Indikator für chronische Mangelernährung – sind von 38 auf 6 Prozent gesunken. Noch 1990 hatte Indien ein höheres Pro-Kopf-Einkommen (1.165 US-Dollar, laufende Preise) als China (980 US-Dollar). Im Jahre 2017 hatten sich die Verhältnisse umgekehrt: Das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen war in Indien auf knapp 7.200 US-Dollar gestiegen, in China dagegen auf 16.600 US-Dollar. Marktwirtschaft scheint sich nicht immer auszuzahlen.

Auch im Welthandel – der zwischen 2010 und 2016 insgesamt nur noch langsam zugenommen hat – hat sich die Position der Länder des ‚globalen Südens‘ weiter verbessert, obwohl hier immer noch der ‚Westen‘ vorne liegt.

	1993	2003	2016
‚Globaler Westen‘	71,6	65,9	54,5
‚Globaler Süden‘	28,4	34,1	45,5

Quelle: WTO, World Trade Statistical Review 2017, Table A4 (statistische Abgrenzung nicht voll identisch mit jener des IWF).

Die Zunahme des internationalen Handels war zwischen 2004 und 2014 wesentlich durch die Steigerung des Süd-Süd-Handels bedingt, der 2014 mit 5,5 Billionen US-Dollar nahezu dem Volumen des Nord-Nord-Handels entsprach.¹¹

Etwas anders sieht es bei den internationalen Direktinvestitionen (FDI)¹² aus. Hier bleibt der ‚globale Westen‘ dominant. Zwar sind einige Schwellen- und Entwicklungsländer – allen voran China – inzwischen wichtige Akteure im Geschäft der grenzüberschreitenden Investitionen geworden. Ihr Anteil am Bestand der internationalen Auslandsanlagen (dieser wird 2016 auf gut 26 Billionen US-Dollar geschätzt) ist zwar zwischen 2000 und 2016 von 10 auf fast 24 Prozent angestiegen, hat sich allerdings in der jüngeren Vergangenheit nicht weiter erhöht. Von den laufenden FDI (outflows), die in den letzten Jahren bei jährlich etwa 1,5 Billionen US-Dollar liegen, entfallen seit 2011 etwa 30 Prozent auf die Schwellen- und Entwicklungsländer. Dass dieser Anteil zuletzt nicht weiter ge-

¹¹ UNCTAD, Key Statistics and Trends in International Trade 2016, S. 14, Geneva 2017.

¹² Die Daten zu den Foreign Direct Investments (FDI) stammen aus dem World Investment Report der UNCTAD, Ausgabe 2017. Die statistische Abgrenzung zwischen den „entwickelten Ländern“ einerseits und den „Entwicklungsländern“ und „Transformationsländern“ andererseits entspricht nicht der Definition des IWF.

stiegen ist, hängt einerseits mit den gesunkenen Rohstoffpreisen zusammen, die die Finanzkraft der rohstoffexportierenden Länder geschwächt haben. Andererseits haben die Kapitalexporte der entwickelten Länder im Kontext großer internationaler Zusammenschlüsse wieder zugenommen. Trotzdem nimmt die globale wirtschaftliche Bedeutung der BRICS-Länder tendenziell weiter zu: „BRICS-basierte Unternehmen und Länder sind zunehmend aktive Akteure im globalen Maßstab und tragen dazu bei, die Süd-Süd-Beziehungen zu prägen“, hebt die UNCTAD in ihrem Investitionsreport hervor.¹³

China und die multipolare Weltordnung

Dabei spielt China in einer besonderen Liga: Herausragend ist seit einigen Jahren die Seidenstrassen-Initiative („One belt One road“), die etwa 60 Länder berührt. Sechs Billionen US-Dollar an Direktinvestitionen (Bestandsgröße), also fast ein Viertel der globalen Auslandsanlagen, sind dort konzentriert.¹⁴ Vor allem chinesische FDI werden dadurch stimuliert, wobei der langfristige Ausbau von Infrastrukturen im Mittelpunkt steht. Mit Misstrauen beobachten westliche Länder z.B. den Aufkauf griechischer Häfen durch chinesische Investoren – wozu man den griechischen Staat allerdings selbst gezwungen hatte.

Betrachtet man die Schwellen- und Entwicklungsländer als Gruppe (also unter Einbeziehung der von der UNCTAD gesondert ausgewiesenen Transitionsländer), dann entfallen etwa 60 Prozent der internationalen Direktinvestitionen des ‚Südens‘ (outflows) auf China und Hongkong. Zwischen 2011 und 2016 ist der chinesische Anteil weiter gewachsen. 2016 stammten mehr als drei Viertel des Bestands an ausländischen Direktinvestitionen der Gruppe der Schwellen- und Entwicklungsländer aus China/Hongkong. Ob die Rolle der Schwellenländer (außer China) wirklich dauerhaft geschwächt ist – wie Andrés Musacchio in seiner Analyse der Rolle der G20 ausführt (vgl. seinen Beitrag in diesem Heft, S. 41ff.) – kann hier nicht weiter untersucht werden. Zwar hat die jüngste Entwicklung die Rohstoffabhängigkeit einiger großer Schwellenländer und damit deren Fragilität erneut bestätigt, einige andere Länder konnten ihre Position aber durchaus weiter ausbauen. Zuzustimmen ist auf jeden Fall der Feststellung, dass China eine Sonderrolle spielt und ein eigenständiger globaler Akteur geworden ist, der sich auch in der ursprünglich vom Westen gestalteten Weltordnung erfolgreich alleine durchzusetzen weiß. Ob China sich – im Interesse der übrigen Schwellen- und Entwicklungsländer – für eine grundlegende Reform der Weltwirtschaftsordnung im Sinne einer echten Multipolarität einsetzen wird – wie Parteichef Xi Jinping auf dem Davoser Weltwirtschaftsforum im Januar 2017 angekündigt hatte – bleibt jedenfalls abzuwarten.¹⁵

¹³ UNCTAD, World Investment Report 2017, S. 19.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Vgl. Werner Rügemer, Varianten des Kapitalismus. Ein Vergleich des westlichen mit dem chinesischen Kapitalismus, isw-newsletter v. 29.10.2017.

Krisenfaktor Finanzmärkte: Der schwierige Weg aus der Politik des leichten Geldes

Während die kurzfristigen Wirtschaftsprognosen eine weitere Belebung der Weltkonjunktur erwarten, wird mittelfristig eher verstärkt auf Risiken verwiesen. Kernpunkt sind dabei die Finanzmärkte. Die lang anhaltende Niedrigzinsentwicklung hat die Finanzinvestoren dazu verleitet, auf der Suche nach Rendite immer größere Risiken einzugehen. Im Ergebnis haben alle Formen von Verschuldung drastisch zugenommen¹⁶, die Vermögenspreise (Aktien, Immobilien) haben, wie z.B. eine Analyse der Deutschen Bank feststellt, historisch bislang unbekannte Höhen erreicht.¹⁷ An den Weltbörsen war der Oktober 2017 ausgesprochen ‚golden‘ – die Börsenindizes verzeichneten weltweit neue Allzeithochs. Hören die Notenbanken auf, die Wirtschaft weiter mit extrem billigem Geld zu fluten, könnten diese Vermögenspreisblasen platzen. Dieses globale Problem wird aktuell dadurch verschärft, dass sich die Interessen an einer Weiterführung der Politik des leichten Geldes zunehmend differenzieren. Während die amerikanische und jüngst auch die britische Notenbank versuchen, sich allmählich von der extremen Niedrigzinspolitik zu lösen, hält die Europäische Zentralbank am bisherigen Kurs weiter fest. Sie ist sich dabei bewusst, dass die finanzielle Situation vieler Euro-Länder – darunter vor allem Italiens – weiterhin extrem fragil ist, dass die Gefahr von Bankenzusammenbrüchen keineswegs gebannt ist. In sechs EU-Ländern liegt der Anteil der faulen Kredite – der ‚non performing loans‘ (NPL) – über zehn Prozent, bei einem Durchschnitt von 5,7 Prozent im gesamten Euroraum.¹⁸ Etwa ein Drittel der systemisch relevanten Banken vor allem aus Europa (darunter die Deutsche Bank) leidet unter niedrigen Erträgen, so dass es nicht gelingt, notwendige Risikopolster anzulegen. Hinzu kommt, dass steigende Zinsen die öffentlichen Haushalte der höher verschuldeten Länder – vor allem jener des europäischen Südens – erneut unter Druck setzen würden. Dagegen wächst der Widerstand seitens der stärkeren Länder – vor allem Deutschlands –, wo die Geschäftsmodelle der Versicherungswirtschaft und anderer Anlagefonds immer stärker unter Druck geraten und private Pensionsfonds sich gezwungen sehen, in risikoreichere Anlagefelder einzutreten. Auch haben sich die Leistungsbilanzen vieler rohstoffexportierender Länder als Folge der gesunkenen Rohstoffpreise verschlechtert, so dass die Abhängigkeit von ausländischen Kapitalzuflüssen wieder zugenommen hat. Bei einer zu raschen Straffung z.B. der amerikanischen Geldpolitik würden viele Schwellen- und Entwicklungsländer durch den Abzug von Auslandskapital und steigende Zinskosten von in US-Dollar denominierten Auslandskrediten in Schwierigkeiten geraten. Diese ohnehin komplizierte Situation wird durch die

¹⁶ US-Unternehmen gelten als besonders hoch verschuldet, seit 2009 hat sich ihre Nettoverschuldung fast verfünffacht (NZZ v. 2.10.2017).

¹⁷ Where Deutsche Bank thinks the next financial crisis could happen, Holly Ellyatt, 19. Sept. 2017, CNBC.

¹⁸ IMF, World Economic Outlook, October 2017, S. 23.

oben erwähnten divergierenden Interessen an einer Fortführung bzw. einem Ausstieg aus der Niedrigzinspolitik und die Ungleichzeitigkeit der wirtschaftlichen Erholung in den entwickelten Ländern noch unübersichtlicher. Das eigentlich notwendige abgestimmte Vorgehen wird durch die unterschiedlichen Interessen der Akteure erschwert bzw. unmöglich gemacht. „Ein starkes, nachhaltiges, ausgewogenes und sozial gerechtes Wachstum erfordert ein gut funktionierendes, kooperatives, multilaterales Rahmenwerk für internationale wirtschaftliche Beziehungen“, beschwört der IWF die starken Länder.¹⁹ Im Zeichen von „America first“ und der bedingungslosen Verteidigung der deutschen Leistungsbilanzüberschüsse und Exportinteressen²⁰ erscheint dies mehr denn je als frommer Wunsch.

¹⁹ Ebd., S. 33.

²⁰ Der deutsche Überschuss der Leistungsbilanz wird 2017 voraussichtlich zum dritten Mal in Folge über acht Prozent des BIP betragen. Der von der EU festgelegte Schwellenwert liegt bei sechs Prozent. Sowohl die EU als auch der IWF (im Rahmen der Artikel IV Konsultationen) kritisieren dies seit Jahren und fordern einen wirtschaftspolitischen Kurswechsel (öffentliche Investitionen, Reallohnwachstum). KfW-research, Fokus Volkswirtschaft, Nr. 178 v. 8.8.2017 „Leistungsbilanz: Überschuss reduzieren, Deutschland stärken“.

ISW

analysen. fakten. argumente.
institut für sozial-ökologische wirtschaftsforschung e.V.



Dem Wachstumswahn der kapitalistischen Wirtschaft stellen die Anhänger von Postwachstum/Degrowth Konzepte entgegen, die außerordentlich vielfältig sind. Den meisten sind diese Forderungen gemeinsam: eine gerechte Verringerung von Produktion und Konsum, die menschliches Wohlbefinden steigert und ökologische Bedingungen verbessert, lokal wie global, kurzfristig wie langfristig; das Ziel ist das Streben nach Wohlergehen, ökologischer Nachhaltigkeit und sozialer Gerechtigkeit.

Im Zentrum der Untersuchung steht die Frage: Was wird aus der Arbeit in einer Postwachstumsgesellschaft? Die Postwachstums-Konzepte behandeln dieses Problem bisher unzureichend. Der Autor Jan Zoellick präsentiert Forderungen, die er auch als "Visionen für Gewerkschaften" verstanden haben will. Diese Forderungen laufen auf eine Postwachstum-Gesellschaft hinaus, die den Kapitalismus hinter sich lässt.

isw-report 110 Sept. 2017 / 28 S. / 2,50 EUR + Versand

Alle lieferbaren isw-Publikationen:

www.isw-muenchen.de

isw – Institut für sozial-ökologische Wirtschaftsforschung e.V., Johann-von-Werth-Straße 3
80639 München. fon 089-130041, fax 168 94 15, isw_muenchen@t-online.de

Andrés Musacchio

Machtverschiebung, internationale Konkurrenz und die postneoliberale Transformation: Welche Rolle spielt die G20?

Derzeit verändert sich die internationale Arena tiefgreifend. Die Weltordnung kriselt und beschädigt in ihrem Zerfall die alten Institutionen. Eine neue politische und wirtschaftliche „Architektur“ in den internationalen Beziehungen versucht währenddessen, sich Platz zu bahnen und fördert die Entstehung neuer „Schachbretter“ für Verhandlungen. Doch inwiefern ermöglichen die Reformen der alten Institutionen, die neu geschaffenen Institutionen, die Ländergipfel und Foren wirksam einen Ausweg aus der Krise? Spiegeln sie eine neue politische Ordnung wider, oder sind sie nur Spielwiesen für Machtkämpfe?

Die internationale Politik erlebt in den letzten Jahren einen starken Wandel, der zur Anerkennung von neuen Kräfteverhältnissen führt. Sind aber die Verschiebungen so stark, dass man von einer multipolaren Welt sprechen kann, oder verfügen die USA immer noch über genügend Instrumente, um eine Politik des Einzelgängers betreiben zu können?

In diesem Artikel versuche ich, einige Gedanken zu dieser Frage vorzustellen, und zwar anhand der Analyse eines konkreten Falls, der „Gruppe der 20 wichtigsten Industrie- und Schwellenländer“(G20).

Die Entstehung des neuen internationalen Szenarios ist nicht auf Schicksal oder Zufall zurückzuführen. Die „neue Architektur“ ist eher das Ergebnis mehrerer Transformationen im Rahmen der Krise des Neoliberalismus, mit denen ich mich im ersten Abschnitt befasse. Auf dieser Grundlage gehe ich im nächsten Abschnitt auf zwei Grundinterpretationen der Entstehung und Entwicklung der G20 ein, die einer funktionalistischen oder einer machtorientierten Sichtweise entspringen. Der dritte Teil konzentriert sich auf die Beziehung zwischen den Schwerpunktsetzungen der G20 einerseits und den Machtverhältnissen zwischen den G20-Teilnehmern andererseits, mit besonderem Fokus auf der Rolle der sog. Schwellenländer. Zum Schluss gehe ich auf die Diskussion der heutigen Ziele der G20 ein – im Rahmen des Transformationsprozesses und der Machtverschiebungen. Dabei versuche ich Anhaltspunkte zu finden, um eine Diskussion über die Entstehung einer neuen internationalen Ordnung und ihre Gefahren einzuleiten.

Eine sich verändernde Welt

Jede Weltwirtschaftskrise ist mit starken Veränderungen der Machtverhältnisse und der Funktionsformen der internationalen Politik verbunden. Ob hinter diesem Zusammenhang ein kausales Verhältnis steht oder nicht und in welche Richtung eine mögliche Kausalität geht, ist natürlich umstritten. Tatsache ist, dass beide Phänomene im bisherigen Verlauf der Geschichte des Kapitalismus

immer gepaart aufgetreten sind. So war z.B. die Krise des Jahres 1873 an die Entwicklung neuer industrialisierter Länder gekoppelt, die wiederum auf einer protektionistischen Politik basierte, sowie der Umgestaltung des Einflussraums der damaligen Weltmacht Großbritannien. Die neue Konstellation führte in den nächsten Dekaden zu einem Machtverlust der Briten und dem Aufstieg neuer Weltmächte. Die nächste Krise, die 1929 begann, ging mit der Ablösung Großbritanniens durch die USA als herrschende Weltmacht einher. In den folgenden Dekaden entwickelte sich die bipolare Welt des „Kalten Krieges“. Aber auch dieses System bestand nicht ewig. Im Rahmen einer neuen Wirtschaftskrise veränderte sich die internationale politische Arena im Laufe der 1970er und 1980er Jahre tiefgreifend. Die Sowjetunion, einer der beiden Pole, löste sich sogar als Land auf, die USA retteten erst und vertieften später ihre Rolle als Weltmacht durch eine starke interne Transformation.

Die folgende Krise, deren ersten Symptome spätestens ab 2007 zu spüren waren, lief nach einem ähnlichen Muster ab. Dabei zeichnen sich deutlich die Charakteristika einer beginnenden Umwandlung ab. Mindestens vier Grundtendenzen müssen dabei beachtet werden.

Erstens: Die wirtschaftliche Grundlage, das neoliberale Modell, ist offensichtlich erschöpft. Viele Länder versuchen zwar derzeit, an dem neoliberalen Kurs der Wirtschaftspolitik festzuhalten. Die internationalen Finanzorganisationen empfehlen auch immer noch neoliberal orientierte wirtschaftspolitische Maßnahmen und setzen dafür ihre nach wie vor starke „Überzeugungskraft“ ein. Jedoch stoßen sie immer wieder an die Grenzen einer deutlichen allgemeinen Senkung der Profitraten. Sie können die großen Ungleichgewichte nicht bewältigen.

Doch im Rahmen der Krise entwickeln sich auch neue Formen der Ausbeutung. Die Erweiterung des privaten Eigentums auf Sphären, die bisher zu gesellschaftlichen oder natürlichen Bereichen gehörten¹, ein technologischer Wandel, die Umgestaltung der Arbeitsroutinen und die tiefgreifenden Transformationen in der Arbeitswelt, die aus der Entfaltung von digitalen Plattformen wie Uber entspringen, sind Zeichen einer qualitativen Veränderung.² Ob das für den Aufbau neuer entgegenwirkender Faktoren zum Fall der Profitraten reicht, ist noch eine offene Frage, die im Lichte der verbleibenden Finanzkrise sowie der dauerhaften Probleme im Bereich der Währungspolitik, der Kapitalflucht, der Leistungsbilanzen und der Verschuldung analysiert werden muss.

¹ Ein Grundkonzept, um den Wandel zu verstehen, kann von der Idee der „Akkumulation durch Enteignung“ (Harvey 2005) abgeleitet werden. Harvey betont jedoch die Enteignung durch Privatisierung und illegale Geschäfte, typische Phänomene des Neoliberalismus. Auch wenn diese Faktoren immer noch eine große Rolle spielen, verschiebt sich der Kern auf die Enteignung der Natur und des Wissens. Die legalen Formen spielen hier eine wichtigere Rolle, was unter anderem den Kampf um die Kontrolle der Staatsapparate und die Verhandlungen von Freihandelsabkommen – die den legalen Rahmen für die Enteignung durch internationale Konzerne setzen – erklärt.

² Siehe z. B. Les Économistes Atterrés (2017). In diesem Sinne und im Rahmen neuer entgegenwirkender Faktoren zum Fall der Profitrate muss man die Disziplinärgesellschaft und den Selbstoptimierungsdrang von Byung-Chul Han (2016) verstehen.

Zweitens: Die Grenzen des neoliberalen Modells sind überschritten, aber noch ist kein neues stabiles Modell entstanden. Die Folge für die internationale Politik ist eine destruktive Verschärfung des Kampfes um die Kontrolle der Wirtschaftsräume, an dem Länder, Ländergruppen und Großkonzerne beteiligt sind. Diese Verschärfung ist in vieler Hinsicht zu spüren, u. a. an der wachsenden Konkurrenz im Außenhandel unter Stärkung der protektionistischen Züge, an dem Versuch, durch Freihandelsabkommen Konkurrenten zu verdrängen, an der Kontrolle der Ressourcen durch politischen Einfluss, an Privatisierungen oder militärischen Eingriffen und an der Sicherung der Investitionsräume. So erstarkt ein ökonomisch basierter Nationalismus, und das Regulationspotenzial einiger internationaler Institutionen – wie der Welthandelsorganisation (WTO) – wird missachtet oder in Frage gestellt.

Drittens: Des weiteren ist auch eine räumliche Verschiebung der wirtschaftlichen, politischen und militärischen Macht sichtbar. Zum einem ist eine Schwächung der USA und der zentraleuropäischen Länder, v. a. Deutschlands und Frankreichs, erkennbar. Das wird im Fall der USA besonders deutlich, auch wenn sie die zentrale Rolle als Militärmacht und als Emittent der internationalen Leitwährung behalten. Das reicht, um die Stelle eines ‚Primus inter Pares‘ zu besetzen; es reicht jedoch nicht für die Aufrechterhaltung einer unipolaren Welt. Zum anderem wächst in der internationalen Politik die Bedeutung anderer Länder, in erster Linie China und Russland. Auch Länder in Südamerika und Asien gewinnen an Einfluss, gestärkt durch die Bildung von Vereinigungen wie die BRICS (Brasilien, Russland, Indien, China und Südafrika). Die Machtveränderungen verstärken sich durch die Entwicklung der ersten zwei angedeuteten Tendenzen – insbesondere der zweiten, denn das Ringen um die Kontrolle der Wirtschaftsräume bricht die alte Machtlogik und stellt alle vor die Herausforderung, sich auf Kosten der anderen zu behaupten.

Viertens: Eine Folge der drei erwähnten Grundtendenzen, zusammengehalten durch ein neoliberales Design der Wirtschaftspolitik, ist das Scheitern der institutionellen Ordnung. Die internationalen und regionalen Organisationen (eine lange Liste, darunter UNO, WTO, IWF, Weltbank, Europäische Zentralbank u.a.) schaffen es nicht, eine wirksame Regulierung durchzusetzen, die die Krisenfolgen lindern könnte. Die mangelhaften Ergebnisse vermindern die nötige gesellschaftliche und politische Durchsetzungskraft der politischen Eliten. Dazu trägt das Fehlen einer wirksamen Strategie gegen die Wirtschaftskrise bei, so dass das wachsende Spannungsfeld zwischen den wichtigsten Ländern und Regionen nicht durch das Funktionieren der Institutionen abgedeckt werden kann. Außerdem misstraut die Gesellschaft im Allgemeinen diesen Institutionen, deren Empfehlungen zur Prekarisierung des Lebens breiter Teile der Bevölkerungen geführt haben und führen– sogar in den reichen Ländern. Die Widrigkeit der Prozeduren der meisten internationalen Institutionen, ihre offene Durchlässigkeit für bestimmte Lobbys und die einseitigen und keinen Widerspruch duldenden Politiken und Empfehlungen werden als Enteignung, Gefährdung oder Aushöhlung der Demokratie empfunden und lösten in den letzten Jahren steigenden Widerstand aus.

Gesellschaftlich angefochten und politisch ineffektiv, mussten die internationalen Organisationen durch neue Diskussionsforen und Verhandlungsräume ergänzt werden. In diesem Rahmen ist die Entstehung der G20 zu verstehen.

Die Entwicklung der G20 und ihre Interpretationen

Die G20 wurde 1999 als Wirtschafts- und Finanzministerforum gegründet, als Finanzkrisen in Südostasien, Lateinamerika und Osteuropa die Stabilität der Finanzen in den „zentralen Ländern“ gefährdeten. Das Forum sollte die Diskussion der nötigen Maßnahmen leiten, um Kettenreaktionen zu unterbinden. Als 2008 die neue Krise ausbrach und auch die zentralen Länder erfasste, veränderte sich die G20 in ein Mehrebenenforum, dessen Aktivitätshöhepunkt ein regelmäßiger Gipfel der Regierungschefs ist. Die G20 erweiterte somit die Diskussionsebene zwischen Regierungschefs, die sich seit den 1970er Jahren im Rahmen der G6/7/8³ trafen und sich 2005 mit der G5⁴ ergänzte.⁵

Die Entstehung der G20 muss als direkte Folge der Wirtschaftskrise (siehe z. B. Heinbecker 2011), aber auch der Krise der internationalen Institutionen (Botto 2010: 27-28) verstanden werden. Aufgrund dessen wurden neue Verhandlungsinstanzen ins Leben gerufen. So entwickelte sich in den letzten Jahren eine „Diplomatie der Gipfel“, d.h. die Schaffung neuer nicht-institutionalisierter Foren ohne normatives Ziel. Ihre Beschlüsse sind also nicht zwingend. Sie versuchen viel eher durch Dialog einen Konsens zu bilden, der später durch nationale Normen oder Beschlüsse der internationalen Organisationen umgesetzt wird. Die G20 (sowie die G8) ist also keine Weltregierung, sondern eine Verhandlungsplattform, deren Ergebnisse oft durch die internen Widersprüche⁶ stark begrenzt sind (Wahl 2012: 7-12).

Bis 2008 übernahm die G8 die Hauptrolle. Der Höhepunkt der Finanzkrise mit der Insolvenz der Investitionsbank Lehman Bros. sorgte jedoch für eine Erweiterung des Vereins. So wurden für einen Weltfinanzgipfel in Washington am 15. und 16. November 2008 auch die größten Schwellenländer (China, Indien, Indonesien, Korea, Australien, Brasilien, Mexico, Argentinien, Saudi-Arabien, Südafrika und die Türkei) sowie die Europäische Union eingeladen – im Zuge der Suche nach einer Notlösung für den drohenden Zusammenbruch.⁷

³ Gruppe der bedeutendsten Industrieländer, 1975 bestehend aus den USA, Deutschland, Frankreich, Italien, Großbritannien und Japan; ab 1976 mit Kanada und ab 1997 mit Russland.

⁴ China, Indien, Brasilien, Mexico und Südafrika.

⁵ Zu einer zusammenfassenden Geschichte der Gruppen siehe z.B. Kirton 2012.

⁶ Manche Autoren weisen auf die internen Widersprüche der EU hin, bei denen zwei Konfliktachsen sichtbar werden. Einerseits hat die EU eine supranationale Vertretung in den G20 als einem Forum, in dem auch einige ihrer Mitglieder individuell vertreten sind. Andererseits gibt es EU-intern Spannungen zwischen Mitgliedern und Nicht-Mitgliedern der G20. Das wird noch verstärkt durch die Teilnahme der EZB, die Eurozone-Mitglieder und Nicht-Mitglieder repräsentiert (Murau/Spandler 2016). Botto (2010: 31-35) betont den Vorteil, der internationalen Wirtschaftsorganisationen bei der Gestaltung der Agenda aus dem Zugang zu den gesamten Wirtschaftsstatistiken und Daten erwächst.

⁷ An dem Gipfel nehmen auch die Leiter des Internationalen Währungsfonds, der Weltbank, der

Nun zur Frage nach der Interpretation von Entstehungsursachen und Charakter der G20.

In der Literatur über internationale Politik sind normalerweise zwei Interpretationen zu erkennen, die auch in der Analyse der G20 präsent sind: eine funktionalistisch orientierte und eine machtorientierte Lesart. Beide stellen das Problem der Governance in den Fokus, aber die erste betont die technisch-institutionelle Frage, während die zweite eher die Machtverhältnisse erforscht.

Die funktionalistische Interpretation stellt den größeren repräsentativen Charakter der G20 im Vergleich zur G8 in den Vordergrund (z.B. O'Neill/Terzi 2014). Nicht nur die Erweiterung der Teilnehmerzahl, sondern auch der gewachsene Umfang der durch sie repräsentierten Bevölkerung und Wirtschaftskraft (zwei Drittel der Weltbevölkerung, 85 Prozent des BIPs und drei Viertel des Außenhandels) sind, so diese Sicht, entscheidend für die Legitimierung der Agenda und der Beschlüsse der Gruppe. Besonders wichtig ist dabei die wirtschaftliche Leistung der Schwellenländer in den letzten zwei Dekaden mit deutlich höheren Wachstumsraten des BIP, der Investitionen und des Außenhandels im Vergleich zu den entwickelten Ländern. Das schafft die Grundlage für eine Zusammenarbeit beider Gruppen.

Nicht zu übersehen ist aber das Spannungsfeld zwischen Konkurrenz- und komplementärem Charakter bei G8 und G20, der sich auf die Funktionslogik der beiden auswirkt (Maihold 2012). Im Mittelpunkt der funktionalistischen Diskussionen stehen die Arbeitsform und Prozeduren der G20 (generell die Problematik der „Governance durch Internationale Organisationen“), die Anpassung der Agenda an die „globalen Risiken“, die Dynamik der globalen Governance oder die Wirksamkeit der Beschlüsse (Larionova/Kirton 2015), in deren Kontext oft ein Vergleich mit der weniger repräsentativen G8/G7 unternommen wird. Genauer lassen sich die Phasen der Tätigkeit und Wirksamkeit der G20 durch das kooperative und nicht kooperative Verhalten der Teilnehmer erklären (Özaty 2016). In diesem Zusammenhang wird oft die konfliktreiche Konjunktur der Jahre 2007-2008 als Herausforderung für ein starkes, inklusives, balanciertes und nachhaltiges Wachstum verstanden, die zur Gründung der G20 führte. Die Gruppe sollte dazu beitragen, eine stabile politische Führung und ein besseres kollektives Management zu gewährleisten (Larionova et al. 2017). Auch habe die G20 die Chance für eine schnelle Reaktion in der Krise, garantiert durch ein schon seit 1999 auf einer anderen Ebene funktionierendes Forum, geboten (Carrera 2009).

Wie gestaltet sich die G20? Aus der Sicht einer funktionalistischen Erklärung bringt die Erweiterung der G8 um zwölf neue Teilnehmer eine quantitativ verstärkte Repräsentativität. Zugleich stellt die G20 eine heterogene Gruppe dar, die einen „Nord-Süd Dialog“ ermöglicht. Eine Auswahl der Teilnehmer unter

Europäischen Zentralbank, des Internationalen Währungs- und Finanzausschusses (IMFC) und des Development Committee der OECD teil, sowie speziell eingeladene Länder, wie z.B. auf dem ersten Gipfel Spanien, Tschechien, Niederlande, Äthiopien und Thailand. Die internationalen Organisationen und die Gastländer verfügen über kein Stimmrecht.

den führenden Ländern aller Regionen sollte für eine breite Interessenvertretung sorgen (Botto 2010: 31).

Die Auswahl lässt sich aber auch ganz anders durch eine machtorientierte Interpretation erklären. Faktoren wie Repräsentativität oder inklusive Agenda sind hier nicht zentraler Teil der Erklärung. In den Vordergrund wird stattdessen die steigende Macht einiger Schwellenländer gestellt, die sich im Kontext der Krise von 2008 deutlich akzentuierte. So wird die Erweiterung als strukturelle Anerkennung der wachsenden Macht und des steigenden Einflusses der Schwellenländer verstanden (z.B. Heinbecker 2011: 6). Wahl (2012: 1-2) formuliert dies noch deutlicher: Die G20 entspringt aus einer neuen geopolitischen Konfiguration des internationalen Systems, die den Anfang vom Niedergang der Dominanz des Westens markiert.

Die Erweiterung des Diskussionsforums spiegelt also die Veränderungen der Kräfteverhältnisse in der Weltpolitik wider, die aus der langsamen Erosion der Macht der USA und der zentraleuropäischen Länder sowie aus der neuen Rolle von Ländern wie China und Russland entspringen. Dies beeinflusst auch die Themen, die auf der Arbeitsagenda der G20 stehen. Deutlich wird hier, dass es nicht um die langfristige Planung einer neuen nachhaltigen Wirtschaft und Gesellschaft geht, sondern um jene Fragen, die den Hauptakteuren auf den Nägeln brennen. Die Themen werden „asymmetrisch“ gestellt und durch die breite Ländervertretung legitimiert.⁸ Die Agenda wird dadurch auch sehr dynamisch und wechselt von Treffen zu Treffen, weil sich einerseits die Schwerpunkte im Konjunkturverlauf ändern, sich aber andererseits auch die Machtpositionen der Teilnehmer verschieben. Die G20 sollte daher eher als Kampfarena und nicht als Kooperationsforum verstanden werden (Wahl 2012).

Die Krise von 2008 spielt für die Erklärung eine wichtige Rolle. Es geht hier aber nicht um einen funktionellen Verlust der Weltregierbarkeit der G8, sondern um zwei andere Aspekte. Erstens traf die Finanzkrise diesmal hauptsächlich die zentralen Länder, und zweitens war sie von einer außergewöhnlichen Polarisierung in der Akkumulation der Devisenreserven begleitet. Die höheren Wachstumsraten einiger Schwellenländer, die durch eine Besserung der Austauschverhältnisse, die positive Entwicklung des Außenhandels und die höheren Sparquoten unterstützt wurden, stärkten deren Leistungsbilanzen (Reyes/Sirimarco 2015). Dazu kamen auch Schlussfolgerungen aus der Erfahrung der Krisen der Jahrtausendwende. Mehrere lateinamerikanische und vor allem asiatische Länder zogen daraus die Lehre, dass große Devisenreserven als Schutzwall gegen die Turbulenzen der Internationalen Wirtschaft dienen könnten (Abeles/Kiper 2010). Die beim Aufbau solcher Devisenreserven entstandene Polarisierung sorgte dafür, dass diese Länder nicht so stark von der Krise getroffen wurden und ihre Rolle bei der Krisenbekämpfung zunahm.

⁸ Gewarnt sei also vor der falschen Interpretation, die Erklärungen der G20 seien ein balanciertes Resümee der Gipfel. Meistens stellen die Dokumente eine verwaschene Zusammenfassung der Wünsche aller Teilnehmer dar, oder, wie jemand ironisch sagte, einen Weihnachtsbaum, an den jeder sein Geschenk hängt.

Die G20 in ihrem Labyrinth

Die dreifache Kombination von neuen Kräfteverhältnissen in der internationalen Politik, dem Ausbruch einer außergewöhnlich schweren Wirtschaftskrise und der ungleichmäßigen Betroffenheit der Länder durch die Auswirkungen dieser Krise prägten die ersten Gipfel. Im Laufe der Zeit veränderten sich jedoch die Prioritäten der G20-Gipfel im Einklang mit der Konjunktur, aber auch mit der unterschiedlichen Entwicklung des Einflusses der Schwellenländer.

Die Gipfel der Jahre 2008 und 2009 setzten sich das Ziel, die Finanzmärkte zu stabilisieren und die Finanzflüsse wiederherzustellen. Ein erstes Ergebnis war der Konsens über die Notwendigkeit einer Finanzreform, die eine Regulierung der Finanzmärkte, eine Neugestaltung der internationalen Finanzinstitutionen, die Vermeidung von protektionistischen Reaktionen und eine engere Kontrolle der Finanzakteure (vor allem Hedge-Fonds und Rating-Agenturen) als Eckpfeiler haben sollte⁹. In einer langfristigeren Perspektive wurde auch die Kräftigung der Entwicklungsbanken thematisiert. Vor allem beim Gipfel in Pittsburgh (2009) fasste man eine antizyklische Aktion ins Auge, die sowohl ein Hilfspaket für das Bankensystem wie auch Maßnahmen für die Wiederbelebung der Real-Wirtschaft beinhalten sollte.

Die Diskussion machte aber schnell zwei Probleme deutlich. Zum einen konnte man sich nicht auf die Aktionsfelder einigen. Beeinflusst von der jeweiligen politischen Sichtweise wurden unterschiedliche Akzente in drei Richtungen gesetzt. Die angelsächsischen Länder zeigten sich eher für antizyklische Maßnahmen offen, ohne eine dezidierte Regulierung der Finanzmärkte. Die europäischen Länder (außer Großbritannien) befürworteten eher die Finanzregulierung.¹⁰ Die BRICS schließlich plädierten für eine Kombination beider Sichtweisen (Abeles/Kiper 2010: 10). Zum anderen wurden die Initiativen als oberflächlich kritisiert: In Wirklichkeit ginge es nur um die schnelle Rückkehr zum Gleichgewicht der Finanzmärkte und nicht um eine tiefe Reform (z.B. Wahl 2012: 5). Als konkretes Ergebnis wurde eine Reform des IWF angestrebt mit dem Ziel, diesen durch Aufstockung seiner Mittel zu stärken. Durch eine neue Verteilung der Stimmrechte konnten sich die Schwellenländer im IWF besser positionieren. Des Weiteren setzte man die Richtlinien für die Bankenregulierung, die später in den Vorschriften der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich (bekannt als Basel III) in eine konkrete Form gebracht wurden und die zurzeit umgesetzt werden. Die Schwellenländer waren in dieser Phase besonders aktiv (Tian 2016).

Der Schwung ließ aber schnell nach. Beim Gipfel 2010-2011 schien die Krise überwunden zu sein; dadurch spitzten sich auch die Debatten zu. Noch war die Forderung nach einer Regulierung der Finanzmärkte aktuell, aber die Vor-

⁹ Siehe z.B. Heinbecker (2011: 6); Carrera (2009: 221-23).

¹⁰ Die allgemeine Strategie der EU und die der einzelnen Länder in der Krise zeigten starke Abweichungen und divergente Schwerpunktsetzungen, die sich auch in den Debatten über Finanzregulierung und Konjunkturpakete reproduzierten (Musacchio 2013).

schläge der Schwellenländer, Kapitalverkehrskontrollen einzuführen, wurden nicht angenommen. Fragen der Entwicklungspolitik wurden in die Agenda aufgenommen, allerdings ohne konkrete Umsetzungspläne.

Dann entstand durch die Insolvenz Griechenlands eine erneute Krise. Die neuen Diskussionsrunden konnten sich jedoch nicht auf ein einstimmiges Bekämpfungskonzept einigen. Die Ursachen der Krise wurden nicht ernsthaft analysiert. Mit Blick auf mögliche Auswege standen sich zwei Positionen gegenüber: eine orthodoxe Sichtweise (prädominant in den Rettungspaketen für Griechenland) und heterodoxe Ansätze, unterstützt von einigen Schwellenländern. Auch bei der Diskussion über Entwicklungsfragen zeigten sich deutliche Gegensätze. Langsam wurde auch eine weitere Liberalisierung des Welthandels thematisiert (z. B. Gobbi et al. 2013).

Die Wende in Bezug auf den Schwerpunkt der Agenda wurde spätestens beim Gipfel von Brisbane (2014) deutlich. Explizit wurde das erste Ziel, die Reform des Finanzwesens, als vollendet erklärt: „Wir haben wesentliche Punkte der Kernverpflichtungen, die wir angesichts der Finanzkrise eingegangen sind, umgesetzt. Durch unsere Reformen für eine verbesserte Kapital- und Liquiditätsposition der Banken und sicherere Derivatemärkte werden die Risiken im Finanzsystem verringert.“ (Gipfelkommuniqué von Brisbane 2014:3) Seitdem befassen sich die Gipfel der G20 vor allem mit dem Versuch, eine neue Wachstumsetappe einzuleiten, wobei immer stärker der orthodoxe Weg Vorrang bekommt. Wachstum und Entwicklung werden nicht voneinander unterschieden. Die allgemeinen Aussagen über den Wunsch, Wachstum und Beschäftigung zu fördern, werden mit Richtlinien für eine weitere Liberalisierung und Deregulierung des Außenhandels kombiniert (kein Wort wird jedoch über den Agrarprotektionismus der USA und der EU verloren). Zugleich sollen Privatisierungen gefördert werden. Investitionen im Bereich der Infrastruktur werden als prioritär erklärt, und es wird auf die Public-Private-Partnership hingewiesen, von der hauptsächlich die internationalen Großkonzerne profitieren. Für den Fall, dass dieser Hinweis nicht reicht, skizziert die Gipfelerklärung von Hangzhou (2016) die „Guiding Principles for Global Investment Policymaking“, die die Kapitalliberalisierung und den Investitionsschutz für internationale Konzerne in den Mittelpunkt der Agenda stellen.¹¹

Aus den Erklärungen ist implizit abzuleiten, dass die Rolle der WTO bei der Handelsliberalisierung mit regionalen Freihandelsabkommen zu kräftigen sei. Nicht zufällig scheint es deshalb zu sein, dass das Forum intensiver für bi- und multilaterale Verhandlungen außerhalb des Haupttreffens im Plenum genutzt wird. Zunehmend wird die Notwendigkeit des Kampfes gegen Geldwäsche, Steuerhinterziehung und, seit neuestem, Cyberkriminalität erläutert. Konkrete Schritte in diesen Bereichen sind aber kaum zu beobachten.

¹¹ Siehe dazu z.B. Ghiotto (2017).

Entsteht eine neue Ordnung?

Die Entwicklung der G20-Agenda in den letzten Jahren ermöglicht mehrere Feststellungen.

- Offensichtlich setzen sich allmählich jene Themen durch, die die Interessen der zentralen Länder betreffen. Während es in der ersten Etappe noch eine gewisse Durchlässigkeit für Themen der Schwellenländer zu geben schien, so ist es damit spätestens ab Brisbane vorbei.

- Dafür gibt es konvergente Erklärungen. Zum einen ist die kritische Lage der zentralen Länder überwunden; die Krisenerscheinungen sind an die unterentwickelten Länder „weitergereicht“ worden. Das verändert wiederum die Kräfteverhältnisse und grenzt den Druck für eine radikale Umgestaltung des Finanzsystems ein.

- Im Gegensatz dazu ist die Lage der Schwellenländer schwächer geworden. China, einst eines der Hauptschwellenländer, ist eine Dekade später aufgrund seines gestiegenen Gewichts in der internationalen Wirtschaft und Politik schwer in der Gruppe einzuordnen. Seine Interessen (z.B. hinsichtlich Investitionsschutz, Freihandel und Freihandelsabkommen oder Zugang zu Infrastrukturprojekten in den Partnerländern) haben sich immer mehr an die der zentralen Länder angeglichen. Auch haben sich Chinas Vorstellungen über die „Architektur“ der internationalen Institutionen und Beziehungen verändert. China scheint im Moment gute Chancen zu haben, sich unter den jetzigen Rahmenbedingungen als konkurrenzfähig zu erweisen.

- Ein Pressebericht stellte kürzlich fest, dass sich die Welt neun Jahre nach der Gründung der G20 deutlich verändert hat. Die Konzepte der Multipolarität und institutionalisierten Kooperation haben sich aufgelöst. Die Blütezeit der Schwellenländer gehört der vergangenen Dekade an. Letztendlich hat nur China den Sprung auf die höchste Machtstufe geschafft (Actis 2017).

- Bei anderen Schwellenländern hat sich währenddessen die Konjunktur umgedreht. Das Wachstum stagniert, die Leistungsbilanzen sind defizitär. Nach den Regierungswechseln in Brasilien (2016) und Argentinien (2015) änderte sich auch die externe Strategie in Richtung auf eine engere Bindung an die USA und die EU, während diese Länder wirtschaftspolitisch zu einer radikal orthodoxen Politik zurückkehren. Beide hatten davor intensiv für neue Grundlagen in der internationalen Wirtschaft plädiert und es sogar geschafft (wenn auch nur auf deklamatorischer Basis), in den Gipfelerklärungen ein Plädoyer für bessere Arbeitsbedingungen zu platzieren. Inzwischen stimmen sie den von den Großmächten konzipierten Grundsätzen zu.

- Diese gegenläufige Entwicklung trennt nicht die entwickelten von den Schwellenländern, sondern die entwickelten Länder untereinander. Die Intensivierung der Konkurrenz und die Vorstellungen des neuen US-Präsidenten Donald Trump sind eher die Ursachen für die umstrittene Abschlusserklärung (insbesondere bezüglich des Freihandels) beim letzten Gipfel in Hamburg.

- Infolgedessen unterscheiden sich auch die Themen und konkreten Ergebnis-

se der G20-Gipfel von jenen, die 2008 im Mittelpunkt standen. Eine wirkliche Reform des Finanzsystems ist nicht zustande gekommen. Veränderungen auf diesem Gebiet waren oberflächlich, langsam, kamen zu spät und wirkten ineffektiv (Wahl 2012). Ein neues System wurde weder errichtet noch ernsthaft diskutiert. Die ersten Vorstellungen, ein neues Bretton-Woods aufzubauen, sind längst gescheitert und wurden durch das viel bescheidenere Ziel ersetzt, das System anzupassen ohne Regulationen, die die Kapitalbewegung einschränken. Ob das aber für eine dauerhafte Stabilität des Finanzsystems reicht, ist zumindest fraglich.

- Die G20 beschäftigt sich im Moment mit den Transformationen, die ich im ersten Abschnitt vorgestellt habe. Ziel ist es, diese Transformationen zu fördern. Dafür werden Empfehlungen zu Regulierungen diskutiert, die mögliche Turbulenzen vermeiden. Als Beispiel dienen der Bereich der Online-Plattformen und ihre Auswirkungen auf das Steuer- und Finanzgebiet. Deshalb setzte die G20 in den letzten Gipfeln besondere Aufmerksamkeit auf Geldwäsche, Steuerhinterziehung Cyberkriminalität und Steueroasen. Effektive Politikempfehlungen gab es jedoch noch keine.

- Die Auswirkungen der neuen Entwicklungen auf Arbeitsmarkt, Einkommensverteilung, Wohlstand und Demokratie werden bei der G20 nicht thematisiert. Das erklärt die schnelle Entfremdung zwischen der Gruppe und größeren Teilen der Zivilgesellschaft. Die G20 befindet sich gerade auf einem Weg, den davor schon andere institutionelle Instanzen (z.B. die WTO) gegangen sind. Deshalb ist auch nicht überraschend, dass auch sie den Widerstand spürt, wie er im Juli in Hamburg zu sehen war. Die G20 wurde ins Leben gerufen, um Krisen zu verwalten und bewältigen, schaffte es aber offensichtlich nicht sich mit den Ursachen der Probleme und deren struktureller Lösung zu befassen.

Literatur

- Abeles, Martín/Kiper, Esteban (2010): "El G20 ¿Hacia una nueva arquitectura financiera internacional? El rol de Argentina-México-Brasil.
- Actis, Esteban (2017): "¿Al G-20 le sobra el 2 o el 0?" Redacción, 17.7.17, (<http://elestadista.com.ar/?p=12908>).
- Botto, Mercedes (2010): "El G20 y la gobernanza global: ¿Un cambio en la arquitectura o en los procedimientos?, in: Nueva Sociedad No. 229, S. 26-40.
- Carrera, Jorge (2009): El G20, la crisis y el rediseño de la Arquitectura Financiera Internacional, in: Ensayos Económicos Nr. 72, S. 217-244.
- Ghiotto, Luciana (2017): "La negociación sobre Reglas para la Facilitación Multilateral de las Inversiones: apuntes para la discusión", Documento de trabajo. Transnational Institute (<https://www.tni.org/en/node/23570>).
- Gipfelkommunique von Brisbane (2014): [https://www.g20.org/Content/DE/Anlagen/G7_G20/2014-g20-abschlussklaerung-deu.pdf?__blob=publication File&v=1](https://www.g20.org/Content/DE/Anlagen/G7_G20/2014-g20-abschlussklaerung-deu.pdf?__blob=publication_File&v=1)
- Gobbi, Hugo/Grande, Julieta/Fernandez Carolina (2013): "El G20 y los resultados de la reunión Cumbre de Los Cabos", in: Revista Argentina de Economía Internacional Nr. 1, S. 29-38.

- Han, Byung-Chul (2016): *Psychopolitik. Neoliberalismus und die neuen Macht-techniken*, Frankfurt.
- Harvey, David (2005): *Spaces of Neoliberalisation: Towards a theory of uneven geographical development*, München.
- Heinbecker, Paul (2011), *The Future of the G20 and its Place in Global Governance*, in: CIGI G20 Papers No. 5. (<http://www.heinbecker.ca/Writing/CIGI-G20Paperno5.pdf>).
- Kirton, John (2012): "El G20, el G8, el G5 y el papel de las potencias en ascenso", in: *Revista Mexicana de política exterior* Nr. 94, S. 163-200.
- Larionova, Marina/Kirton, John (2015): *The G8-G20 Relationship in Global Governance*, Dorchester.
- Larionova, Marina/Rakhmangulov, Mark/Safonkina, Elizaveta/Shakarov, Andrei/Shelepov, Andrey (2017): "G20 Priorities and Decisions under Turkey's 2015 Presidency", in: *International Organisations Research Journal* Vol. 12, Nr. 1, S. 148-173.
- Les Économistes Atterrés (2017): *Changer d'avenir. Réinventer le travail et le modèle économique*, Paris.
- Musacchio, Andrés (2013): "El ajuste: origen de la crisis europea", in: *Revista Problemas del Desarrollo*, Nr. 44, S. 79-104.
- Meihold, Günther (2012): *Del G8 al G20 y más allá. Efectividad y legitimidad*, in: Navarrete, Jorge et Al., *El G20 y el nuevo orden internacional*, México, S. 25-50.
- Murau, Steffen/Spandler, Kilian (2016): "EU, US and ASEAN Actorness in G20 Financial Policy-Making: Bridging the EU Studies-new Regionalism Divide", in: *Journal of Common Market Studies* Vol. 54, Nr. 4, S. 928-943.
- O'Neill, Jim/Terzi, Alessio (2014): *The twenty-first century needs a better G20 and a new G7+*, Bruegel Policy Contribution, No. 2014/13 (<http://hdl.handle.net/10419/106328>).
- Özatay, Fatih (2016): *The Policy Response in Emerging Market Economies in the G-20*, in Bayoumi, Tamim et al., *Managing Complexity: Economic Policy Cooperation after the Crisis*, Washington.
- Reyes, Germán/Sirimarco, Facundo (2015): "pateando el tablero: los países emergentes como dinamizadores de la economía mundial y sus instituciones", in: *Ensayos Económicos* Nr. 72, S. 185-214.
- Tian, Huifang (2016): "The BRICS and the G20", in: *China & World Economy* Vol. 24, Nr. 4, S. 111-126.
- Wahl, Peter (2012): "The G20 Overestimated and Underperforming. Drawing a balance of the G20 achievements – four years after the crash" WEED Discussion Paper Nr. 1.

Dieter Boris

Ende oder Neuauflage von NAFTA?

Das nordamerikanische Freihandelsabkommen NAFTA¹, das jahrelang – zumindest hierzulande – kaum bekannt war und/oder wenig beachtet wurde, ist das größte Freihandelsabkommen in der Welt. Es umfasst ca. 480 Millionen Menschen und erstellt ein gemeinsames Bruttoinlandsprodukt von etwa 20 Billionen US-Dollar, was etwa 25 Prozent der weltweiten Wirtschaftsleistung entspricht. Das Handelsvolumen zwischen den drei Mitgliedsländern liegt jährlich bei einer Billion US Dollar. NAFTA ist durch Präsident Trump in den letzten Monaten wieder an die politische Oberfläche gebracht worden. Die angedrohte Kündigung dieses Abkommens (inklusive der Mauerbaus zum südlichen Nachbarn) seitens Präsident Trump oder der Beginn von Neuverhandlungen über eine Neuauflage des Vertragswerks hat Mexiko und Kanada veranlasst, ebenfalls über NAFTA erneut nachzudenken. Man hört nun auch von dort, dass es überholt sei und ohnehin deutlich modifiziert werden müsste, was noch bis zur Wahl des neuen Präsidenten strikt in Abrede gestellt worden war.

Hintergrund, Kontext der Entstehung

Die Politik des sog. Washington-Konsens (1990), die die weitgehende Liberalisierung des Handels, des Finanzmarkts, der Wechselkurse und der Geldpolitik sowie die Privatisierung von Staatsbetrieben, Flexibilisierung bzw. Abbau arbeitsrechtlicher Sicherungen vorsah, war die hauptsächliche Antwort des IWF, der Weltbank, der USA usw. auf die fast alle Länder der Dritten Welt erfassende Verschuldungskrise der 80er Jahre; zugleich waren diese – alle auf Reduktion der Rolle des Staates in der Wirtschaft abzielenden Maßnahmen – „die Seele der Freihandelsabkommen“ (A. Villamar), die seither bilateral oder auf regionaler Grundlage abgeschlossen wurden. Den „Kräften des Marktes“, d.h. den Stärkeren, den größten Kapitalen sollte der Weg geebnet werden.

Das nordamerikanische Freihandelsabkommen war das erste, das die Maßnahmen und Empfehlungen des „Washington Consensus“ zusammenfasste, verbindlich machte, und es war darüber hinaus auch das erste Abkommen, das weit über die bloßen Fragen von Freihandel, Zollreduktionen und Quoten etc. hinausging. Seither bildet es gewissermaßen das Grundmodell für solche Freihandelsabkommen „neuen Typs“. Überdies war es das erste Freihandelsabkommen zwischen zwei hochentwickelten kapitalistischen Ländern (USA, Kanada) und einem Schwellenland (Mexiko).

¹ NAFTA= North American Free Trade Agreement, von den USA, Kanada und Mexiko unterzeichnet 1992, in Kraft getreten am 1.1. 1994; spanische Abkürzung: TLCAN= Tratado de Libre Comercio de América del Norte.

Ziele und Versprechungen und wahre Intentionen beim Vertragsabschluß

Dabei waren die offiziell von den Verhandlungspartnern genannten Zielsetzungen bzw. Versprechungen folgende: Steigerung des wirtschaftlichen Wachstums und der Produktivität, größere wirtschaftliche und soziale Stabilität, Erhöhung der Beschäftigung und der Einkommen, kurzum des Wohlstands im Allgemeinen, sowie eine dadurch vermittelte Verringerung der Migration und der Migrationszwänge. Gegenüber diesen mit hohem medialen Aufwand verbreiteten Zukunftsprognosen für NAFTA blieben große Teile der Bevölkerung in den drei Ländern überwiegend skeptisch. Für die Betreiber des Projekts in beiden Ländern USA und Mexiko (der Einfachheit halber wird Kanada beiseite gelassen) standen folgende spezifische Absichten beim Abschluss des Vertragswerks zwischen den ungleichen Partnern im Mittelpunkt:

- Für die USA war die engere politische und ökonomische Anbindung Mexikos vor allem deshalb interessant, weil die damit einhergehenden Investitionsmöglichkeiten im Dienstleistungs-, Banken- und Versicherungsbereich erhöht werden konnten; die noch freiere Nutzung der großen Lohnunterschiede zwischen den beiden Ländern und der Zugriff auf die Rohstoffe Mexikos (vor allem Erdöl und Erdgas) waren weitere Attraktionspunkte für die USA.
- Mexiko unter der Regierung von Salinas de Gortari (1988-1994) versprach sich einen erleichterten Zugang zum größten Binnenmarkt der Welt sowie eine stärkere Attraktivität für ausländische Direktinvestitionen in Mexiko, die ihre Produktionspalette auf den US-amerikanischen Markt ausrichten könnten. Die externe institutionelle Absicherung der gerade eingeführten neoliberalen wirtschaftspolitischen Orientierung schließlich war ein dritter Motivkomplex für die Regierung Mexikos, dem NAFTA-Abkommen hohe Priorität einzuräumen.

Wesentliche Bestimmungen

Zentral ist in dem 2000 Seiten umfassenden Vertragswerk die fast völlig ungehinderte Beweglichkeit von Waren, Kapital und Geld zwischen den Partnerländern. Zahlreiche branchenmäßige Sonderbestimmungen und zeitliche Übergangsregelungen sollten die Akzeptanz insbesondere für Mexiko erhöhen, das ja bekanntlich gegenüber den nördlichen Partnerländern einen großen Abstand in fast allen ökonomischen und sozialen Indikatoren aufweist.

NAFTA war aber auch das Experiment von etwas Neuem. Es unterschied sich wesentlich von früheren Handelsabkommen dadurch, dass neben Handel und Zöllen viele andere Bereiche des ökonomischen und sozialen Lebens geregelt bzw. dereguliert wurden. Ausländischen Investitionen wurden neue Privilegien und Schutzbestimmungen gewährt, was Anreize zur Verlagerung von Arbeitsplätzen erhöhte; NAFTA gewährte ausländischen Investoren das Recht, vor sog. „Investor-Staat-Schiedsgerichten“ (Investment-State Dispute Settlement, ISDS),

deren Kompetenz und Legitimation ungeklärt blieb, Schadensersatz von anderen Staaten einzuklagen, wenn ihre Gewinnerwartung durch neue Gesetze oder auch kommunale Maßnahmen beispielsweise geschmälert würden. Man verpflichtete sich, einschränkende Regeln in Dienstleistungsbereichen wie Bank-, Energie- und Transportsektoren abzubauen. Damit war ein breites Spektrum von Themen in den Wirkungsbereich des Vertragswerks gerückt, die normalerweise nationalen demokratischen Verfahren und Entscheidungen überlassen sind: Neben den genannten Bereichen z.B. auch Fragen der nationalen Ernährungssicherheit, von Patenten, Urheberrechten, der Nutzung von Grund und Boden, nationaler Ressourcen, der Gewerbeausübung, Fragen regierungsamtlicher Verträge und Regulierungen in Dienstleistungssektoren, wie Gesundheit, Bildung, Telekommunikation etc. Lokale Initiativen zur Absatzförderung lokaler Produkte (z.B. Kampagnen für „buy american“) müssen unterbleiben. Dagegen müssen alle öffentlichen Aufträge innerhalb des gesamten Vertragsgebiets ausgeschrieben werden. Dank der Stärkung der Eigentumsrechte durch NAFTA konnte z.B. die Pharmaindustrie ihre Monopole bei medizinischen Patenten ausweiten, während die Standards für Lebensmittel- und Produktsicherheit ebenso reduziert wurden wie Grenzkontrollen. Die einzige Ausnahme der sonst unbegrenzten Beweglichkeit bildeten die nach wie vor hohen Schranken der Arbeitskräftemigration. Allein für hoch qualifiziertes und/oder akademisches Personal gibt es Ausnahmen bezüglich ihrer Mobilität über die Grenzen der Mitgliedsländer hinweg. NAFTA war auch ein Pionierabkommen insofern, als es erstmals (innerhalb von Freihandelsabkommen) Umwelt- und Arbeitsthemen in zwei gesonderten Abkommen berücksichtigte. Allerdings war das *Procedere* bei Klagen über die Verletzung von Arbeits- und Umweltnormen sehr langsam, unübersichtlich und gewährte kaum Möglichkeiten, Sanktionen wegen Nichterfüllung dieser Normen durchzusetzen.²

Folgen für Mexiko

In affirmativen, aber einseitigen Bewertungen von NAFTA wird auf die ungeheure Dynamik hingewiesen, die von diesem Abkommen ausging. Die rasche Vervielfachung des Handelsvolumens (Versechsfachung oder Vervierfachung, je nach Länderpaar in zwanzig Jahren) sowie der enorme Anstieg der Auslandsinvestitionen um 500 Prozent in Mexiko, aber auch in geringerem Ausmaß in Kanada, wird als rundum positiv hervorgehoben; ebenso wie die gesamte Produktivitätssteigerung, aber auch die Profitabilität infolge der bedeutend gewachsenen wechselseitigen Durchdringung der drei Ökonomien.

Überblickt man aber die ökonomischen Konsequenzen des NAFTA-Abkommens für Mexiko im Allgemeinen, so muss man den skeptischen Stimmen bei seiner Entstehung Recht geben. Nach 23 Jahren, von 1994 bis 2017, lag

² Ausführlicher zu den Inhalten des Vertragswerks: Dieter Boris, *Mexiko im Umbruch. Modellfall einer gescheiterten Entwicklungsstrategie*, Darmstadt 1996, S. 86-100; speziell zu den geringen Sanktionsmöglichkeiten bei Verstößen der Konzerne siehe die Bilanz von: AFL-CIO, *Zwanzig Jahre NAFTA*, Tübingen 2015 (urspr. Washington, April 2014).

in Mexiko das Wachstum des BIP pro Jahr im Durchschnitt bei 1 Prozent, im Vergleich zu 1,4 Prozent in anderen Ländern der Region. „Damit steht Mexiko auf Platz 15 beim BIP-Wachstum (in Lateinamerika). Nach Angaben der mexikanischen Behörden und des ‚CEPR‘-Berichts (‚Center for Economic and Policy Research‘, Washington) ist die Armutsquote von 52,4 im Jahr 1994 auf 55,1 Prozent im Jahr 2014 gestiegen. Bis 2014 gab es 20 Millionen Mexikaner mehr, die unterhalb der Armutsgrenze leben.“ (amerika 21 v. 4.4.2017)

Große Auswirkungen hatte die Deregulierung und Liberalisierung für die Landwirtschaft Mexikos. Aufgrund der vielfach subventionierten Agrarexporte aus den USA (Mais, Getreide, Ölpflanzen etc.) wurden kleine und mittlere Campesinos/Landwirtschaftsunternehmen in den Ruin getrieben. Man schätzt, dass mittlerweile ca. 2 Mio. Arbeitsplätze im Landwirtschaftssektor verschwunden sind, ohne dass Ersatz dafür über andere – von Mexiko in die USA gehende – Agrarexporte dafür geschaffen worden ist. Mexiko bezieht derzeit 30 Prozent seines Maiskonsums und 86 Prozent seines Sojakonsums aus den USA, obwohl in beiden Fällen auch die nationale Produktion angestiegen ist. Heute müssen in Mexiko 60 Prozent des Bedarfs an Weizen und 70 Prozent an Reis importiert werden. „Innerhalb von 20 Jahren hat sich der Export von mit subventioniertem Soja und Mais erzeugten Rinder-, Geflügel- und Schweinefleisch aus den USA nach Mexiko verfünffacht. In Mexiko wird das Fleisch zu Preisen verkauft, die 20 Prozent unter den Herstellungskosten liegen. Mexikanische Bauern sind nicht konkurrenzfähig.“³ Durch neue, einseitige Spezialisierung hat Mexiko seine Nahrungsmittelsouveränität und -sicherheit verloren. Was nicht dadurch kompensiert wird, dass das Land nun bestimmte Früchte und Gemüse (die es in bestimmten Jahreszeiten in den USA nicht gibt) wesentlich mehr in die USA exportiert als zuvor.

In Mexiko „sind die Realeinkommen der Arbeitnehmer seit 1993 deutlich abgesunken: Die Kaufkraft eines Mindestlohnbeziehers ist in Mexiko heute im Durchschnitt um 38 Prozent geringer als vor Inkrafttreten von NAFTA. Anhaltende Landflucht, steigende Preise und stagnierende Löhne haben dazu geführt, dass nach wie vor mehr als 50 Prozent der Gesamtbevölkerung und mehr als 60 Prozent der Landbevölkerung unter der Armutsgrenze leben. Das versprochene NAFTA-Paradies ist ausgeblieben.“⁴

Entsprechend hat sich die Migration nach den USA verstärkt. Laut „CEPR“ ist die Migration von Mexiko Richtung USA bis zu 79 Prozent pro Jahr gestiegen. Im Jahr der Unterzeichnung des Abkommens gingen jährlich 430.000 Mexikaner in die USA, im Jahr 2000 waren es 770.000. Seit 2006 wird ein Rückgang der Migration registriert. Der Grund liegt nicht in einer positiven Entwicklung der mexikanischen Wirtschaft, sondern in den schärferen Grenzkontrollen, der steigenden Arbeitslosigkeit in den USA (nach der Krise

³ Barbara Eisenmann, in: Der Tagesspiegel v. 6.12.2014.

⁴ Lori M. Wallach, Zwanzig Jahre Freihandel in Amerika. In den USA, Mexiko und Kanada hat sich der versprochene Wohlstand nicht eingestellt, In: Le Monde diplomatique Juni 2015, S. 11.

2007ff.) und den immer gefährlicher werdenden Migrationswegen sowie den steigenden Preisen der Schlepper.⁵

Infolge der ausländischen Investitionen im industriellen und Dienstleistungsbereich sind zwar auch zahlreiche Arbeitsplätze in Mexiko entstanden, allerdings hat die Möglichkeit des Absatzes dieser Produkte auf dem heimischen Markt (im Unterschied zu der früher sehr dominanten „Maquiladora“-Industrie im Norden des Landes) zur schärferen Konkurrenz und Bedrohung bzw. Vernichtung von kleinen und mittleren mexikanischen Betrieben geführt; natürlich mit entsprechenden „Freisetzungen“ von Arbeitskräften. Das frühere „Maquiladora“-Prinzip (Import von Vorprodukten, Maschinen etc. und Verarbeitung, Montage mit billigsten und rechtlosen Arbeitskräften, sodann Export der Fertigprodukte in die USA oder andere externe Märkte) hat sich fast im ganzen Land ausgeweitet und diversifiziert, ohne dass die Industrie in Mexiko eine bedeutende technologische Weiterentwicklung gemacht hätte bzw. wesentliche Wertschöpfungsanteile des Endprodukts auf sich konzentrieren konnte.

Infolge der niedrigen ökologischen Standards, der enormen Belastung der Umwelt durch den extremen Lastwagenverkehr, des sorglosen Umgangs mit Abfällen/Giftmüll sowie auch durch die in den letzten Jahren deutliche Erhöhung der ausländischen Investitionen im Bergbaubereich hat sich in einigen Regionen das Ausmaß der Umweltbelastung nochmals gesteigert.

Schließlich kann nicht unerwähnt bleiben, dass infolge des intensiven Austauschs auf allen Ebenen (auch im Grenzverkehr) der Drogenhandel von Süd nach Nord einen schwunghaften Auftrieb erhalten hat und umgekehrt die Waffenlieferungen aller Art von Nord nach Süd sich enorm gesteigert haben. So hat NAFTA direkt und indirekt auch einen Anteil an der politisch sehr instabilen und unsicheren Situation im Lande, das seit einigen Jahren zur „Weltspitze“ in der jährlichen Quote ermordeter Menschen zählt und von führenden Politikern des nördlichen Nachbarlandes schon häufig als „failed state“, als „zerfallender Staat“ bezeichnet wurde. Dass diese daran erheblich mitgewirkt haben, wird allerdings nur selten zugegeben.

Folgen für die USA

Aber auch für die USA war NAFTA keineswegs durchweg oder überwiegend segensreich.

Völlig entgegen manchen angeblich wissenschaftlich begründeten Voraussetzungen, dass NAFTA in den ersten zwei Jahren knapp 200.000 neue Arbeitsplät-

⁵ Nicht übersehen werden sollen die systematischen „Rückführungen“ (Deportationen) von Mexikanern in ihre Heimat, die von der vorherigen US-Regierung Obama veranlasst worden waren. „Barack Obama hatte während seiner achtjährigen Amtszeit drei Millionen Mexikaner deportieren lassen, die höchste Ziffer in der Geschichte. Er war das lächelnde Gesicht einer ungerechten Politik, die sich mit Hillary Clinton fortgesetzt hätte und die das Terrain für Donald Trumps irren Groll bereitet hat.“ (Juan Villoro, in FAZ v. 29.6.2017). Vgl. zu diesem gesamten Komplex die gerade erschienene, informative Studie von Raina Zimmering (Lateinamerikanische Migration und der Blick nach Europa, Potsdam 2017; sh. Besprechung in diesem Heft).

ze schaffen würde, hat das Abkommen schon nach einem Jahrzehnt Wirksamkeit ca. 1 Mio. Jobverluste netto (d.h. unter Aufrechnung gegen tatsächlich neu geschaffener Arbeitsplätze) verursacht. Dies ist vor allem auf die Auslagerung bestimmter Produktionen nach Mexiko (extrem billige Arbeitskraft und geringere Umweltschutzbestimmungen) und den Re-Import dieser Produkte in die USA zurückzuführen. Die große Mehrheit der „freigesetzten“ Arbeitskräfte (vor allem ohne College-Abschluss) fand nur noch Jobs in gering qualifizierten Dienstleistungssektoren (Hotel-, Gaststättengewerbe, Hilfsdienste, Wächter, Gärtner etc.), was zu einem durchschnittlichen Absinken der Löhne um über 20 Prozent führte: Die Konkurrenz um solche Arbeitsplätze ist sehr hoch; sie wird noch dadurch verschärft, dass NAFTA-bedingt mexikanische Wanderarbeiter als Billigstarbeitskräfte auf dieses Segment des US-Arbeitsmarkts drängen. Damit trug NAFTA deutlich zur Vergrößerung der allgemeinen Ungleichheit bei, besonders bei den Lohnempfängern. Mit dem Abbau von zahlreichen Industriesektoren (infolge von NAFTA und den besonderen Privilegien der Auslandsinvestoren) wurde die De-Industrialisierung der USA vorangetrieben und später durch die Öffnung gegenüber China (durch dessen WTO-Beitritt 2001) noch verschärft. Beides hat zu dem mittlerweile gigantischen Handelsbilanzdefizit von über 400 Mrd. US Dollar beigetragen.

Mit NAFTA, auch entgegen den Voraussagen, lag gegenüber Mexiko und Kanada zusammengenommen das Handelsbilanzdefizit der USA zuletzt bei 177 Mrd. US Dollar.

Schließlich: Nicht zuletzt durch eine Welle von Klagen seitens der Investoren gegen Umweltgesetze oder Umweltmaßnahmen bzw. eingeführte Lebensmittelstandards haben sich die ökologischen Mindestanforderungen tendenziell verschlechtert. Mittlerweile mussten die Regierungen von Kanada und Mexiko über 360 Mio. Dollar an „Entschädigung“ an Konzerne zahlen, die sich durch Umweltmaßnahmen in ihren Profiterwartungen enttäuscht bzw. getäuscht sahen; Forderungen von ca. 12 Mrd. Dollar sind noch anhängig bzw. noch nicht entschieden (Stand 2014).⁶

Angesichts dieser Schattenseiten von NAFTA, auch für die USA, kann nicht überraschen, dass es – Partei übergreifend – in diesem Land ziemlich unpopulär geworden ist. Die strikte Anti-NAFTA Position von Donald Trump – im Wahlkampf und auch danach – hat zweifellos seine Anhängerschaft wachsen lassen. Die Absage an TPP (das Transpazifische Handelsabkommen), das kurz vor dem Abschluss stand, als eine der ersten Amtshandlungen der neuen Regierung sowie die skeptische Haltung auch gegenüber TTIP werden wohl von beträchtlichen Teilen der US-Bevölkerung gut geheißen.

Die Einsicht, dass NAFTA sich immer deutlicher statt „einer win-win Situation als lose-lose-Pleite“ (so Lori Wallach) entpuppt hat, scheint in den letzten Jahren ziemlich verbreitet gewesen zu sein. NAFTA hat in allen beteiligten

⁶ Siehe: Public Citizen's Global Trade Watch, NAFTA's 20-Year Legacy and the fate of the Trans-Pacific Partnership, o. O. 2014, S. 5.

Ländern zur weiteren Einkommens- und Vermögenspolarisierung beigetragen sowie regionale Disparitäten verstärkt.

Die frühe Kommentierung des Abkommens durch den weltberühmten Linguisten und Zeitkritiker Noam Chomsky, wonach NAFTA „ein höchst protektionistisches Abkommen sei, geschlossen von den USA und den assoziierten Eliten Kanadas und Mexikos gegen die Bevölkerungen ihrer eigenen Länder“, hat immer mehr an Plausibilität gewonnen.

Ist NAFTA reformierbar, wie wird seine Zukunft aussehen?

Angesichts der Fülle negativer Elemente und Wirkweisen von NAFTA scheint die Frage, ob dieses Freihandelsabkommen überhaupt wünschenswert und/oder reformierbar ist, eher rhetorisch zu sein. Sie ist aber aktuell, da, offenbar ausgelöst durch Trumps entsprechende Vorstöße seit April dieses Jahres, von Neuverhandlungen über die „Modernisierung“ bzw. die „Reform“ von NAFTA die Rede ist. Eine Reform, die die nationalen Interessen auch der betroffenen Bevölkerungen berücksichtigt und gleichzeitig einen Freihandel im herkömmlichen Sinne plus weiterer Privilegierung von Auslandsinvestitionen fortsetzt, ist schwer vorstellbar. Ein Kommentator der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ schreibt Anfang des Jahres dazu: „Gefragt ist die Quadratur des Kreises, um eine Freihandelszone im Sinne des Protektionismus neu zu gestalten.“ (FAZ v. 25. Jan. 2017)

Wenngleich ein Austritt der USA aus dem Abkommen (womit Trump häufig gedroht hat) nicht zu erwarten ist (und auch der Mauerbau zwischen Mexiko und den USA weiter verschoben wird), sind bestimmte Veränderungen zu erwarten. Keiner weiß einigermaßen genau, in welche Richtung sie gehen werden. Aber anzunehmen, sie würden NAFTA sozial gerechter und vorteilhafter für die Masse der Bevölkerungen machen (und nicht für die Konzerne), scheint eher naiv zu sein. Denn eine Verbesserung und Einklagemöglichkeit von höheren Sozial- und Umweltstandards beispielsweise wäre nur in der Folge einer Veränderung der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse und ihnen nachfolgender Institutionalisierungsschritte denkbar, die bis jetzt von allen beteiligten Regierungsverantwortlichen abgelehnt wurden. Auch die Eliminierung der privaten Schiedsgerichte und damit eine Aufwertung nationaler, demokratisch legitimierter Rechtsprechungsorgane scheint wenig wahrscheinlich zu sein. Eine Orientierung auf eine diversifiziertere, regionale/lokale Eigenheiten berücksichtigende Wirtschafts- und Agrarstruktur (z.B. mit Ernährungssouveränität) wird sicherlich nicht zu den Zielpunkten der Verhandlungen gehören.

Von daher wird es wohl weder zu einer schnellen Auflösung von NAFTA kommen (angesichts des hohen Verflechtungsgrades⁷ zwischen den beteiligten

⁷ Ein Beispiel. „Mexiko setzt zum Teil darauf, dass etwa die Chefs der amerikanischen Autoindustrie dem Präsidenten ihre Abhängigkeit von den grenzüberschreitenden Lieferketten in Nordamerika klarmachen. NAFTA-Fürsprecher werden nicht müde zu wiederholen, dass manche Teile von Fahrzeugen sieben- oder achtmal die nordamerikanische Grenze überqueren, bevor das Endprodukt auf den Markt komme; von dieser Arbeitsteilung hingen in allen drei Staa-

Ökonomien ist dies kurz- und mittelfristig kaum vorstellbar), noch wird es eine progressive Reform in der angedeuteten Art geben. Stattdessen werden vermutlich einige Sonderinteressen der US-Regierung – aufgrund der asymmetrischen Abhängigkeit Mexikos und Kanadas von den USA – durchgesetzt werden, soweit sie nicht maßgeblichen US-Konzernen Schaden oder Verluste bereiten.

Zum Stand der Neuverhandlungen

In den seit Mitte August laufenden Neuverhandlungen zwischen den USA, Mexiko und Kanada, die in sieben Runden bis Dezember 2017 abgeschlossen sein sollen, wurden bereits verschiedene Themen, offenbar relativ erfolgreich, abgearbeitet; so zumindest nach den spärlichen Verlautbarungen der Verhandlungskommission, die allerdings von den üblichen Twitter-Breitseiten des amtierenden US-Präsidenten begleitet werden. Offenbar betreffen die erreichten Erfolge die weniger kontroversen Punkte wie Regeln für kleinere und mittlere Betriebe für den transnationalen Marktzugang, Abbau von technischen Handelshemmnissen und neue Rahmenbedingungen für digitalen Handel und für die Telekommunikation; hier handelt es sich schlicht um Modernisierungsschritte, die vor 25 Jahren, als NAFTA ausgehandelt wurde, noch nicht absehbar waren (FAZ. Net v. 6.9.2017). Im Übrigen konnte auf Formulierungen von TPP zurückgegriffen werden, der die drei NAFTA-Mitglieder ja auch angehören sollten. In den Arbeitsgruppen über Arbeitsrecht, Lohnhöhe etc., wo die USA und Kanada auf die Anhebung von Standards und des Lohnniveaus (z.B. durch Anhebung der Mindestlöhne, freiere gewerkschaftliche Betätigung etc.) drängen, um die Auslagerungsanreize ihrer Produktionsunternehmen zu verringern, ist man von einvernehmlichen Lösungen offenbar noch weit entfernt; zumal Mexiko nicht nur auf Beibehaltung seines „Konkurrenzvorteils“ insistiert, sondern auch große Konzerne aus den USA (vor allem der Automobilindustrie, aber auch anderer Branchen) sehr daran interessiert sind, Mexiko als kostengünstige Produktionsplattform (mit durchschnittlichen Löhnen, die gegenwärtig unter jenen in der VR China liegen) sowie laxen Umweltstandards beizubehalten. Auch die Frage der Streitschlichtung zwischen Unternehmen und Regierungen enthält noch einiges Konfliktpotential, da der US-Präsident das bisherige bilaterale Verfahren abschaffen und die Kompetenz dazu auf die jeweiligen nationalen Gerichte übertragen will.

Vor allem aber ist das Hauptangriffsziel des US-Präsidenten, das chronisch negative und wachsende Handelsbilanzdefizit der USA gegenüber Mexiko und Kanada abzubauen, noch weit von einer einvernehmlichen Lösung entfernt. Die Idee, Strafzölle von 20 bis 30 Prozent auf Importe aus Mexiko zu erheben, um damit die Auslagerung von Produktionsteilen nach Mexiko zu verringern, würde ein Grundprinzip des Freihandels und der Zollbeseitigung verletzen. Daher wurde sie von der Verhandlungsdelegation, wie es scheint,

ten unzählige Arbeitsplätze ab. Allein zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten werden täglich Waren im Wert von 1,4 Milliarden Dollar ausgetauscht.“ (FAZ v.25.1. 2017)

durch das Konzept, mit einer Quotenerhöhung zu arbeiten, ersetzt. Gegenwärtig müssen z.B. Automobilfahrzeuge, die an den Grenzen zwischen den NAFTA-Ländern Zollfreiheit genießen, zu 62,5 Prozent innerhalb des NAFTA-Raums produziert worden sein. „Trump würde dies gern dahingehend ändern, dass eine bestimmte Quote allein US-Werken entstammen muss. Dagegen wehren sich US-Konzerne allerdings auch. Im Gespräch ist deshalb nun, die 62,5-Prozent-Quote deutlich heraufzusetzen. Das träfe nicht US-amerikanische, sondern vor allem europäische und asiatische Konzerne, die Vorprodukte und Teile aus ihren Heimatwerken nach Mexiko exportieren, sie dort weiterverarbeiten und dann in den Vereinigten Staaten verkaufen. Sie könnten sich durch eine Quotenerhöhung tatsächlich genötigt sehen, Produktionsstätten in die USA zu verlagern.“⁸ Es ist daher verständlich, dass die fast 6.000 im NAFTA-Raum aktiven Unternehmen mit deutscher Kapitalbeteiligung die Neuverhandlungen mit einiger Sorge beobachten.

Da ein Ende von NAFTA für Mexiko (aber auch für Kanada) kurz- und mittelfristig weit negativere Folgen als für die USA haben würde und ein „Plan B“⁹ für beide kaum eine wirkliche Alternative zu NAFTA, selbst in langfristiger Perspektive, wäre, hat die US-Regierung eine relativ starke Position. Ihre Verhandlungsziele könnten zweifellos eher erreicht werden als die ihrer NAFTA-Partner. Es kommt letztlich auch darauf an, wie einflussreich die nicht geringe Zahl großer US-Konzerne ist, die vom augenblicklichen Zustand profitieren, und ob Trump bereit ist, seine Anhänger/Wähler aus der US-Landwirtschaft mit einer Frontalstrategie gegen den NAFTA-Erhalt zu brüskieren.

Protestbewegung gegen NAFTA „von unten“?

Opposition gegen das NAFTA-Projekt gab es in den drei betroffenen Ländern seit seiner Entstehungsphase zu Beginn der 90er Jahre. Außer punktuellen und relativ isolierten Protesten gegen Entlassungen infolge von Produktionsverlagerungen, Ruinierung von Existenzen infolge verschärfter Konkurrenz, wegen Verletzung von minimalen Standards der Arbeitssicherheit oder der Umwelterhaltung kam in keinem der drei Länder oder gar länderübergreifend eine wirksame politische Oppositionsfront zustande. Dies war natürlich mit der generellen Schwäche und Fragmentierung der politischen Linken in den einzelnen Ländern verbunden. Mit dem Anti-Freihandelsdiskurs von Präsident Trump, der damit eine populäre Stimmung nicht nur in den USA, sondern auch in Mexiko und Kanada, in seine Wahlkampfstrategie integrierte, scheint sich ein neues Wirkungsfenster für eine gemeinsame Opposition von NGOs, sozialen Bewegungen und Gewerkschaften gegen die bestehenden Inhalte des Abkommens zu bilden. Dabei muss nicht nur die Wählertäuschung von

⁸ Jörg Kronauer, in: *junge Welt* v. 6.9.2017.

⁹ Experten wie der mexikanische Ökonom Enrique Dussel Peters sind der Ansicht, dass die mexikanische Regierung weder eine exakte Übersicht über die laufenden NAFTA-Prozesse besitzt noch gar über eine Strategie gegen die Trump-Vorstöße gegen Mexiko verfügt. Vgl. das Interview mit ihm in: *ila. Das Lateinamerika-Magazin*, Nr. 403, März 2017, S. 35-38.

Trump entlarvt und politisch vermittelt werden, die letztlich darauf abzielt, potentiell anti-kapitalistische und establishment-kritische Kräfte zu spalten und zu schwächen, um eine noch brutalere neoliberale Polarisierung durchzusetzen. Eine nicht leichte Aufgabe angesichts der seit Jahren andauernden Schwächung der Linken, auch der Gewerkschaften, seit der Clinton-Periode und erst recht in der nachfolgenden republikanischen Präsidentschaftsperiode. Ähnliche Rückschläge, wenn auch jeweils anders geartet, mussten die progressiven Strömungen in Mexiko und Kanada hinnehmen, so dass der beginnende Aufschwung eines gemeinsamen Bündnisses gegen NAFTA sich zunächst wieder finden und neu aufstellen muss. Möglicherweise könnte der mit Bernie Sanders ausgelöste Schub, ähnlich wie das gegenüber Trump vergleichsweise konsequente Auftreten des in Mexiko sehr populären Präsidentschaftskandidaten Andrés Manuel López Obrador (AMLO) und das etwas offenere politische Klima unter Trudeau im Vergleich zu den vorherigen Regierungen Kanadas etwas günstigere Bedingungen bieten als in der Vergangenheit. In einer Abschlussdeklaration eines Treffens der Vertreter von Gewerkschaften und sozialen Bewegungen aus allen drei Ländern wurden Umriss eines politischen Programms für eine weitreichende und langfristige transnationale Zusammenarbeit festgelegt, wobei u.a. festgehalten wurde: „Die Forderung nach Angleichung der Mindestlöhne im NAFTA-Raum auf mindestens 15 US-Dollar, ein umfassender Schutz von Luft, Wasser und Boden sowie das Recht auf Selbstbestimmung und räumliche Integrität der indigenen Völker.“ (amerika 21 v. 4.6.2017)

Marxistische Studienwoche 2018

„Marx 200: Klassentheorie und Klassenbewegungen heute“

19.–23. März 2018, Haus der Jugend, Frankfurt/Main

Vorträge, Workshops und Diskussionsrunden mit u.a.: Frank Deppe, Klaus Dörre, Richard Detje, Janis Ehling, Ulrike Eifler, Thomas Goes, André Leisewitz, Marcel van der Linden, John Lütten, Nicole Mayer-Ahuja, Karl-Heinz Roth, Hans-Jürgen Urban.

Themen: Grundlagen und Basics der Klassentheorie; Klassenstrukturen im Wandel; Klassenantagonismus und Arbeiterklasse heute; Klassen und Politik – historisch und aktuell; Klassenkampf, Partei und Gewerkschaften heute; Kulturfragen – Klassen und Kultur historisch und heute.

Die Tagung richtet sich vorrangig an Studierende und junge Aktive. Teilnahme nur nach Anmeldung unter: redaktion@zme-net.de; Tagungsbeitrag (inkl. Reader, Übernachtung und Verpflegung): 50 Euro.

Wie nationalistisch ist der Nationalstaat?

Das Diskursfeld *Nation-Nationalstaat-Nationalismus* und verwandte Begriffe wie *Souveränität*, *Identität* und *Heimat* haben in den aktuellen politischen Auseinandersetzungen dramatisch an Bedeutung gewonnen. Sie spielen eine große Rolle bei der allfälligen Rechtsentwicklung in den Industrieländern, sie sind eine wesentliche Komponente in den europapolitischen Kontroversen und beim Brexit, und sie sind natürlich zentral in den Konflikten um Katalonien, Kurdistan und anderen Hotspots nationaler Unabhängigkeitsbestrebungen.

Die europäische Linke ist davon ziemlich überrascht worden. Zudem sind neue Konflikte und Spaltungslinien entstanden. So gehört z.B. die *Candidatura d'Unitat Popular* (Kandidatur der Volkseinheit, CUP), eine katalonische Partei mit links-alternativen, sozialistischen und anarchistischen Strömungen, zu den vehementesten Verfechtern eines unabhängigen Kataloniens, während *Podemos* und andere spanische Linke eine Unabhängigkeit ablehnen. Ähnlich gegensätzlich fällt die Bewertung des Konflikts in der europäischen Linken aus. Für die deutsche Linke ist das Thema vor dem Hintergrund der Geschichte von zusätzlicher Brisanz. Alles was zu dem Diskursfeld zählt, gilt durch die NS-Vergangenheit als kontaminiert. Ein anti-nationaler Konsens reicht weit über die Linke hinaus in Politik und Medien. Das Narrativ von der „postkolonialen Konstellation“, das Habermas vor zwanzig Jahren formulierte¹, oder die These von Negri und Hardt vom „Empire“² haben in Deutschland besonders großen Anklang gefunden. Für die meisten Linken schien das Thema abgeschlossen und alles klar zu sein.

Allerdings wird das Problem dadurch nicht verschwinden. Im Gegenteil, es ist nämlich verknüpft mit grundlegenden gesellschaftlichen Prozessen wie der Globalisierung, der neoliberalen Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik der EU und der meisten ihrer Mitgliedsländer, der Krise der repräsentativen Demokratie und mit globalen Problemlagen wie der zunehmenden Instabilität des internationalen Systems, Flucht und Migration etc. Emanzipatorische Alternativen werden nur unter Berücksichtigung dieses Kontextes entwickelt werden können.

In die Sackgasse führte es dagegen, sich einfach dem Zeitgeist anzupassen, wie dies jetzt schon im konservativen Lager und bis zu den Grünen sichtbar wird. So erklärte Katrin Göring-Eckardt nach der Bundestagswahl: „Wir lieben dieses Land. Es ist unsere Heimat. Diese Heimat spaltet man nicht.“³ Abgesehen von der Anschlussfähigkeit an fatale Sätze wie „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche“, ist bemerkenswert, wie der Begriff Heimat – ur-

¹ Jürgen Habermas, *Die postnationale Konstellation. Politische Essays*. Frankfurt/M. 1998.

² Michael Hardt/Antonio Negri, *Empire. Die neue Weltordnung*. Frankfurt/M. 2002.

³ <http://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2017-10/heimat-katrin-goering-eckardt-frank-walter-steinmeier>

sprünglich auf regionale Lebenswelten bezogen – umstandslos mit dem Nationalstaat Deutschland gleichgesetzt wird.

Leider findet sich das unsaubere Sprechen und Denken auch in so manchen linken Statements. *Nation, Nationalismus, Nationalstaat* – alles verschwimmt in einer gedankenrüben Nacht, in der alle Katzen grau werden. Kritisches Denken muss aber differenzieren. *Kritik* kommt von *krinein*, griechisch: trennen, scheiden, unterscheiden. In diesem Sinn will dieser Text das Diskursfeld *Nation* etwas näher beleuchten – in der Hoffnung, damit zu einer Versachlichung der Diskussion innerhalb der Linken beitragen zu können.

1. Die Nation

Dass es eine linke Skepsis gegenüber allem gibt, was mit der sprachlichen Wurzel *natio* in Zusammenhang steht, ist plausibel. Bedeutet das lateinische Wort doch „Geburt“ – also einen naturhaften, biologischen Vorgang. Naive Vorstellungen und rechte Denktraditionen definieren deshalb *Nation* schon immer als biologisches und natürliches Kollektiv. Sie glauben die Nation, durch „Blutbande“ begründet, völkisch. Das nationale Kollektiv erscheint dann quasi als Erweiterung der biologischen Familie, der Sippe und des Stammes. Das ist natürlich eine Mystifikation. Tatsächlich sind Nationen und Nationalstaaten kein natürliches Phänomen. Sie sind historisch entstanden, haben sich historisch verändert und verändern sich auch in Zukunft.

Zunächst zum Begriff der *Nation*: Er lässt sich definieren als die Verdichtung kommunikativer Prozesse und kultureller Gemeinsamkeiten einer größeren Menschengruppe oder eines gesellschaftlichen Großkollektivs, in der Regel mit einer gemeinsamen Sprache, kollektiven historischen Erfahrungen und einer entsprechenden Selbstwahrnehmung und Selbstdeutung, als kollektive Identität.⁴

Diese Selbstdeutung wird mehr oder weniger auch beeinflusst durch Fremdzuschreibungen und Fremdeinwirkung. Wird z.B. eine Nation diskriminiert oder unterdrückt, wird dies auch die Selbstwahrnehmung prägen. Aktuelles Beispiel ist die katalonische Unabhängigkeitsbewegung. Ein immer wiederkehrender Topos ihres Selbstverständnisses ist der Verweis auf die Repression durch die spanische Zentralgewalt seit dem Bürgerkrieg 1936, darunter das Verbot der katalanischen Sprache unter der Franco-Diktatur.⁵

Eine Nation kann ohne eigenen Staat oder über mehrere Staaten verteilt existieren. Nationen ohne eigenen Staat sind nicht nur die Katalanen, sondern auch die Schotten, die Palästinenser oder die Kurden. Über mehrere Staaten verteilt leben die Kurden, nämlich in der Türkei, dem Iran, dem Irak und Syrien, oder die Basken, die sich auf Spanien und Frankreich aufteilen. Dort wo Nation und Nationalstaat territorial nicht kongruent sind, kam und kommt es

⁴ Wem der Begriff *Identität* verdächtig ist, kann ihn auch durch *kollektives Selbstverständnis* ersetzen.

⁵ S. dazu ausführlich den Blog des Autors und Mitglied des Parteivorstands der Linkspartei, Raul Zelik, <https://www.raulzelik.net>

sehr häufig zu Konflikten, die oft in blutige Kriege oder Bürgerkriege münden. Die Beispiele, wo solche Konflikte friedlich und zivilisiert gelöst wurden, sind weitaus seltener. Dazu gehören z.B. das Referendum an der Saar 1955, in dessen Folge das Saarland an die Bundesrepublik fiel, oder die Referenden in Schottland 2014 und im frankokanadischen Quebec 1995. Bei den beiden letzteren erhielten die Unabhängigkeitsbefürworter keine Mehrheit.

1.1. Der Nationalstaat

Schafft eine Nation sich eigene Staatlichkeit, entsteht ein *Nationalstaat*. Nation und Nationalstaat sind also nicht das Gleiche. Durch die staatliche Organisation erreicht die Vergesellschaftung, die o.g. kommunikative und kulturelle Verdichtung, eine neue Qualität. Jetzt verstärken staatliche Institutionen, Gesetze und Regeln eine materielle Infrastruktur, exakt markierte Außengrenzen sowie eine integrierte Volkswirtschaft die Kohäsion der Nation. Die Herausbildung von nationaler Staatlichkeit ist allerdings nicht einfach nur die Selbstorganisation von Gesellschaft, sondern vollzieht sich immer herrschaftsförmig. Solange es sich um Klassengesellschaften handelt, haben die dominanten Klassen immer überproportionalen, mitunter gar exklusiven Einfluss auf die Gestaltung des Nationalstaates.

Die Selbstwahrnehmung als eigenständige Gemeinschaft wird durch Symbole, durch Fahnen, Hymnen, einen Gründungsmythos und eine nationale Erzählung zielgerichtet gefördert und verstärkt. In der Regel wird diese aktive Verfestigung nationaler Identität aus linker Sicht kritisch gesehen – oft zu Recht. Schließlich handelt es sich dabei meist um Versuche, Denken und Verhalten der Individuen wie der sozialen Klassen und Schichten und ihrer Organisationen zugunsten der herrschenden Interessen von oben zu beeinflussen und zu formen.

Allerdings liegen die Dinge nicht immer so einfach. So ist z.B. das Interesse, die Nazivergangenheit kritisch im kollektiven Bewusstsein der Deutschen zu halten, also Geschichtspolitik zu betreiben, im Grundsatz durchaus emanzipatorisch. Dazu sind staatliche Maßnahmen im Erziehungssystem, in Politik und Kultur notwendig und legitim. Insofern sind Fragen kollektiver Identität im Nationalstaat immer umkämpftes Terrain in der gesellschaftspolitischen Auseinandersetzung.

Mit der Entfaltung des Kapitalismus wurde der Nationalstaat weltweit zum dominierenden Modell der Vergesellschaftung. Gegenüber den Feudalregimen und multinationalen Imperien erwies sich der Nationalstaat als der effizientere Rahmen für die kapitalistische Akkumulation.

Die ersten modernen Nationalstaaten waren Frankreich und England. Im 19. Jahrhundert setzte dann eine Welle von Neugründungen ein, darunter Deutschland und Italien. Ein wichtiger Katalysator dabei war der Kampf gegen die Fremdherrschaft durch Imperien, wie das napoleonische Kaiserreich, Österreich-Ungarn oder das zaristische Russland. Die nationalen Bestrebungen waren oft mit demokratischen Kämpfen amalgamiert, so z.B. in Deutschland. Die demokratische Strömung erlitt allerdings in der Revolution 1848 eine vernichtende Niederlage, und der reaktionäre Teil setzte sich durch. Das sollte die deutsche Geschichte enorm beeinflussen, bis hin zu den beiden Weltkriegen.

Programmatisch wurde die Etablierung der Nationalstaaten mit dem *Selbstbestimmungsrecht der Völker* formuliert, deren prominentesten Vertreter zu Beginn des 20. Jahrhunderts US-Präsident Wilson und Lenin waren. Mit Ende des Ersten Weltkrieges entstanden wiederum zahlreiche Nationalstaaten, vor allem aus der Konkursmasse Österreich-Ungarns, des osmanischen Reichs und des zaristischen Russlands, darunter Polen, Finnland, die Tschechoslowakei und Jugoslawien.

In dieser Epoche entstand übrigens als spezieller Fall auch die zionistische Bewegung, deren Ziel es war, den Juden Schutz vor Antisemitismus und Pogromen durch die Schaffung eines eigenen Staates zu bieten. Das führte dann 1948 zur Gründung Israels. Hier wird die Schutzfunktion sehr deutlich, die Nationalstaaten unter bestimmten Umständen annehmen können. Nach dem Zweiten Weltkrieg kam es im Zuge der Entkolonialisierung zu einer weiteren Welle der Bildung von Nationalstaaten, die sich mit der Entkolonialisierung Afrikas bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts zog.

Die Linke in Westeuropa und Nordamerika hat diesen Prozess in z.T. politisch einflussreichen Solidaritätsbewegungen begleitet, darunter auch die deutsche Linke. Ein interessanter Aspekt dabei ist, dass sie es nicht als Widerspruch empfand, unter dem Vorzeichen *Internationale Solidarität* nationale Befreiungsbewegungen zu unterstützen, aber gleichzeitig für das eigene Gemeinwesen eine dezidiert anti-nationale Haltung einzunehmen.

Wenn man einmal Gedankenlosigkeit ausschließt, impliziert dies, dass das Thema *Nation* und *Nationalstaat* nicht essentialistisch, unhistorisch oder von einem prinzipiell moralischen Standpunkt aus gesehen wurde. Offenbar kamen andere Momente dazu. So z.B. die Positionierung eines nationalen Befreiungskampfes im internationalen System, und hier wiederum meist im Verhältnis zur Supermacht USA und ihren Verbündeten, darunter die Bundesrepublik. Indem die Unterstützung für nationale Unabhängigkeit z.T. explizit als Anti-Imperialismus formuliert, z.T. in eher diffusen und moralisch motivierten Kategorien, wie etwa des Kampfes zwischen *David und Goliath*, wahrgenommen wurde, konnte der Widerspruch zur eigenen anti-nationalen Einstellung aufgelöst werden.

Als zentrale Einsicht kann man daraus den Schluss ziehen, dass die Verabsolutierung des Gegensatzpaares national-international, wie sie in der aktuellen linken Debatte häufig vorkommt, in eine reduktionistische Sackgasse führt. Beide sind in der Realität immer mit sozialen, Herrschafts- und Klassenfragen verbunden; sie stehen in unterschiedlichen historischen Kontexten und haben verschiedene geopolitische Dimensionen. All dies kann die Bewertung einer konkreten nationalen Unabhängigkeitsbewegung modifizieren. Und das tut es nicht nur bei der Linken, sondern auch in den anderen politischen Lagern. So ist für den politischen Mainstream die einseitige Unabhängigkeitserklärung des Kosovo „gut.“ Wenn die russische Bevölkerung der Krim das Gleiche tut, ist es „böse.“ Mitunter variiert das am gleichen Fall innerhalb kurzer Zeit. Das schottische Referendum 2014 wurde als nationalistisch bornierte Kleinstaaterei abqualifiziert. Nach dem Brexit, den die Mehrheit der Schotten ablehnte, waren sie plötzlich gute Europäer.

1.2. Die Ambivalenz des Nationalstaats

Indem ein Großkollektiv sich als Nation konstituiert, konstruiert es zugleich den Unterschied zwischen *Innen und Außen, Wir und die Anderen, zwischen Eigenem und Fremdem*. Das ist unvermeidlich und geschieht in allen Kollektiven, auch harmlosen wie einer Schulklasse oder Fußballmannschaft. Es zeigt aber zugleich die Ambivalenz, die in dieser Differenz von Anfang an angelegt ist. So ist in allen Kollektiven latent die Tendenz enthalten, nach innen Konformismus zu erzeugen, der sich zu Repression steigern kann, und nach außen Abwehr, die zu Abwehr des Fremden und Aggressivität gegen Außenstehende werden kann. Allerdings ist das kein Automatismus. Man muss sich davor hüten, die deutschen Erfahrungen zum allgemeingültigen Modell für alle zu erklären. Das kann leicht in die Relativierung der Verbrechen des deutschen Nationalstaates umkippen.

Es kommt hinzu, dass man in einen Nationalstaat hineingeboren wird, das heißt die Staatsbürgerschaft ist ein Zufall und hat Zwangscharakter, dem sich niemand entziehen kann, ganz im Unterschied zur Zugehörigkeit zu einer Partei oder zum Fan-Club FC St. Pauli. In dieser Hinsicht ähnelt die Nation einem anderen wichtigen Großkollektiv: der Klasse oder sozialen Schicht, in die man hineingeboren wird. Im Lichte all dessen wird deutlich, dass der Nationalstaat nicht einfach einen neutralen Rahmen für Vergesellschaftung abgibt. Allerdings hat er auch noch andere Seiten. Mit der bürgerlichen Revolution entstand eine enge Verknüpfung von Nationalstaat und der aus ihr hervorgegangenen bürgerlichen Demokratie. Deren Grundregeln und Institutionen sind auf den Nationalstaat, insbesondere auf sein Territorialprinzip, die Staatsbürgerschaft und das staatliche Gewaltmonopol gegründet. Bisher gibt es keine funktionierende Demokratie jenseits des Nationalstaates. Gerade die EU mit ihren euphemistisch als *Demokratiedefizit* bezeichneten Strukturen ist der beste Beleg dafür. Das bedeutet natürlich nicht, dass jeder Nationalstaat automatisch demokratisch ist. Er ist bisher eine notwendige, aber nicht hinreichende Voraussetzung für Demokratie.

Ähnliches gilt für den Sozialstaat. Auch er war bisher nur im Rahmen des Nationalstaates möglich. Auch hier wird eine Schutzfunktion deutlich, nämlich für die sozial verwundbaren Gruppen der Gesellschaft. Unter dem Druck der neoliberalen Globalisierung erodiert diese Schutzfunktion. Hier liegt einer der wichtigsten Gründe dafür, dass ein beträchtlicher Teil dieser Schichten nationalistischen Parteien wählen. Auch die EU hat, anders als von der Linken erhofft, gerade nicht einen Schirm gegen die neoliberale Globalisierung aufgespannt. Im Gegenteil, sie wollte im globalen Standortwettbewerb „*die wettbewerbsstärkste Region der Welt*“ (Lissabon-Agenda) werden.

Last but not least ist der Nationalstaat auch das grundlegende Subjekt des Völkerrechts. Gerade angesichts der zunehmenden Tendenzen zu dessen Aushöhlung durch neo-imperialistischen Interventionismus muss emanzipatorische Politik dessen Einhaltung immer wieder einfordern.

1.3. Nationalstaat, Transnationalisierung und Globalisierung

Im Zuge der Globalisierungsdebatte wird gern die o.g. These von einer „*post-nationalen Konstellation*“ (Habermas) vertreten, oder eine als „*Empire*“ vorgestellte transnationale Weltgesellschaft (Hardt/Negri) behauptet. Demnach sei der Nationalstaat obsolet.

Wie so oft ist etwas dran an der Sache. Aber das wird in einer Weise verallgemeinert und überzogen, dass es am Ende ins Ideologische kippt. Richtig ist, dass die Transnationalisierung⁶ der Finanzmärkte, dass transnationale Konzerne und technologische Innovationen wie das Internet die Grenzen der Nationalstaaten durchlöchert haben. Der Prozess wird durch multilaterale Institutionen – IWF, Weltbank, WTO etc. – sowie Freihandelsabkommen institutionell flankiert und beschleunigt. Das war keine Naturgewalt, sondern von den Eliten gewollt. Richtig ist, dass damit die politische Regulierung von Banken und Konzernen schwieriger wird, was ja wiederum durchaus von den Neoliberalen so gewollt ist. Durch die Globalisierung ist es tatsächlich zu einem gewissen Steuerungsverlust des Nationalstaates gekommen. Allerdings gilt das nicht für alle in gleicher Weise. Die USA haben ihre Konzerne durchaus im Griff, wenn es darauf ankommt. Das gilt für Banken ebenso wie für die digitale Industrie, wie Google und Facebook, die sich anstandslos dem NSA unterwerfen müssen, wenn es von ihnen verlangt wird. Und wenn es sein muss, werden sogar Unternehmen anderer Länder an die Kandare genommen. So haben die USA die Abschaffung des Schweizer Bankgeheimnisses durchgesetzt. In der Sanktionspolitik gegenüber Kuba, dem Iran und Russland kommen immer wieder US-Gesetze gegen nicht-amerikanische Unternehmen zur Geltung. Es gibt also eine Hierarchie im Ausmaß des Kontrollverlusts des Nationalstaates. Die USA oder China spielen in einer anderen Liga als der Tschad oder die Mongolei. Die Rede von der Überholtheit des Nationalstaates ist eine unzulässige Verallgemeinerung.

Der Nationalstaat bleibt noch auf sehr lange Zeit das bestimmende Strukturelement des internationalen Systems. Man kann das beklagen, aber man kann es nicht leugnen und muss es in einer politischen Strategie in Rechnung stellen. Auch wenn man der Vision einer Welt ohne Grenzen anhängt, ist der Nationalstaat derzeit die nach wie vor wichtigste Handlungsbasis sowie die entscheidende Arena der politischen Auseinandersetzung. Deutschland ist als viertgrößte Wirtschaftsmacht und mit seinen 80 Millionen Einwohnern unter den 195 Nationalstaaten des Planeten sogar ein ziemlich großer. Das festzustellen hat mit Nationalismus nichts zu tun.

⁶ *Transnational* bedeutet: Kommunikation, Wirtschaftsbeziehungen etc. quer durch mehrere Nationalstaaten, die von diesen nicht kontrolliert werden oder kontrolliert werden können. *International* bezeichnet die Beziehungen *inter nationes*, also zwischen den Nationen, die gezielt von diesen gestaltet werden. *Supranational* bedeutet, den Nationalstaaten übergeordnet, wie bei den vergemeinschafteten Politikbereichen der EU. *Multinational* (auch plurinational) bedeutet Zusammenarbeit mehrerer Nationalstaaten auf formal gleichberechtigter Basis, z.B. in der UNO oder der WTO.

1.4. Souveränität

Teil des Diskursfeldes Nation und Nationalstaat ist der Begriff *Souveränität*. Meist versteht die deutsche Linke das Konzept entweder in seiner reaktionären Variante – wie sie Carl Schmitt im 20. Jahrhundert formuliert hat, wonach souverän ist, wer über den Ausnahmezustand verfügt – oder nur in seiner außenpolitischen Dimension, nämlich als völkerrechtliche Souveränität mit dem Verbot der Einmischung in die inneren Verhältnisse anderer Staaten. Das Insistieren auf Souveränität wird dann gern in einen Topf mit Nationalismus geworfen.

In die politische Theorie wurde der Begriff im 17. Jahrhundert durch den französischen Staatstheoretiker *Jean Bodin* eingeführt und diente der Legitimation der absolutistischen Herrschaft. In bewusstem Gegensatz dazu hat *Rousseau* den Begriff der *Volkssouveränität* als demokratische Selbstbestimmung des Volkes formuliert. Volk ist hier identisch mit den Staatsbürgern und hat nichts mit dem völkischen Verständnis zu tun, wie in der Tradition der deutschen Rechten. Viele Linke außerhalb Deutschlands beziehen sich auf diesen demokratischen Souveränitätsbegriff.⁷

Aber auch der völkerrechtliche Souveränitätsbegriff hat eine emanzipatorische Dimension. Er spielte als *Recht auf nationale Selbstbestimmung* eine entscheidende Rolle bei der Entkolonialisierung und ist auch heute noch angesichts neo-imperialistischer Druckausübung oder gar Intervention als Schutzmechanismus höchst relevant. Die Geringschätzung völkerrechtlicher und demokratischer Souveränität, wie sie in Kolonialismus und Imperialismus üblich war, findet heute ihre Fortsetzung in der Unterwerfung Griechenlands oder in der Doktrin von der *Responsability to Protect*, d.h. der Intervention – politisch, durch ökonomischen Druck bis hin bis zum Angriffskrieg – unter dem Vorwand, Menschenrechte und Demokratie zu schützen. Die Effekte kann man z.B. in Libyen, im Irak und Syrien besichtigen.

2. Patriotismus, Nationalismus

Die Verdichtung der Kommunikation innerhalb des Nationalstaats und der Homogenisierungsdruck durch gemeinsame Geschichte, Alltagstraditionen, Gesetze und das politische und ökonomische System etc. erzeugen eine nationale Identität. Diese Identität ist eine Mischung aus Partikeln gesellschaftlicher Realität, Klischees, Ressentiments und Mythen, was den Individuen nicht unbedingt bewusst sein muss.

Letztlich liegt der kollektiven Identitätsbildung ein grundlegendes Bedürfnis zugrunde. Der Homo Sapiens ist ein Gemeinschaftswesen und kann nicht isoliert von einem Kollektiv existieren. Gemeinschaftsbildung ist daher immer auch identitätsstiftend. Auch Linke identifizieren sich deshalb mit großen Kollektiven: der Klasse, der Partei, einer sozialen Bewegung – oder dem FC St. Pauli. Völlig ent-

⁷ So z.B.: William Mitchell, Thomas Fazi (2017): *Reclaiming the State: A Progressive Vision of Sovereignty for a Post- Neoliberal World*. London 2017.

ziehen kann sich ein Individuum kollektiven Identitäten nicht, auch nicht nationaler Identität. Das gilt auch für politisch links stehende Individuen. Auch sie werden in ihren jeweiligen nationalen Zusammenhang hineingeboren und darin sozialisiert. Auch für sie gilt die Grundeinsicht des philosophischen Materialismus, wie sie Marx in seiner sechsten Feuerbachthese formuliert hat: das Wesen des Menschen ist „*das ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse*.“⁸ So ist selbst das Ignorieren oder die vehemente und ihrerseits hoch-affektive Abgrenzung vom nationalen Kollektiv, wie sie bei den sog. *Antideutschen* gepflegt wird, *typisch deutsch* und nur vor dem Hintergrund der deutschen Geschichte verständlich. Kollektive Identität muss kein widerspruchsfreies, homogenes Ganzes bilden, sondern kann gesellschaftliche Widersprüche und historische Veränderungen widerspiegeln. Wenn eine Gesellschaft sich als pluralistisch und tolerant versteht, wird die Vielfalt Teil des gemeinsamen Selbstverständnisses. Für die Deutschen kommt hinzu: Auch wenn sich die weltoffenen und kosmopolitisch orientierten Sektoren von Gartenzwerg, Sauerkraut und Schäferhund abgrenzen, der Tatsache dass die Verantwortung für Auschwitz zum Kollektiv der Deutschen – und nur zu diesem – gehört, können sie sich nicht entziehen.

2.1. Der Umschlag von nationaler Identität in Nationalismus

Auch in einigermaßen demokratischen, offenen und pluralistischen Gesellschaften existiert nationale Identität. Deren Stellenwert ist aber normalerweise begrenzt und die Risiken sind eingehegt, u.a. durch die checks and balances der Demokratie. Allerdings kann sie bei vermeintlichen oder tatsächlichen Bedrohungen, oder wenn die Identität in Frage gestellt oder gar herabgewürdigt wird, schnell abgerufen und politisch instrumentalisiert werden. Aus der zunächst passiven, als mentale Struktur vorhandenen Identität wird eine aktive politische Haltung: Patriotismus oder dessen Steigerung, Nationalismus und Chauvinismus.

Nationalismus ist eine Ideologie mit enormem Affektgehalt, die die eigene Nation bzw. den eigenen Nationalstaat anderen gegenüber für besser und überlegen hält. Nationalismus ist also nicht identisch mit Nation und Nationalstaat. Es ist einer der gravierendsten Irrtümer in vielen linken Debatten, diesen Unterschied zu ignorieren.

Patriotismus ist eine emotionale Beziehung zum *Vaterland* (*patria*), die sog. *Vaterlandsliebe*. In den meisten Nationalstaaten wird Patriotismus mindestens als legitim, wenn nicht erwünscht angesehen. In Deutschland dagegen gibt es auch bis in die Funktionseliten hinein eine Distanz dazu, auch wenn es zunehmend Tendenzen gibt, Patriotismus für harmlos und legitim zu erklären. So sagte z.B. schon 1999 der ehem. Bundespräsident und Sozialdemokrat Johannes Rau bei seiner Antrittsrede: „*Ein Patriot ist jemand, der sein Vaterland liebt, ein Nationalist ist jemand, der die Vaterländer der anderen verachtet*.“⁹

⁸ Marx-Engels Werke, Band 3, S. 5-6, Berlin 1969.

⁹ http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Johannes-Rau/Reden/1999/05/19990523_Redde.html

Allerdings stehen zahlreiche Befunde aus Soziologie und Psychologie dem entgegen. So kommt z.B. die Studie „*Deutsche Zustände*“, die regelmäßig diesen Fragen nachgeht, zum Schluss, dass selbst noch der sog. *Party-Patriotismus*, wie er bei der Fußball-WM 2006 auftrat, Überlegenheitsgefühle und Fremdenfeindlichkeit fördert.¹⁰

Das Problem beginnt bereits mit dem affektiven Charakter von Patriotismus. In der *Vaterlandsliebe* wird eine gesellschaftliche Konstruktion zur vermeintlich personalen Beziehung transformiert, nämlich der von Vater und Kind, und auf diese Weise autoritär präformiert. Noch gravierender aber ist, dass die Liebe zum Vaterland in der Regel den nüchternen Blick auf das Eigene trübt – Liebe macht bekanntlich blind. *Right or wrong – my country* bringt es auf den Begriff. Patriotismus ist in Bezug auf das Objekt seiner Gefühle daher notwendig affirmativ und stellt so die Grundlagen gesellschaftskritischen Denkens, das auf Veränderung zielt, von vorneherein in Frage – und damit den Kern linker Identität. Er ist immer für Herrschaftsinteressen instrumentalisierbar gewesen. Insbesondere dann, wenn die Situation der subalternen Klassen und Schichten besonders schlecht ist oder verschlechtert werden soll, wird Patriotismus als Kompensation angeboten, so dass „*jeder erbärmliche Tropf, der nichts in der Welt hat, darauf er stolz seyn könnte*“, die Möglichkeit hat, wenigstens „*auf die Nation, der er gerade angehört, stolz zu seyn*“.¹¹

Allerdings ist auch die Funktion des Patriotismus nicht essentialistisch zu fixieren. Wie jedes andere gesellschaftliche Phänomen kann auch sie vom historischen Kontext modifiziert werden. Als Ressource etwa im antifaschistischen Widerstand in Frankreich, Italien, Jugoslawien, im Sowjetpatriotismus gegen den Vernichtungskrieg der Nazis oder in anticolonialen Bewegungen kann dem Patriotismus eine historisch progressive Funktion nicht abgesprochen werden.

2.2. Kann man ein Gemeinwesen wertschätzen?

Es stellt sich nach alledem die Frage: Gibt es eine rational begründete und aus emanzipatorischer Sicht legitime Wertschätzung eines Gemeinwesens – des eigenen wie anderer? Wenn ja, unter welchen Umständen? Habermas hat mit seinem Begriff „*Verfassungspatriotismus*“ versucht, das so zu konzeptualisieren, dass es nicht nationalistisch entgleist. Der Name ist unglücklich gewählt. Im Grunde ist der Verfassungskonsens gemeint oder allgemeiner noch: der Gesellschaftsvertrag. In der Sache könnte das ein brauchbarer Ansatz sein, wenn die Verfassung mit emanzipatorischen Werten wie soziale Gerechtigkeit, Solidarität, Demokratie, Friedfertigkeit und nachhaltigem Umgang mit der Natur verbunden ist. Allerdings: Es wäre dann wieder eine ziemlich rationalistische Angelegenheit, der vermutlich die Kraft fehlt, die die großen Emotionen des Patriotismus und Nationalismus zu erzeugen vermögen.

¹⁰ http://www.uni-bielefeld.de/ikg/gmf/pdf/ergebnisse_2006.pdf

¹¹ Arthur Schopenhauer, *Aphorismen zur Lebensweisheit*, Düsseldorf 1913, S. 105. Der Band ist online verfügbar: <https://www.gutenberg.org/ebooks/47406>

3. Internationalismus oder Globalismus?

Internationalismus gilt als das Gegenkonzept und das Gegengift gegen Nationalismus. Er stammt historisch von der Linken ab, war herrschaftskritisch, sollte der Emanzipation des Proletariats dienen und richtete sich dementsprechend gegen die kapitalistischen Eliten. Internationalismus war die grenzüberschreitende Solidarität der Subalternen aller Länder gegen die herrschende Klasse aller Länder.

Zwar hat dieser Internationalismus im 20. Jahrhundert beträchtliche Beschädigungen hinnehmen müssen – so z.B. mit dem Einschwenken der europäischen Sozialdemokratie auf die Linie des Burgfriedens im Ersten Weltkrieg, oder mit seiner Instrumentalisierung durch den Staatssozialismus, aber als normative Orientierung wird er von der Linken nach wie vor in Ehren gehalten.

Allerdings haben sich durch die Globalisierung des Kapitalismus die Rahmenbedingungen für Internationalismus sehr verändert. Es gibt eine Umkehrung und Vereinnahmung des Internationalismus durch den herrschenden Diskurs. Die grenzenlose Freiheit der Kapitalströme und die interkontinentale Organisation der Wertschöpfungsketten durch transnationale Konzerne werden durch eine internationalistisch daher kommende Ideologie abgesichert. Die Verteidigung demokratischer, sozialer und ökologischer Standards z.B. gegenüber TTIP wird demgegenüber als Nationalismus diffamiert. Jene, gegen deren Interessen sich der Internationalismus ursprünglich richtete, haben ihn für sich gekapert. Wenn man seinen emanzipatorischen Begriff von Internationalismus nicht mit den Neoliberalen teilen will, sollte man deren „Internationalismus“ deshalb besser als *Globalismus* bezeichnen.

Dessen soziale Basis sind zum einen die Repräsentanten der herrschenden Eliten – Manager, Politiker, Spitzenbürokraten –, aber auch die Mittelschichten mit kosmopolitischem Habitus. Sie gehören zu den Gewinnern der Globalisierung. Sie bedürfen des Schutzes des Sozialstaates nicht. Sie sind gebildet, mobil, liberal, individualistisch, kulturell offen und können sich in der Weltsprache Englisch ausdrücken. Sie siedeln in den Global Cities, den Agglomerationen von London, New York, Paris, Frankfurt, LA und Shanghai. Ihre Rollkoffergeschwader sind auf allen internationalen Airports zu Hause. Sie glauben, mit ihrem kulturellen Kapital überall arbeiten und verdienen zu können. Ihre Kinder studieren und machen Praktika auf allen Kontinenten. Sie repräsentieren die Kultur der Globalisierung. Medien und Kulturindustrie tragen dazu bei, die globalistische Lebensweise zum allgemeinverbindlichen Leitbild zu erheben. Der Klassencharakter ihrer privilegierten Lebensweise verschwindet hinter einer glamourösen Fassade.

Zudem erkennen sie nicht, dass ihre liberal-individualistische Lebensweise in hohem Maße heteronomen Interessen unterliegt. Ihr konsumintensiver und ökologisch fragwürdiger Lifestyle wird bestimmt von den Verwertungsinteressen transnationaler Unternehmen, deren Avantgarde die digitale Wirtschaft ist. All die *Google, Facebook, Apple* kommen jedoch aus einem einzigen Land, den USA, und sind Projektion der ökonomischen Macht und der Soft

Power der USA. Insofern ist ihr scheinbarer Universalismus tatsächlich das Produkt eines einzigen Nationalstaates. Politisch verstecken die globalen Eliten hinter der Anrufung des Internationalismus die Aufkündigung der in den Nationalstaaten erkämpften Klassenkompromisse.

Fazit: Nicht überall wo *international* drauf steht, ist auch emanzipatorischer Internationalismus drin. Und nicht alles, was nationalstaatlich geschieht, ist nationalistisch. Die Linke sollte sich von der binären Logik – national = böse, international = gut – lösen. Die Sache ist ambivalent und widersprüchlich. Dementsprechend ist eine differenzierte Herangehensweise notwendig. Um es zuzuspitzen: Ein linker, friedlicher womöglich sozialistisch orientierter Nationalstaat ist allemal einem supranationalen Konstrukt mit neoliberaler Verfasstheit und imperialen Ambitionen vorzuziehen.

**Quer
stellen
statt quer
lesen**

ak

analyse & kritik
Zeitung für linke
Debatte und Praxis

Jetzt testen: 4 Ausgaben für 10 €. Bestellungen unter www.akweb.de

Streikmonitor: Arbeitskonflikte im 1. Halbjahr 2017¹

Das Streikgeschehen im ersten Halbjahr 2017 wurde von den Konflikten im Gesundheitswesen, im Maschinen- und Fahrzeugbau und dem Personentransport geprägt.² Auch der Handel war stärker vertreten als 2016. In der Datenbank des Streikmonitors wurden für die erste Jahreshälfte insgesamt 126 Konflikte registriert. Neben der Fortsetzung bisheriger Trends – etwa die Zersplitterung und Dezentralisierung von Streiks (vgl. Schneidemesser/Kilroy 2016a; Schneidemesser et al. 2017) – traten neue Konfliktthemen auf oder gewannen an Präsenz. Dies sind vor allem die Forderungen nach mehr Personal im Dienstleistungssektor, wie sie auch 2016 schon vereinzelt thematisiert wurden.

Ein gänzlich neues Thema wurde im Tarifkonflikt des Versicherungswesens aufgegriffen. Im Mittelpunkt stand hier die Forderung nach einem *Zukunftstarifvertrag Digitalisierung*.³ Dadurch fand die Frage, wie die Auswirkung der Digitalisierung auf die Arbeitsbedingungen tariflich begleitet werden kann, 2017 explizit Einzug in eine Flächentarifauseinandersetzung. Auch in anderen Wirtschaftsbereichen bringt die Digitalisierung Veränderungen bei den Arbeitskonflikten mit sich: So lassen sich gerade im Onlinehandel mitunter erbitterte Arbeitskämpfe (z.B. bei Amazon) beobachten (Boewe/Schulten 2016).

Nach einem Überblick über die Streiks des ersten Halbjahres 2017 wird herausgearbeitet, wie Arbeitskämpfe durch die Digitalisierung verändert werden. Zunächst wird die Tarifauseinandersetzung im Versicherungsgewerbe analysiert, in der die Veränderung von Arbeit durch die Digitalisierung direkt thematisiert wurde. Danach werden die Konflikte im Handel beschrieben. Diese Branche hat sich durch die Entwicklung des E-Commerce stark verändert und birgt ein ähnliches Automatisierungspotenzial wie die Versicherungen. Der Umgang mit dem Digitalisierungsdruck ist jedoch ein anderer. Das Thema Digitalisierung ist in dieser Branche bisher nicht tariffähig, vielmehr brechen hier verschiedene Einzelkonflikte (Amazon, Zalando u.a.) auf. Abschließend werden anhand eines Streiks der Essenkurier*innen der Plattformunternehmen Foodora und Deliveroo Herausforderungen aufgezeigt, die die Digitalisierung für die DGB-Einzelgewerkschaften mit sich bringt.

¹ Das Projekt „Streikmonitor: Standardisierte Erhebung zur langfristigen Erfassung von Streikaktivitäten in Deutschland“ wird von der Heinz Jung-Stiftung (Frankfurt am Main) gefördert und von Stefan Schmalz (Friedrich-Schiller-Universität Jena) geleitet. Die Berichte erscheinen halbjährlich in der Z; letzter Bericht: Schneidemesser/ Widon/ Kilroy 2017.

² Neben den Flächentarifauseinandersetzungen im Öffentlichen Dienst und dem Konflikt um bessere Personalbemessung in Krankenhäusern im Saarland fanden in den drei Branchen zahlreiche Einzelkonflikte statt.

³ Allerdings waren bereits frühere Wellen der Digitalisierung wie die Einführung der Bildschirmarbeit in der Druckindustrie (z.B. die Auseinandersetzung um den Rechnergesteuerte Text-Systeme-Tarifvertrag 1978) Gegenstand von Streiks und Tarifverhandlungen.

Überblick Streiks Januar bis Juni 2017

Streikzahl, -beteiligte und -dauer

Für die streikbedingten Ausfalltage und die Anzahl der Streikenden im 1. Halbjahr 2017 liegen bisher noch keine Schätzungen des WSI vor. Allerdings legt ein Blick auf die Tarifrunden in dem Zeitraum die Vermutung nahe, dass die Werte für beide Indikatoren sich eher auf einem durchschnittlichen bis niedrigen Niveau bewegen. In die Datenbank des Streikmonitors wurden von Januar bis Juni 2017 126 Konflikte aufgenommen (vgl. Tab. 1; zum Erhebungsverfahren: Schneidmesser/Kilroy 2016b).⁴ Dabei handelte es sich um 14 Flächentarifauseinandersetzungen, die übrigen 112 Konflikte blieben auf einzelne Unternehmen beschränkt. Verschiedene Konflikte wurden etwas intensiver geführt als im Vorjahr. Für 32 Konflikte (25 Prozent) wurden jeweils mindestens drei Streiks in der Datenbank des Streikmonitors verzeichnet. Außergewöhnlich lange und intensive Auseinandersetzungen in einzelnen Unternehmen, wie etwa 2016 bei Zumtobel (Usingen/Hessen) und in den Ameos-Kliniken Osnabrück und Hildesheim (vgl. Schneidmesser et al. 2017: 131; Schneidmesser/Kilroy 2016a: 153f.), fanden 2017 bisher nicht statt. Als ungewöhnlich lange Auseinandersetzung ist nur der seit 2013 andauernde Konflikt um einen Tarifvertrag beim Online-Versandhändler Amazon zu nennen, der mit 20 Streiks in der Datenbank, teilweise an mehreren Standorten gleichzeitig, der intensivste Konflikt außerhalb der Tarifbewegungen war.

Streiks nach gewerkschaftlichen Organisationsbereichen

Die Verteilung der Konflikte nach DGB-Gewerkschaften ist im ersten Halbjahr 2017 ähnlich wie in früheren Zeiträumen. Rund die Hälfte der Konflikte entfiel auf den Organisationsbereich der Vereinten Dienstleistungsgewerkschaft ver.di. (vgl. Tab. 1).

Ver.di war damit an 61 Konflikten beteiligt, die IG Metall an 39, die NGG an acht Konflikten. Die DGB-Gewerkschaften waren insgesamt in 120 Konflikten aktiv. Nach den drei großen Arbeitskämpfen der Spartengewerkschaften bei der Deutschen Bahn 2015 (GdL) sowie den Lufthansa-Piloten und Flugbegleitern 2015 und 2016 (Vereinigung Cockpit/VC, Unabhängige Flugbegleiter Organisation/UFO) waren diese 2017 bisher in keinen Konflikt involviert. Es fanden jedoch fünf Konflikte ohne gewerkschaftliche Beteiligung statt, unter anderem im Fußball. Am 12. März protestierten die niedersächsischen Fußballschiedsrichter*innen gegen die Wiederaufhebung eines Urteils

⁴ In diesem Artikel verwendete Daten beziehen sich, falls nicht anders gekennzeichnet, auf die Daten aus dem Projekt Streikmonitor. Für die Flächentarifauseinandersetzungen und die folgenden Einzelkonflikte konnten die individuellen Streiks und Aktionen in verschiedenen Städten auf Grund des Erhebungsdesigns nicht aufgenommen werden (siehe hierzu: Schneidmesser/Kilroy 2016b: 154f.): Streiks bei Coca Cola; Streiks bei Obi; Streiks der Geldboten, Aktionen am Tag der Pflege, Aktionen am internationalen Tag der Gebäudereinigung. Sie sind nur als Konflikte aufgenommen ohne weitere Details zu Orten und Anzahl der einzelnen Streiks.

gegen einen Fan wegen grober Schiedsrichterbeleidigung durch das Oberverbandssportgericht. An jenem Sonntag fielen 17 von 39 Partien der Landesliga und der fünf Bezirksligen aus (vgl. Spiegel Online 13.3.2017).

Tab. 1: Übersicht zu zentralen Streikdaten 2017

Erfasste Konflikte insgesamt	126
Erfasste Streiks/Aktionen insgesamt	198
Davon:	
- Flächentarifauseinandersetzungen	14
- Konflikte außerhalb von Flächentarifauseinandersetzungen	112
Konflikte mit:	
- max. zwei Protestaktionen	94
- mehr als zwei Protestaktionen	32
Konflikte nach Organisationsbereichen des DGB:*	
- ver.di	61
- IG Metall	39
- NGG	8
- Weitere DGB Gewerkschaften	12
Konflikte ohne Beteiligung des DGB	7
- davon Konflikte ohne gewerkschaftliche Beteiligung	5
Themen/ Forderungen:**	
- Tarifvertrag	29
- Anbindung an Flächentarifverträge	12
- Angleichung von Lohn und Arbeitsbedingungen	15
- Arbeitszeit	10
- Stellenabbau	16
- Verlagerung/ Schließung/ Auslagerung	15
- Mehr Personal	5
Branchen:	
- Dienstleistungsbranche	76
- Verarbeitendes Gewerbe	50
Regionen	
- Alte Bundesländer	71
- Neue Bundesländer	39
- übergreifend	16

* Wegen Mehrfachnennungen ist die Summe >126; ** es werden hier nur die wichtigsten Themen genannt, daher Summe <126

Aber auch im produzierenden Gewerbe fand Protest ohne direkte oder zumindest offizielle gewerkschaftliche Beteiligung statt. Beim Getränke Dosenhersteller Ball in Recklinghausen legten am 26. Mai 360 Mitarbeiter*innen für eine Betriebsrats-Information die Arbeit nieder (vgl. Rote Fahne News 1.6.2017). Der Standort wurde zum 31. Juli geschlossen (vgl. radio vest 31.7.2017). Außerdem gab es einen Streik rumänischer Bauarbeiter*innen des Unternehmens T.N. Vision Bau GmbH, die in Dillenburg Brückenarbeiten durchführten. Den Arbeiter*innen zufolge war das Unternehmen mit der Lohnzahlung zweieinhalb Monate im Rückstand, wogegen sie am 10. Mai mit einer Arbeitsniederlegung protestierten (vgl. mittelhessen.de 12.5.2017).

Konfliktthemen

Bei 23 Prozent der Konflikte (29 Fälle, vgl. Tab. 1) war der *Abschluss eines Tarifvertrags* das zentrale Thema, entweder als erstmaliger Haustarifvertrag oder als Forderung nach Rückkehr in die Tarifbindung. Neun Prozent der Konflikte (12 Fälle) wurden um die *Anbindung an einen Flächentarifvertrag* geführt und in zwölf Prozent der Konflikte (15 Fälle) ging es um die *Angleichung von Lohn- und Arbeitsbedingungen* an andere Beschäftigungsgruppen, Standorte oder Tarife. Das Thema Arbeitszeit war in acht Prozent der Konflikte präsent, u.a. in Protesten gegen eine Verlängerung der Wochenarbeitszeit und für eine Abschaffung von Samstagsarbeit (zusammen 10 Fälle). Weitere zwölf Prozent der Konflikte (insgesamt 15 Fälle) wurden im Zusammenhang mit geplanten Betriebsschließungen oder Verlagerungen geführt. Sie fanden zu 80 Prozent im verarbeitenden Gewerbe statt. In 13 Prozent der Konflikte kämpften die Beschäftigten zudem gegen Arbeitsplatzabbau (16 Fälle).

Als Gegenbewegung zur Verdichtung von Arbeit gewann die Forderung nach mehr Personal in den Auseinandersetzungen an Bedeutung. Diese war Gegenstand von vier Konflikten im Gesundheitsbereich und einer Demonstration von Brandenburger Justizbeschäftigten am 9. Februar (vgl. Lausitzer Rundschau 10.2.2017). Am prominentesten war das Thema Personal in der ver.di Kampagne für einen Tarifvertrag Entlastung in den Krankenhäusern des Saarlands vertreten, der eine bessere Personalbemessung für Pflegekräfte sicherstellen soll. Ver.di hatte bereits Ende 2016 alle 21 Krankenhäuser im Saarland zu Tarifverhandlungen aufgerufen (vgl. ver.di Gesundheit & Soziales 14.11.2016) und dieser Forderung mit zwei größeren klinikübergreifenden Streiks am 23. Januar und 27. März 2017 Nachdruck verliehen. Im Saarland waren zum Zeitpunkt der Fertigstellung des Artikels Tarifverhandlungen im Gange und ver.di hat den Aufruf zu Tarifverhandlungen über mehr Personal in Krankenhäusern auf die gesamte Bundesrepublik ausgeweitet (vgl. sozialismus.info 8.9.2017). Auch wenn das Thema Personalaufstockung bisher noch randständig ist, ist zu erwarten, dass es in nächster Zeit an Bedeutung gewinnen wird. Das Thema ist aufgrund von Rationalisierungsdruck und Arbeitsverdichtung in der Branche äußerst präsent und trägt dazu bei, dass der verletzte Berufsethos der Beschäftigten (Orientierung an Patientenwohl und ausgeprägte Selbstverpflichtung) zur Mobilisierungsressource wird (Becker et al. 2017). Ver.di strebt darum eine landesweite

gesetzliche Regelung der Personalbemessung an, es könnte sich eine längere Auseinandersetzung anbahnen (vgl. ver.di Gesundheit & Soziales o.D.).

Streiks nach Regionen und Branchen

Im ersten Halbjahr 2017 fanden 31 Prozent der Konflikte in den neuen Bundesländern (ohne Berlin) statt, 56 Prozent in den alten Bundesländern, der Rest der Konflikte in beiden Landesteilen. Da die Beschäftigtenzahlen in Westdeutschland jedoch mehr als viermal so hoch sind wie in Ostdeutschland (ohne Berlin), lässt sich daraus schlussfolgern, dass die ostdeutschen Beschäftigten deutlich öfter in Einzelkonflikte bzw. „Häuserkämpfe“ verwickelt waren als ihre westdeutschen Kolleg*innen. Dies ist insbesondere darauf zurückzuführen, dass die Flächentarifbindung in Ostdeutschland deutlich niedriger ist als im Westen: Sie lag 2016 im Westen bei 51 Prozent, im Osten bei 36 Prozent (vgl. Ellguth/Kohaut 2017: 281). Das bevölkerungsreiche Bayern war mit 13 Auseinandersetzungen das Bundesland mit den meisten Nennungen von Konflikten, dicht gefolgt vom großen Nordrhein-Westfalen und von Niedersachsen mit jeweils 12 Konflikten. Brandenburg und Thüringen waren mit je 9 Auseinandersetzungen die ostdeutschen Bundesländer mit der höchsten Konfliktzahl.

Die Branche mit den meisten Arbeitskämpfen war der Gesundheitssektor, auf den 21 Prozent der Konflikte entfielen. Von den insgesamt 26 Arbeitskämpfen in diesem Bereich wurden mehr als die Hälfte in Krankenhäusern oder deren ausgelagerten Servicegesellschaften geführt. Der Maschinen- und Fahrzeugbau rutscht für das erste Halbjahr 2017 auf Platz zwei, während er für das Gesamtjahr 2016 noch am meisten Nennungen in der Datenbank aufwies. Trotzdem war mit 17 Prozent der Anteil der Konflikte im Maschinen- und Fahrzeugbau an der Gesamtheit der Konflikte größer als im Vorjahr. 2016 wurden in der Branche nur 15 Prozent der gesamten Konflikte geführt. Mit 13 Prozent der Auseinandersetzungen erreichte der Sektor Verkehr, Lagerei und Logistik Platz drei. Mindestens sieben dieser Konflikte fanden im öffentlichen Nahverkehr statt, u.a. bei den Berliner Verkehrsbetrieben am 17. Mai. Hessens Busfahrer streikten mehrfach über einen längeren Zeitraum im Januar; die kommunalen Busgesellschaften in Schleswig-Holstein wurden im März ebenfalls bestreikt.

Für das erste Halbjahr 2017 kann also resümiert werden, dass sich die Dynamiken, die auch schon im Vorjahr zu beobachten waren, fortsetzen. Viele Konflikte finden dezentral statt, Proteste von Belegschaften einzelner Unternehmen kommen häufig vor. Der Großteil der Konflikte ist zudem mit ein bis zwei Aktionen kurz. Zirka die Hälfte der Konflikte findet im Organisationsbereich von ver.di statt und der Gesundheitsbereich, Maschinen- und Fahrzeugbau sowie Verkehr, Lagerei und Logistik bleiben die Branchen mit den meisten Arbeitskämpfen. Trotz dieser Kontinuität gab es jedoch auch neue Anstöße, etwa dadurch, dass die Themen Personalbemessung und Digitalisierung in die Tarifverhandlungen eingebracht wurden.

Wie kann Arbeit im digitalen Zeitalter mitgestaltet werden?

Die Digitalisierung gilt als ein Großtrend mit starken Auswirkungen auf die Ar-

beitswelt. Mithin wird mit diesem Umbruch sogar eine weitgehende Restrukturierung des Kapitalismus, ja, die Etablierung eines neuen Produktionsmodells in Verbindung gebracht (Staab/Nachtwey 2015). Die Umbrüche in der Arbeitswelt betreffen dabei bei weitem nicht nur die Industrie, sondern sind gerade im Dienstleistungssektor besonders spürbar. Viele Branchen mit qualifizierten Jobs (Versicherungen & Banken, Tourismus, Einzelhandel, etc.) stehen unter Rationalisierungsdruck oder ändern ihr Geschäftsmodell (Brynjolfsson/McAfee 2014). Die Digitalisierung scheint dabei auch die Arbeitskämpfe deutlich zu verändern (z.B. Boewe/Schulten 2016; Animento 2017). Wie die Gewerkschaften auf diesen Umbruch in den einzelnen Branchen unterschiedlich reagieren, wird im Folgenden anhand des Versicherungsgewerbes, des Handels und der Gig-Economy verdeutlicht.

Die Versicherungsbranche

Das Thema Digitalisierung wurde in den Tarifverhandlungen für die 170.000 Beschäftigten des Versicherungswirtschafts im Frühjahr 2017 erstmals aufgegriffen. Die Versicherungsindustrie ist eine der Branchen, in der sich die Arbeitswelt durch neue Technologien am schnellsten und gravierendsten verändert. Viele Tätigkeiten aller Qualifikationsstufen sind bereits auf dem Stand aktueller Entwicklungen automatisierbar (vgl. Dengler/Matthes 2015: 18ff.). Die Tarifrunde 2017 wurde durch eine Branchenkonferenz zum Thema *Zukunft der Beschäftigung in der Versicherungswirtschaft* und eine Beschäftigtenbefragung vorbereitet. An der Befragung beteiligten sich ca. 5.400 Beschäftigte (vgl. ver.di Publik 2017). In ihr identifizierten die Beschäftigten Arbeit in der digitalisierten Wirtschaft als hoch relevantes Tarifthema. Die ver.di Tarifkommission machte den *Zukunftstarifvertrag Digitalisierung* daraufhin zum Hauptthema der Verhandlungen mit dem Arbeitgeberverband. Zudem wurde eine Lohnerhöhung um 4,5 Prozent gefordert (vgl. ver.di Flugblatt 24.1.2017). Der Zukunftstarifvertrag Digitalisierung soll drei Bereiche regulieren: Zunächst die Beschäftigungssicherung, u.a. durch den „Ausschluss betriebsbedingter Beendigungskündigungen bis zum 31. Dezember 2020“ und „kollektive Arbeitszeitverkürzung bei geplanten Stellenabbaumaßnahmen mit Teillohnausgleich“. Zweitens die Absicherung der Weiterbildung der Mitarbeiter, damit diese sich auf die neuen Herausforderungen vorbereiten können. Hier geht es um die „Einrichtung eines gemeinsamen Qualifizierungsfonds für berufliche Bildungsmaßnahmen“ und „bezahlten Qualifizierungsanspruch von 10 Arbeitstagen jährlich“. Als drittes Thema sollen Arbeitszeiten und Arbeitsschutz durch „Regelungen zum mobilen Arbeiten und zur Telearbeit“ neu definiert werden (ver.di Flugblatt 22.3.2017).

Nach drei Verhandlungsrunden, in denen die Versicherer die Forderung nach einer tariflichen Mitgestaltung der Digitalisierung zunächst ignoriert hatten, kam es am 30. August zu einer Einigung. Neben einer Gehaltserhöhung um 2 Prozent für 2017 und 1,7 Prozent für 2018 umfasst diese auch erste Schritte in Richtung eines Zukunftstarifvertrags. Das Thema Digitalisierung wurde zum Verhandlungsgegenstand: Ver.di und die Versicherer haben sich darauf geeinigt, im nächsten Jahr weiter über eine tarifliche Mitgestaltung der Digitalisierung zu verhandeln. In den Tarifverhandlungen 2017 wurde bereits ein neuer Qualifizierungstarifvertrag und

die Möglichkeit einer Bildungsteilzeit für berufsbegleitende Weiterqualifizierungen erzielt. Zur Beschäftigungssicherung wurde vereinbart, dass Sonderzahlungen in Freizeit umgewandelt werden können, wenn Personal abgebaut wird, und dass Arbeitszeitverkürzungen zur Vermeidung von Entlassungen mit einem Teillohn-ausgleich kompensiert werden (vgl. ver.di Flugblatt 31.8.2017).

Das Ergebnis wäre ohne Streiks nicht möglich gewesen: Die Tarifverhandlungen wurden nach dem ergebnislosen Abbruch der zweiten Verhandlungsrunde durch landesweite Arbeitsniederlegungen in der Versicherungsbranche begleitet. Diese wurden ausgeweitet, nachdem auch die dritte Verhandlungsrunde ergebnislos endete wurde und ver.di die Gespräche für gescheitert erklärte (vgl. ver.di Flugblatt 2.6.2017). So fanden beispielsweise am 16. Juni deutschlandweit Streiks in 16 Städten gleichzeitig statt, mit insgesamt mehr als 10.000 Teilnehmer*innen (vgl. procontra 19.6.2017; ver.di Flugblatt 29.6.2017). Die Streikbeteiligung dieser traditionell wenig kämpferischen Beschäftigtengruppe war ver.di zufolge in der Tarifrunde 2017 größer als in den meisten Runden zuvor (vgl. ver.di Flugblatt 18.7.2017). Ob das größere Engagement der Beschäftigten auf den spürbaren Wandel der Branche und die Strategie von ver.di zurückzuführen ist, d.h. ob das Thema Digitalisierung der Arbeit zu neuer Mobilisierung führen kann, wird sich in den kommenden Tarifrunden noch zeigen.

Der Handel⁵

Neben der Versicherungsbranche ist auch die Arbeit im Handel besonders von digitalisierungsbedingten Veränderungen betroffen, so lautet zumindest die Prognose des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (vgl. Dengler/Matthes 2015: 18ff.). Die Automatisierung und Rationalisierung und damit der Wegfall oder die starke Veränderung von Arbeitsplätzen ist für diese Branche jedoch nur *eine* Veränderung durch den Digitalisierungsdruck im Handel. Eine zweite Dimension sind die neuen Konkurrenzbedingungen und die Restrukturierung der Branche (Glaubitz 2017; Goes/Schulten 2016;). Die wohl bedeutsamste Veränderung ist hier neben der Insolvenz zahlreicher namhafter Firmen (Schlecker, Kaiser-Tengelmann, zuletzt Toys 'R' Us u.a.) die Entstehung und das rasante Wachstum des Online-Versandhandels bzw. E-Commerce-Sektors. 2014 wurden bereits 15 Prozent des gesamten Handelsumsatzes in Deutschland online erwirtschaftet; der Markt wächst Prognosen zufolge bis 2019 um durchschnittlich 12 Prozent jährlich und ist damit eine der wachstumsstärksten Branchen. 25.000 Beschäftigte arbeiten bereits in diesem Sektor (vgl. eco/ Arthur D Little 2015: 48). Dieser Boom wurde in den letzten Jahren durch die Innovationen in den Informations- und Kommunikationstechnologien und das rasante Wachstum des Internets als Vertriebskanal vorangetrieben.

Anders als in der Versicherungsbranche scheint das Thema Digitalisierung im Bereich Handel bisher nicht tariffähig zu sein. Im Gegenteil: Weder bei den Flächentarifverhandlungen im Einzelhandel noch bei denen für den Groß- und

⁵ Für Anmerkungen zu diesem Abschnitt bedanken wir uns bei Johannes Schulten.

Außenhandel lassen sich die tarifliche Mitgestaltung der Digitalisierung in den Forderungen wiederfinden. Im Groß- und Außenhandel ging es ausschließlich um eine Gehaltserhöhung von 5,6 Prozent. In der Tarifrunde für den Einzelhandel forderte ver.di eine Gehaltserhöhung von sechs Prozent und ein Mindesteinkommen von 1.900 Euro⁶. Parallel zur Tarifrunde startete ver.di eine Kampagne für die Wiederherstellung der Allgemeinverbindlichkeit der Tarifverträge⁷, wie es sie bis zum Jahr 2000 gegeben hatte (vgl. ver.di Tarifinfo Einzelhandel o.D.)(vgl. ver.di Pressemitteilung 9.3.2017). Die Ergebnisse der Tarifverhandlungen sind jedoch weniger weitreichend: Ver.di setzte in der sechsten Verhandlungsrunde am 27. Juni für den Einzelhandel eine Gehaltserhöhung von 2,3 Prozent für 2017 und weiteren zwei Prozent für 2018 durch.⁸ Eine Allgemeinverbindlichkeit der Tarifverträge lehnen die Einzelhandelskonzerne größtenteils weiterhin ab (vgl. ver.di Handel o.D.). Für den Groß- und Außenhandel konnte in der dritten Verhandlungsrunde am 6. Juni 2,5 Prozent mehr Lohn für 2017 und zwei Prozent mehr Lohn für 2018 erreicht werden⁹ (vgl. ver.di GAH Tarifinfo Nr. 4). Begleitet waren beide Tarifverhandlungen von zahlreichen landesweiten Warnstreiks.

Vielmehr ist eine Tendenz zur Tariffucht (z.B. Karstadt) und erbitterten Häuserkämpfen zu beobachten. Zwar konnte ver.di im Einzelhandel 2013 in einer großen Streikauseinandersetzung die Tarifstruktur erfolgreich verteidigen, nachdem zuvor der Handelsverband alle Entgelt und Manteltarife gekündigt hatte. Doch die Digitalisierung hat die Struktur und Organisation des Sektors und mit ihr die Arbeitskämpfe dieser Branche deutlich verändert. Dies zeigt der E-Commerce Sektor besonders deutlich, z.B. bei der Branchenzuordnung der Unternehmen. Amazon und Zalando sind hier Paradebeispiele. Als zwei der größten in Deutschland tätigen E-Commerce Unternehmen definieren sie sich als der Logistikindustrie zugehörig und orientieren sich an den niedrigeren Tariflöhnen der Branche (vgl. Zeit online 26.4.2017; Focus online 6.10.2017).

Amazon lehnt den Abschluss eines Tarifvertrags kategorisch ab (vgl. verdi-amazon.de o.D.). Seit 2013 schwelt ein Arbeitskonflikt um die Anerkennung der Gewerkschaft als Verhandlungspartner durch das Unternehmen und den Abschluss eines an den Regeln des Einzel- und Versandhandels orientierten Tarifvertrags. In der Auseinandersetzung geht es um weit mehr als eine bessere Bezahlung: Konfliktfelder wie die rigide Arbeitskontrolle und der hohe Druck in den Vertriebszentren sowie die fehlende Mitbestimmung sind ebenfalls wich-

⁶ Im Tarifbezirk Hessen forderte die Gewerkschaft zudem eine Erhöhung des Stundenlohns um mindestens einen Euro als „soziale Komponente“, von der die unteren Lohngruppen überproportional profitiert hätten (ver.di Tarifinfo Hessen 2/2017).

⁷ Für eine Allgemeinverbindlichkeitserklärung von Tarifverträgen durch das Bundesarbeitsministerium bzw. die Landesarbeitsministerien bedarf es eines Antrags der Tarifparteien - Arbeitgeberverband und/oder Gewerkschaft. Geschieht dies, so hat der Tarifvertrag Geltung für die gesamte Branche, unabhängig davon ob ein Unternehmen im Arbeitgeberverband oder Beschäftigte in einer Gewerkschaft organisiert sind (vgl. Kirsch/Bispinck 2002:1f.).

⁸ Tarifabschluss Baden-Württemberg.

⁹ Tarifabschluss NRW.

tige Themen in dem Arbeitskampf (Boewe/ Schulten 2016; Dörre et al. 2016). Die Digitalisierung prägt also die Auseinandersetzung bei Amazon.

Auch im ersten Halbjahr 2017 kam es wieder zu 20 Streiks an sechs der neun Amazon-Standorte, teilweise koordiniert an mehreren Orten gleichzeitig. Wie bereits 2016 waren Leipzig mit zehn Streiks und Bad Hersfeld mit acht Streiks die aktivsten Standorte. Es gab außerdem Streiks in Graben b. Augsburg, Koblenz, Rheinberg/NRW und Werne/NRW. Nennenswerte Fortschritte in dieser Auseinandersetzung sind auch 2017 bisher nicht zu verzeichnen. Das Unternehmen lehnt die Tarifbindung weiterhin kategorisch ab.

Auch bei Zalando am Standort Brieselang (Havelland) wurden die Tarifverhandlungen nach der Verhandlungsrunde am 6. September abgebrochen, da das Unternehmen sich ver.di zufolge kein Stück in Richtung Branchenstandards des Einzelhandels bewegen wollte (vgl. ver.di Zalando Presseinfo 6.9.2017). Nach einer ergebnislosen ersten Verhandlungsrunde am Standort Brieselang in Brandenburg mit seinen 1.300 Beschäftigten am 13. Juni kam es in der Folgewoche zu zwei Streiks. Auf eine weitere ergebnislose Verhandlungsrunde folgte am 1. September ein erneuter Streik (vgl. ver.di Zalando o.D.). Nachdem die Verhandlungen im September scheiterten, wurde dann am 4. Oktober nochmals gestreikt (vgl. heise online 5.10.2017). Brieselang war der erste Zalando-Standort, der 2014 einen Betriebsrat gründete (ver.di Presseinfo Zalando 24.11.2014), und an dem ver.di Tarifverhandlungen mit dem Unternehmen aufnahm. Ob diese Auseinandersetzung so langwierig wird wie der Arbeitskampf bei Amazon, muss sich noch zeigen. Einige der Grundprobleme – wie das harte Arbeitsregime des „digitalen Taylorismus“ (Altenried 2017) oder „digitalen Despotismus“ (Pfeiffer 2015) und die Orientierung der Bezahlung an der Logistikbranche – sind jedoch sehr ähnlich. Thomas Voß, der bei ver.di für den Onlinehandel zuständig ist, beschrieb Zalando gegenüber der taz als offener für Mitbestimmung im Vergleich zu Amazons kategorischer Ablehnung von Tarifverhandlungen: „Zalando stellt sich nicht offen gegen Mitbestimmung und Gewerkschaften, wie Amazon es tut.“ (taz.de 21.12.2016) Trotzdem wandelte Zalando 2014 seine Rechtsform in eine SE, eine europäische Aktiengesellschaft, um. Auf diese Weise kann das deutsche Mitbestimmungsrecht umgangen werden, das einen Aufsichtsrat vorsieht, der zur Hälfte aus Vertretern der abhängig Beschäftigten zusammensetzt. Für die Rechtsform SE müssen nur ein Drittel der Aufsichtsratsmitglieder Arbeitnehmervertreter sein (vgl. ebd.).

Auch im klassischen Handel wurde außerhalb der großen Verhandlungsrunden gestreikt: bei der Modehauskette Wöhrl, beim Lebensmitteldiscounter Lidl, bei der Baumarktkette Obi und dem „Dänischen Bettenlager“. Bei Wöhrl und Obi ging es um die (Wieder-)Anerkennung der Flächentarifverträge für den Einzelhandel (vgl. BR24 13.4.2017; ver.di Handel Obi o.D.), bei der Bettenwelt in Homberg/Efze, einem Logistikzentrum des „Dänischen Bettenlagers“, ging es um die Beschränkung der Leiharbeitsquote auf zehn Prozent und die schnellere Übernahme von Leiharbeitern sowie um einen Standortsicherungstarifvertrag (vgl. Hessenschau.de 2.5.2017). Beim Lidl-Logistikzentrum in Graben war die Branchenzuordnung der Streikgrund, wie sie auch bei Amazon und Zalando zu Kon-

flikten führt. Die Mitarbeiter verdienen zum Teil ein Drittel unterhalb des Einzelhandeltarifvertrags da die Geschäftsführung in Graben sich als Logistikunternehmen definiert und demnach den Tarifvertrag der Logistikindustrie anwendet (vgl. Augsburg Allgemeine 14.6.2017). Während die anderen Einzelkonflikte im Handel weiter bestehen, konnte ver.di bei Lidl ihre Zielsetzung erreichen. Das Unternehmen beschloss, den Tarifvertrag für den Einzelhandel einheitlich für alle 20 regionalen Lagerlogistikzentren anzuerkennen (vgl. Verkehrsrundschau 21.7.2017). Auf diese Weise schafft das Unternehmen eine Vereinheitlichung in der Anwendung der Tarifverträge des Einzelhandels für alle Beschäftigten deutschlandweit. Der Erfolg war auch mit der Dialogbereitschaft der Kapitaleseite verbunden: Die Schwarz-Gruppe, zu der Lidl und Kaufland gehören, ist eine der Befürworterinnen der Allgemeinverbindlichkeit der Tarifverträge im Handel (vgl. zeit.de 10.7.2017).

Tarifbindung als Voraussetzung für Mitgestaltung der Zukunft von Arbeit?

Die Konflikte im Handel und im Versicherungsgewerbe zeigen, dass die Digitalisierung zwar beide Branchen stark verändert hat, aber mit der Branchentarifbindung ein klassisches ArbeitskampftHEMA im Zentrum vieler Konflikte steht. Dabei geht es im Fall des Einzelhandels bzw. Groß- und Außenhandels vor allem um die *richtige* Tarifbindung. Denn die Kapitaleseite hat die Veränderung der Wertschöpfung ausgenutzt, um den niedrigeren Logistiktarif bei den großen Vertriebszentren von Amazon und Zalando als Messlatte zu etablieren.

Die Unterschiede in der Tarifbindung in beiden Branchen liefern darum auch eine Erklärung für die unterschiedliche Themensetzung und unterschiedliche Konfliktformen – trotz ähnlich starker Veränderungen im Zuge der Digitalisierung. Während in der Versicherungsbranche¹⁰ noch 73 Prozent der Beschäftigten vom Branchentarifvertrag erfasst werden, sind es im Einzelhandel nur 30 Prozent und im Großhandel¹¹ 20 Prozent. Der gesamtwirtschaftliche Durchschnitt bei der Tarifbindung liegt bei 46 Prozent (vgl. Statistisches Bundesamt 2016: 25ff.). Während im Versicherungsgewerbe eine Mitgestaltung der Digitalisierung in der Tarifrunde 2017 in greifbare Nähe gerückt ist, ist im Handel eine „Verwilderung“ der Arbeitskämpfe zu beobachten, die durch die Digitalisierung der Wertschöpfung sogar noch forciert wird.

Denn Unternehmen wie Zalando und Amazon stellen sich oftmals vehement gegen einen Tarifvertrag und lassen sich – wenn überhaupt – erst nach mehreren Streiks überhaupt auf Gespräche ein. Im Fall von Amazon läuft der Arbeitskampf mittlerweile sogar seit vier Jahren weitgehend außerhalb des Gefüges der dualen Interessenrepräsentation ab: Amazon hebt auf Druck der Streiks hin und wieder eigeninitiativ die Löhne an und bekämpft rigoros jegli-

¹⁰ Umfasst Versicherungen, Rückversicherungen und Pensionskassen.

¹¹ Einzel- und Großhandel je ohne Handel mit Kraftfahrzeugen.

che Versuche zur Bildung von Betriebsräten. Die Digitalisierung stellt die Einzelgewerkschaften des DGB also vor neue Herausforderungen.

Ein erster Konflikt in der deutschen Gig-Economy¹² schafft einen Vorge-schmack, welche Probleme für die Gewerkschaften aus neuen Arbeitsformen im digitalen Zeitalter resultieren. Die Fahrradkurier*innen der Essensausliefe-rungsdienste Foodora und Deliveroo in Berlin, oder Rider wie sie sich selbst nennen, stellten im Mai 2017 erstmals Forderungen an beide Unternehmen. Ih-ren Forderungen verliehen sie Nachdruck mit einer Fahrraddemo durch Teile Berlins am 18. Mai (vgl. NGIN Mobility 19.5.2017) und einer weiteren Aktion am 28. Juni, bei der sie Fahrradschrott vor die Firmenzentrale von Deliveroo kippten, um auf den Verschleiß und die Reparaturkosten hinzuweisen, für die die Rider bisher selbst aufkommen müssen (vgl. Berliner Zeitung 28.6.2017). Die Rider, von denen es alleine in Berlin mittlerweile 1.000 gibt (vgl. ntv 17.5.2017), werden nach unterschiedlichsten Entlohnungsmodellen bezahlt. Manche sind Freelancer*innen, die einen Stücklohn pro Auslieferung erhalten, andere sind angestellt und werden mit einem Basisstundenlohn von 7,50 Euro bezahlt, manche bekommen zudem eine Zusatzzahlung von 1 bis 2 Euro je Liefe-rung, andere nicht. Dienstanzweisungen und Schichtzuteilung erfolgen per App (vgl. stern.de 26.5.2017; the local.de 18.5.2017).

Um ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen, organisierten sich die Rider je-doch nicht in ver.di oder der NGG, sondern in der FAU, der Freien Arbeiterin-nen und Arbeiter Union. Diese führt seit August Gespräche mit Foodora über die Verbesserung der Arbeitsbedingungen der Kurier*innen. Es geht ihnen vor allem um eine Übernahme der Kosten für die Arbeitsmittel – Fahrrad und Smartphone – um eine Lohnerhöhung und um mehr Transparenz bei Schicht-vergabe und Bezahlung (vgl. Digital Present – Tagesspiegel 25.4.2017). Eine Verschleißpauschale wurde von Foodora bereits zugesagt, deren Höhe und wei-tere Zugeständnisse werden noch verhandelt (vgl. Digital Present – Tagesspie-gel 16.9.2017). Die Zersplitterung der Tariflandschaft, neue Formen der Ar-beitsorganisation und die Schwäche der gewerkschaftlichen Organisationsmacht in der digitalen Wirtschaft können somit dazu beitragen, dass in Einzelkonflik-ten neue (gewerkschaftliche) Akteure aktiv werden – gerade wenn es sich um junge Beschäftigte handelt, die alternative Wege der Organisierung suchen.

Ähnliche Prozesse lassen sich auch in anderen europäischen Städten beobach-ten, in denen Fahrradkurier*innen von Foodora und Deliveroo bereits gestreikt haben. Die Organisation der Kurier*innen fand in Turin größtenteils ohne Ge-werkschaften statt. Hier war die Basisgewerkschaft SI Cobas zwar kurzzeitig aktiv, aber Foodora erkannte sie nicht als Vertretung der Rider an (vgl. Animen-to et al. 2017: 278). In Großbritannien wiederum hat sich mit der Gewerkschaft Independent Workers of Great Britain (IWGB) eine autonome Gewerkschaft gebildet, die die Deliveroo-Rider vertritt (vgl. ebd. 281). Die besagten Fälle

¹² „Unter gig (aus dem Engl. ‚kleine Arbeit, Nebenjob‘) versteht man die Arbeitsleistung auf Nachfrage (aus dem Engl. *on demand*).“ (Animento et al. 2017: 271)

mögen zwar Einzelfälle sein, auch kann durchaus diskutiert werden, inwiefern diese ersten Arbeitskämpfe in der Gig Economy erfolgreich waren. Sie zeigen aber, dass in der digitalen Wirtschaft mit „Work on Demand“, flexibler Bezahlung jenseits des Tarifsystems und neuen Formen der digitalen Soloselbstständigkeit auch neue dezentral geführte Arbeitskonflikte entstehen könnten.

Literatur

- Altenried, Moritz (2017): Die Plattform als Fabrik. Crowdwork, Digitaler Taylorismus und die Vervielfältigung der Arbeit. In: PROKLA, H. 187, Jg. 47, Nr. 2, S. 175 - 194.
- Animento, Stefania/Di Cesare, Giorgio/Sica, Cristian (2017): Total Eclipse of Work? Neue Protestformen in der gig economy am Beispiel des Foodora Streiks in Turin. In: PROKLA, H. 187, Jg. 47, Nr. 2, S. 271 – 290.
- Augsburger Allgemeine (14.6.2017): Bei Lidl wird wieder gestreikt. Das Lager in Graben ist vom Tarifstreit betroffen. <http://www.augsburger-allgemeine.de/schwabmuenchen/Bei-Lidl-wird-wieder-gestreikt-id41724466.html> (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- Becker, Karina/Kutlu, Yalcin/Schmalz, Stefan (2017): Kollektive Machtressourcen im Care-Bereich: Die mobilisierende Rolle des Berufsethos, in: Artus, Ingrid et al. (2017): Streiks in den sozialen Dienstleistungen, Hamburg, 255-277.
- Brynjolfsson, Erik/McAfee, Andrew (2014): The Second Machine Age. Work, Progress, and Prosperity in a Time of Brilliant Technologies, London and New York.
- Berliner Zeitung (28.6.2017): Protest mit Schrott. Fahrradkuriere fordern bessere Bedingungen. <http://www.berliner-zeitung.de/berlin/protest-mit-schrott-fahradkuriere-fordern-bessere-bedingungen--27878634> (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- Boewe, Jörn/Schulten, Johannes (2016): David gegen Goliath: Arbeitskampf bei Amazon. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 12/2016, S. 27-30.
- BR24 (13.4.2017): Streiks bei Wöhrl in Nürnberg. Firmenleitung beklagt schlechtes Timing. <http://www.br.de/nachrichten/mittelfranken/inhalt/woehrl-streik-nuernberg-100.html> (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- Dengler, Katharina/Matthes, Britta (2015): Folgen der Digitalisierung für die Arbeitswelt. Substituierbarkeitspotenziale von Berufen in Deutschland. IAB-Forschungsbericht 11/2015.
- Digital Present – Tagesspiegel (16.9.2017): Wer geliefert ist: Arbeiter bei Foodora und Amazon kämpfen für bessere Arbeit. <http://digitalpresent.tagesspiegel.de/wer-geliefert-is> (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- Digital Present – Tagesspiegel (25.4.2017): Fahrradkuriere von Deliveroo und Foodora stellen Forderungen. <http://digitalpresent.tagesspiegel.de/fahrer-von-foodora-und-deliveroo-organisieren-sich> (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- Dörre, Klaus/Goes, Thomas/Schmalz, Stefan/Thiel, Marcel (2016): Streikrepublik Deutschland? Die Erneuerung der Gewerkschaften in Ost und West; Frankfurt/New York.
- Eco/Arthur D Little (2015): Die deutsche Internetwirtschaft 2015-2019. https://www.eco.de/wp-content/blogs.dir/studie_internetwirtschaft_2015-2019.pdf (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- Ellguth, Peter/Kohaut, Susanne (2017): Tarifbindung und betriebliche Interessenvertretung: Ergebnisse aus dem IAB-Betriebspanel 2016. In: WSI-Mitt. 4/2017, S. 278-286.

- Focus online (6.10.2017): Nach Masseneinstellung: Amazon sucht immer noch hunderte Mitarbeiter in Dortmund. http://www.focus.de/regional/dortmund/dortmund-nach-masseneinstellung-amazon-sucht-immer-noch-hunderte-mitarbeiter-in-dortmund_id_7679512.html (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- Glaubitz, Jürgen (2017): Verdrängung im deutschen Einzelhandel. Erbitterter Wettbewerb auf dem Rücken der Beschäftigten. In: Sozialismus, H. 10, Jg. 44.
- Goes, Thomas/ Schulten, Johannes (2016): Ausweitung der Kampfzonen. Monopolisierung und Prekarisierung im deutschen Einzelhandel. In: Z. Zeitschrift marxistische Erneuerung, Nr. 108, Dezember 2016, S. 101-115.
- heise online (5.10.2017): Zalando-Mitarbeiter erneut in Warnstreiks. <https://www.heise.de/newsticker/meldung/Zalando-Mitarbeiter-erneut-in-Warnstreiks-3850777.html> (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- Hessenschau.de (2.5.2017): Streik im Dänischen Bettenlager. <http://www.hessenschau.de/wirtschaft/streik-im-daenischen-bettenlager-in-homburgefze,kurz-bettenlager-streik-100.html> (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- Kirsch, Johannes/ Bispinck, Reinhard (2002): Allgemeinverbindliche Tarifverträge. WSI Informationen zur Tarifpolitik. https://www.boeckler.de/pdf/p_ta_elemente_ave.pdf (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- Lausitzer Rundschau (10.2.2017): Richter gehen in Potsdam auf die Straße. <http://www.lr-online.de/nachrichten/Tagesthemen-Richter-gehen-in-Potsdam-auf-die-Strasse;art307853,5835026> (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- mittelhessen.de (12.5.2017): Erst gab's nur wenig Geld, dann nichts mehr. https://www.mittelhessen.de/lokales/region-dillenburg_artikel,-Erst-gabs-nur-wenig-Geld-dann-nichts-mehr-_arid,940657.html (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- NGIN Mobility (19.5.2017): Ausgeliefert? Fahrer von Foodora und Deliveroo protestieren für mehr Geld. <http://ngin-mobility.com/artikel/foodora-und-deliveroo-kuriere-demo-in-berlin/> (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- ntv (17.5.2017): Deliveroo und Foodora-Fahrer lehnen sich gegen Lieferdienste auf. <http://www.n-tv.de/wirtschaft/Fahrer-lehnen-sich-gegen-Lieferdienste-auf-article19846386.html> (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- Pfeiffer, Sabine (2015): Warum reden wir eigentlich über Industrie 4.0? Auf dem Weg zum digitalen Despotismus. In: Mittelweg 36, Jg. 24, H. 6, Dez. 2015/Januar 2016.
- procontra (19.6.2017): Verdi: Heute Innendienst-Streiks in 16 Städten. <http://www.procontra-online.de/artikel/date/2017/06/verdi-heute-innendienst-streiks-in-16-staedten/> (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- radio vest (31.7.2017): Letzter Arbeitstag beim Dosenhersteller Ball in Recklinghausen. <http://www.radiovest.de/vest/lokalmeldungen/lokalmeldungen/archive/2017/07/31/artikel/-5222285f95.html> (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- Rote Fahne News (1.6.2017): Selbständige Arbeitsniederlegungen bei Ball. <https://www.rf-news.de/2017/kw22/selbstaendige-arbeitsniederlegungen-bei-ball> (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- Schneidemesser, Lea/Widon, Jannik/Kilroy, Juri (2017): Streikmonitor: Arbeitskonflikte im Jahr 2016, in: Z. Zeitschrift marxistische Erneuerung, Nr. 110, Juni 2017, S. 129-142.
- Schneidemesser, Lea/Kilroy, Juri (2016a): Streikmonitor: Die Arbeitskonflikte im ersten

- Halbjahr 2016. In: Z. Zeitschrift marxistische Erneuerung, Nr. 108, Dezember 2016, S. 145–158.
- Schneidmesser, Lea/Kilroy, Juri (2016b): Der Streikmonitor. In: Z. Zeitschrift marxistische Erneuerung, Nr. 106, Juni 2016, S. 160–171.
- Sozialismus.info (8.9.2017): Mehr von uns ist besser für alle! Zum Stand der Tarifbewegung Entlastung. <https://www.sozialismus.info/2017/09/mehr-von-uns-ist-besser-fuer-alle-2/> (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- Spiegel Online (13.3.2017): Schiedsrichter streiken aus Protest. <http://www.spiegel.de/sport/fussball/schiedsrichter-streiken-in-niedersachsen-a-1138544.html> (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- Staab, Phillip/ Nachtwey, Oliver (2015): Die Avantgarde des digitalen Kapitalismus. In: Mittelweg 36, Jg. 24, H. 6 Dezember 2015/Januar 2016.
- Statistisches Bundesamt (2016): Verdienste und Arbeitskosten. Tarifbindung in Deutschland 2014. https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Verdienste-Arbeitskosten/Tarifverdienste/Tarifbindung5622103149004.pdf?__blob=publicationFile (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- stern.de (26.5.2017): Knochenjob für kleines Geld – die Fahrer von Foodora und Deliveroo. <http://www.stern.de/wirtschaft/news/foodora-und-deliveroo-knochenjob-fuer-kleines-geld-7465988.html> (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- taz.de (21.12.2016): Arbeitsrechte bei Zalando Pausenstreit der Picker und Packer. <http://www.taz.de/!5365037/> (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- the local.de (18.5.2017): Foodora and Deliveroo couriers protest working conditions in Berlin. <https://www.thelocal.de/20170518/foodora-and-deliveroo-couriers-protest-working-conditions-in-berlin> (21.10.2017).
- verdi-amazon.de (o.D.): Hintergründe. Es geht um viel mehr als nur einen Tarifvertrag. <https://www.amazon-verdi.de/21> (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- ver.di Flugblatt (31.8.2017): Tarifeinigung erzielt. Umfassendes Gesamtpaket vereinbart. <http://www.tarifrunderversicherungen.de/p/material.html> (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- ver.di Flugblatt (18.7.2017): Sondierungsgespräche vereinbart. Und wir bewegen sie doch! <http://www.tarifrunderversicherungen.de/p/material.html> (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- ver.di Flugblatt (29.6.2017): Es geht weiter! <http://www.tarifrunderversicherungen.de/p/material.html> (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- ver.di Flugblatt (2.6.2017): Tarifverhandlungen gescheitert! <http://www.tarifrunderversicherungen.de/p/material.html> (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- ver.di Flugblatt (22.3.2017): Tarifrunde 2017: jetzt geht es los! http://fidi.verdi.de/++file++58d23b874f5e9208391cc906/download/170322_tarifrunder2017_verisicherungen_zukunft_gestalten_print.pdf (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- ver.di Flugblatt (24.1.2017): Tarifrunde 2017. Zukunft gestalten! <http://www.tarifrunderversicherungen.de/p/material.html> (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- ver.di GAH Tarifinfo Nr. 4: Tarifrunde 2017. Groß- und Außenhandel NRW. https://handel.verdi.de/++file++59379fbef7be9658fcff6c90/download/verdi-GAH-NRW_Tarifinfo-4-2017.pdf (letzter Zugriff: 21.10.2017).
- ver.di Gesundheit & Soziales (14.11.2016): Tarifvertrag Entlastung. Alle saarländischen

Krankenhäuser zu Tarifverhandlungen aufgefordert. <https://gesundheit-soziales.verdi.de/themen/entlastung/++co++b27b70ea-bc95-11e6-8328-525400ed87ba> (letzter Zugriff: 21.10.2017).

ver.di Gesundheit & Soziales (o.D.): Klinikpersonal entlasten. Mehr von uns ist besser für alle. <https://gesundheit-soziales.verdi.de/themen/entlastung/++co++3991a0d2-3be8-11e7-bd01-525400423e78> (letzter Zugriff: 21.10.2017).

ver.di Handel (o.D.): Tarifrunden im Einzelhandel. Laufend aktuelle Infos zu den Tarifverhandlungen 2017. <https://handel.verdi.de/einzelhandel/tarif/++co++4c4a854a-fcfa-11e6-bf9e-525400940f89> (letzter Zugriff: 21.10.2017).

ver.di Handel Obi (o.D.): <https://handel.verdi.de/unternehmen/m-o/obi> (letzter Zugriff: 21.10.2017).

ver.di Presseinfo Zalando (24.11.2014): Zalando in Brieselang; ver.di-Aktion am 24. November 2014. <https://handel-bb.verdi.de/einzelhandel/betriebe-unternehmen/zalando> (letzter Zugriff: 21.10.2017).

ver.di Pressemitteilung (9.3.2017): ver.di startet Kampagne zur Allgemeinverbindlichkeit von Tarifverträgen im Handel: „Einer für alle - Tarifverträge, die für alle gelten!“. <https://www.verdi.de/presse/pressemitteilungen/++co++6845e308-04b5-11e7-8ed6-525400b665de> (letzter Zugriff: 21.10.2017).

ver.di Publik (2017): „Das stemmen wir nur alle zusammen!“, Interview mit Kerstin David, in: ver.de Publik 2/2017. <http://publik.verdi.de/2017/ausgabe-02/gewerkschaft/gewerkschaft/seiten-4-5/A2> (letzter Zugriff: 21.10.2017).

ver.di Tarifinfo Einzelhandel (o.D.): Wir verdienen mehr: 6 % mehr für alle! 100 € mehr für Azubis! <https://handel.verdi.de/einzelhandel/tarif/++co++4c4a854a-fcfa-11e6-bf9e-525400940f89> (letzter Zugriff: 21.10.2017).

ver.di Tarifinfo Hessen (2/2017): Nur einen Euro?! <https://handel-hessen.verdi.de/++file++58cbf0b9f1b4cd09b421fa95/download/Tarifinfo-EH-2017-02.pdf> (letzter Zugriff: 21.10.2017).

ver.di Zalando (o.D.): Presseinfo vom 4. Oktober 2017. Fortsetzung des Warnstreiks bei Zalando. <https://handel-bb.verdi.de/einzelhandel/betriebe-unternehmen/zalando> (letzter Zugriff: 21.10.2017).

Ver.di Zalando Presseinfo (6.9.2017): Tarifverhandlungen ergebnislos abgebrochen. <https://handel-bb.verdi.de/einzelhandel/betriebe-unternehmen/zalando> (letzter Zugriff: 21.10.2017).

Verkehrsrundschau (21.7.2017): Lidl bezahlt Logistikmitarbeiter nach Einzelhandels-Tarifvertrag. <https://www.verkehrsrundschau.de/nachrichten/lidl-bezahlt-logistikmitarbeiter-nach-einzelhandels-tarifvertrag-1971599.html> (letzter Zugriff: 21.10.2017).

zeit.de (10.7.2017): Tarifbindung: Das System Edeka. <http://www.zeit.de/wirtschaft/unternehmen/2017-07/edeka-tarifbindung-lohndumping-tarifvertrag/komplettansicht> (letzter Zugriff: 21.10.2017).

zeit.de (26.4.2017): Verdi fordert Zalando zu Tarifverhandlungen auf. <http://www.zeit.de/news/2017-04/26/deutschland-verdi-fordert-zalando-zu-tarifverhandlungen-auf-26160804> (letzter Zugriff: 21.10.2017).

Rolf Geffken

Gewerkschaftlicher Kampf & Ostwind

Zur Dialektik von Streik, Recht und Gewerkschaften: Gewerkschaftspolitik in Ostdeutschland in den frühen 1990er Jahren

In einem Land mit stark verrechtlichten Arbeitsbeziehungen und einer starken Rechtsgläubigkeit in der arbeitenden Bevölkerung steht der gewerkschaftliche Kampf, vor allem der Streik, in einem widersprüchlichen und ständigen Veränderungen unterworfenen Verhältnis zum Recht, vor allem zum Arbeitsrecht. Beide Phänomene beeinflussen sich. Aber es geschieht auf sehr unterschiedliche Weise, je nach den verschiedenen historischen Phasen.¹ Um dem Thema vor allem auch in Bezug auf die Entwicklung in Ostdeutschland gerecht werden zu können, muss man zunächst auf die (bislang kaum untersuchten) dialektischen Beziehungen zwischen Streik, Recht und Gewerkschaften im Westdeutschland der 1950er bis 1990er Jahre eingehen.² Und diese sodann mit der ostdeutschen Entwicklung am Anfang der 1990er Jahre vergleichen.

Westdeutschland

Phase 1

Als Reaktion auf offene und breite Massenstreiks in den Jahren von 1948-1956 sowie der Zuspitzung des Kalten Krieges kam es zu einer staatlichen Repression gegen Bewegungen an den Rändern der Gewerkschaften und gegen die Gewerkschaften selbst. Entgegen dem verfassungsrechtlich garantierten Streikrecht verfolgte das neu etablierte aber von dem Nazijuristen Hans Carl Nipperdey³ präsierte Bundesarbeitsgericht eine Politik der Einhegung der Gewerkschaften und zwar überwiegend abseits der existierenden Rechtsnormen. An die Stelle des Streikrechts trat die Illegalisierung des politischen und des „nichtgewerkschaftlichen“ Streiks sowie – durch den Gesetzgeber – die Etablierung eines Arbeitskampfverbotes in der Betriebsverfassung. Gewerkschaftliche und betriebliche Praxis hatte zur Gegenreaktion in Gesetzgebung und „höchstrichterlicher Rechtsprechung“ geführt.

¹ Rolf Geffken, *Reines Recht als Unrecht – Zur Dialektik von Praxis und Recht*, Hamburg (Cadenberge) 1984, S. 31 ff.

² Ders., *Streikrecht – Tarifeinheit – Gewerkschaften*, Cadenberge 2015, S. 9 ff., 25 ff.; ders., *Kampf ums Recht*, Hamburg 2016, S. 120 ff.

³ Verfasser und Kommentator des Gesetzes zur Ordnung der nationalen Arbeit von 1934. Vgl. dazu schon 1979 vom Verf.: *Über den Umgang mit dem Arbeitsrecht. Ein Handbuch für Betroffene*, Hamburg 1979, S. 37.

Phase 2

Auf Seiten der Gewerkschaften kam es zu einer Verinnerlichung der durch Rechtsprechung und „politischen Konsens“ gezogenen Grenzen und damit zu einer erheblichen Reduzierung des gewerkschaftlichen Handlungsspielraums. Dies führte zu einem Rückgang der Anzahl von Streiks, mindestens aber zu deren Eingrenzung auf Branchen und Betriebe. Die Adaption der „herrschenden Rechtsprechung“ führte zu einer zunehmenden Dominanz von Rechtsdenken und Rechtsprechungsgläubigkeit bei den Gewerkschaften und einer „Friedens- und Konsensstrategie“ von Betriebsräten.

Phase 3

Mit den Spontanstreiks 1969 und 1973 setzte allmählich ein Paradigmenwechsel auch im „juristischen Überbau“ ein: Der „wilde Streik“ war angeblich verboten, fand aber dennoch statt. Vertieft wurde dieses „Nachdenken“ durch die Arbeitskämpfe der IG Metall 1971 und 1973 sowie die Auseinandersetzung um das Thema Aussperrung auch beim so genannten IG-Druck-Streik 1984.⁴ Der IG Metall-Kongress Streik und Aussperrung 1973 und die Etablierung von 2 bedeutenden kritischen Juristen-Zeitschriften⁵ bewirkte die partielle Konsensfähigkeit einer „alternativen Rechtsinterpretation“. Die gewerkschaftliche Praxis spiegelte sich auf diese Weise in Veränderungen innerhalb der Rechtsprechung wider. Der Gesetzgeber reagierte mit partiellen Reformen in der Betriebsverfassung („mehr Demokratie wagen“)

Phase 4

Im weiteren Verlauf kam es Anfang der 1980er Jahre zu einer allmählichen Auflösung der bisher vom BAG errichteten Streikgrenzen, insbesondere der Warnstreiks, beweglichen Streiks sowie Solidaritätsstreiks und schließlich beim Flashmob im Jahre 2009. Insoweit spiegelte die Rechtsprechung eine offensive-re gewerkschaftliche Praxis wider. Allerdings reagierte der Gesetzgeber 2015 mit der Verabschiedung des Tarifeinheitsgesetzes auf diese Situation. Wie bei der Illegalisierung des Spontanstreiks galt es den Aktionsradius weniger kontrollierter Gewerkschaften zu beschränken. Hinzu kommt, dass die Gewerkschaften inzwischen ihren eigenen Spielraum durch die Duldung der Spaltung der Beschäftigten in Stamm- und Fremdbeschäftigte wieder selbst eingeschränkt hatten.

In einem langen und gut 60 Jahre währenden Prozess reagierte der Gesetzgeber nur verhalten und punktuell, umso mehr aber die Rechtsprechung auf die gewerkschaftliche Praxis. Die Gewerkschaften ihrerseits unterwarfen sich dem von der Rechtsprechung eingeschränkten Handlungsspielraum. Erst allmählich führte die Wiederentdeckung des Streiks auch zur Auflösung einiger

⁴ Vgl. G. Hautsch, K. Pickshaus, K. Priester, *Der Arbeitskampf um die 35-Stunden-Woche*, Frankfurt/M. 1984 („Soziale Bewegungen – Analyse und Dokumentation des IMSF“, H. 16).

⁵ „Kritische Justiz“ und „Demokratie und Recht“.

Positionen der herrschenden Jurisprudenz.⁶ Als Fazit ließe sich sagen: Ohne Rückbesinnung auf Praxis wurde und wird der von der Rechtsprechung verbliebene Handlungsspielraum weiter oder wieder eingeschränkt. Von Dauer ist in diesen Beziehungen nichts.

Ostdeutschland

Phase 1

Im Gegensatz zur Phase 1 während des so genannten „Wiederaufbaus“ und des Kalten Krieges in Westdeutschland waren die Streiks in der Phase der Transformation der DDR-Ökonomie vor allem Abwehrkämpfe und keine Offensivstreiks. Gleichzeitig fehlte den Belegschaften – bis auf wenige Ausnahmen – jegliche Kampferfahrung, auf die sie hätten zurückgreifen können. Die Gewerkschaften wurden nicht umgebaut oder ersetzt sondern gingen in den „Rechtsnachfolger“ westdeutsche Gewerkschaft auf. „Entsandte“ westdeutsche Gewerkschafter zeigten nach einer kurzen Phase der selbstorganisierten Orientierung den ostdeutschen Kollegen „wo es lang geht“. Die Rolle der Treuhänder zeigte zudem den Staat als direkten Agenten der Unternehmer und gleichzeitig führte die überwiegend paternalistische Einstellung der in den Osten gesandten West-Gewerkschafter dazu, dass aus Ansätzen von Arbeitskämpfen keine allgemeine Bewegung etwa für den Stopp der Deindustrialisierung des Ostens werden konnte.

Die spezifische Art der „Einhegung“ von Arbeitskämpfen und Arbeitskampfbereitschaft wich allerdings von der Phase 1 unter den westdeutschen Verhältnissen Anfang der 1950er Jahre dadurch ab, dass es nicht darum ging, bereits eingeleitete und überhand nehmende Massenstreiks zu bekämpfen, sondern eben darum, einem zu erwartenden Widerstand prophylaktisch zu begegnen. Hinzu kommt, dass die Deindustrialisierung selbst zum wesentlichen Angstfaktor bei der Verhinderung von Kampfbewusstsein der Arbeitnehmer wurde.

Bei der „Übernahme“ der ostdeutschen Gewerkschaftsstrukturen durch die DGB-Gewerkschaften spielten solche Fragen freilich keine Rolle. Die Organisation als solche wurde gefeiert. In ihrer Chronik über „Gewerkschaften und die deutsche Einheit“ stellt die Einzelgewerkschaft ver.di rückblickend zum Oktober 1990 fest: „Die Gewerkschaften sind gut aufgestellt für ihre Arbeit im vereinten Deutschland“⁷ und verweist dann auf die „hervorragenden Ergebnisse“ der Wahlen zu den Personalvertretungen auf dem Gebiet der DDR. Doch ziemlich ernüchternd stellte der damalige HBV-Vorsitzende Lorenz Schwegler auf dem außerordentlichen Kongress 1990 fest: „Die Aufbauarbeit in den Ländern jenseits der Elbe hat in Wirklichkeit keines der alten HBV-Probleme, übrigens

⁶ Beispiele sind die partielle Anerkennung von Solidaritätsstreiks und Warnstreiks durch das Bundesarbeitsgericht sowie die sog. Flash-Mob-Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts (im Einzelnen: Geffken, Kampf ums Recht, Hamburg 2016, S. 128 ff.)

⁷ www.verdi.de/ueber-uns/idee-tradition/gewerkschaften-und-die-deutsche-einheit

auch keines der alten DGB-Probleme gelöst... Wir haben die Frage noch nicht beantwortet, was denn über alle Einzelinitiativen ... hinaus die tragenden Säulen sind, die Gewerkschaften über ihre Eigenschaft, Schutz- und Widerstandsorganisation der abhängig Beschäftigten zu sein, zu einer politischen Bewegung machen.“⁸

Phase 2

Ein politischer Neuanfang wurde nicht gewagt. Vielmehr wurde eine Anpassung an den im Westen vorhandenen Kurs des sozialpartnerschaftlichen Konsenses vorgenommen. Die Mitwirkung von aus Westdeutschland entsandten Gewerkschaftssekretären führte zu einer „Einpassung“ der ostdeutschen Arbeitnehmerschaft in das in Westdeutschland bestehende Kräfteverhältnis, einschließlich der Übernahme des fragmentierten westdeutschen Arbeitsrechts und der dazugehörigen höchstrichterlichen Rechtsprechung. Erleichtert wurde dieser Prozess durch die – paradoxerweise – in beiden deutschen Staaten schon vor der Wende bestehende Rechtsgläubigkeit innerhalb der Arbeiterschaft. Kurios genug: Im Wahlkampf zur letzten DDR-Volkskammer spielte nicht nur die Chimäre vom westdeutschen Kündigungsschutz eine herausragende Rolle. Vielmehr gab es auch in Bezug auf die Rettung des DDR-Arbeitsrechts grundlegende politische Illusionen.⁹

Allerdings bestand auch damals das Arbeitsrecht vor allem aus dem Kollektiven Arbeitsrecht, also insbesondere den Tarifverträgen. Hier gab es vor allem unter ostdeutschen Gewerkschaftern die Hoffnung auf weitgehende Sicherung vorhandener Standards, später auch auf Angleichung an Weststandards durch dieses Instrument. Doch genau bei diesem Instrument setzten die Unternehmer an. Sie verfolgten dabei – anders als die Gewerkschaften – unverhohlen eine politische Strategie. Das kollektive Tarifvertragssystem *und* die Existenz der Gewerkschaften wurden ihnen zum unmittelbaren Angriffsziel.

Phase 3

Zunächst gelang es den Gewerkschaften in der Metallindustrie einen Stufenplan über eine Angleichung der Ostlöhne an die Westlöhne durchzusetzen. Dieser relative Erfolg dürfte jedenfalls auf das unmittelbar nach der Wende günstige Kräfteverhältnis und eine gewisse Stärke der Gewerkschaften – vor allem der IG Metall – zurückzuführen gewesen sein. Doch schon bald bliesen Bundesregierung und Arbeitgeber zum „rollback“. Plötzlich mutierten die neuen Bundesländer zum Exerzierfeld einer Destabilisierung des Tarifvertragssystems insgesamt und der Tarifautonomie. Gleichzeitig kam es im Zuge

⁸ Ausblick – Zeitschrift der Gewerkschaft HBV Nr. 11/1990, S. 7.

⁹ Dazu: Rolf Geffken, Deutsche Wiedervereinigung und Arbeit, in: Positionen sichern und Interessen wahren – Handbuch für die abhängig Beschäftigten in der DDR, Hrsg. AL-Fraktion beim Abgeordnetenhaus, Berlin 1990, S. 30 ff.

der Deindustrialisierung zu einem rapiden Verfall des Arbeitsmarktes.¹⁰ Innerhalb von 1,5 Jahren gingen bis Mitte 1992 mehr als eine halbe Mio. Arbeitsplätze verloren. Die Arbeitgeber nutzten die Chance und kündigten einen laufenden Tarifvertrag „fristlos“. Die Treuhand unterstützte das rechtswidrige Vorgehen der Arbeitgeber. Die IG Metall rief zu Warnstreiks auf, an denen sich fast 100 000 Arbeitnehmer in über 220 Betrieben beteiligten.¹¹

Es kam erstmals in Ostdeutschland zu Urabstimmungen und schließlich zu einem großen Arbeitskampf. Die „Frankfurter Rundschau“ sprach von einem „politischen Streik“, weil er geführt wurde für die „Einhaltung des politischen Angleichungsversprechens“.¹² Tatsächlich war es ein Streik, der um einen Grundpfeiler der Tarifautonomie geführt wurde, nämlich um den Erhalt rechtsgültiger Tarifverträge. Reinhard Bispinck resümierte später, der Arbeitskampf habe bestätigt, dass soziale Grundrechte immer wieder, notfalls auch kampfwise, gesichert werden müssten.¹³

Der relative Erfolg des Streiks war umso erstaunlicher, als es in ihm *auch* um die Herstellung von Glaubwürdigkeit seitens der Gewerkschaft ging, wurde doch die Gewerkschaft in Ostdeutschland immer noch eher als Service-Einrichtung denn als originäre Arbeitnehmerorganisation betrachtet.¹⁴ Zudem ging es um die Abwehr eines Angriffes auf die Gewerkschaften selbst, ähnlich dem Angriff der Arbeitgeber beim Streik der Hamburger Hafentarbeiter und Seeleute im Jahre 1896, der für die Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung eine herausragende Rolle spielt.¹⁵

Kein geringerer als der Arbeitsrechtler Kurt Biedenkopf konstatierte dies, als er feststellte: „Die Streikbereitschaft wächst mit dem Gefühl der Gefährdung ... der eigenen Organisation. Wenn die Leute das Gefühl gewinnen, dass die Organisation, die sie beschützt, kaputt gemacht werden soll, dann ist die Streikbereitschaft groß.“¹⁶

Phase 4

Während der Versuch, eine Zerstörung der Tarifautonomie in Ostdeutschland auf direktem Weg zu erreichen, gestoppt werden konnte, wirkte sich der auch

¹⁰ Vgl. Jörg Roesler, *Aufholen ohne einzuholen! Ostdeutschlands rastloser Wettlauf 1965-2015*, Berlin 2016, Kap. 7 und 8.

¹¹ Reinhard Bispinck, *Der Tarifkonflikt um den Stufenplan in der ostdeutschen Metallindustrie*, WSI-Mitteilungen Nr. 8/1993, S. 469 ff.

¹² *Frankfurter Rundschau* Nr. 101 v. 03.05.1993.

¹³ R. Bispinck, a.a.O., S. 481. Lothar Bentzel, *Der Streik der IG Metall zur Verteidigung des Stufenarbeitsvertrages in den neuen Bundesländern im Jahre 1993*, pdf.

¹⁴ Heering/Schroeder, *Ostdeutsche Arbeitsbeziehungen zwischen ökonomischer Transformationskrise, neuer arbeitsrechtlicher Normierung und alten Sozialbeziehungen*, in: *Arbeit* Nr. 4 (1993), S. 357 ff., 369.

¹⁵ Rolf Geffken, *Arbeit und Arbeitskampf im Hafen*, Bremen 2015, S. 16 ff.

¹⁶ *Der Spiegel* Nr. 15/1993 v. 12.04.1993.

Anfang der 1990er Jahre noch nicht gestoppte Prozess der Deindustrialisierung verheerend auf die Tariflandschaft Ostdeutschlands aus. 2015 waren nur noch 37 Prozent der Betriebe im Osten (gegenüber 51 Prozent im Westen)¹⁷ tarifgebunden und – schlimmer noch – auch 27 Jahre nach der „Wiedervereinigung“ blieb das Versprechen des Einigungsvertrages nach Schaffung eines einheitlichen Arbeitsgesetzbuches unerfüllt.

Fazit

Eine Dialektik von Streik, Recht und Gewerkschaften kann sich nur dann entfalten, wenn es überhaupt eine relevante Gewerkschaft in der Praxis gibt, also eine über eine längere Zeit anhaltende Bewegung in Richtung auf gewerkschaftliche Gegenmacht. Im Falle Ostdeutschlands wurden vorhandene Ansätze dazu durch die Politik der Deindustrialisierung und des gigantischen Arbeitsplatzabbaus konterkariert. Auf diese Weise wurde nicht kollektive Solidarität zu individuellen Erfahrung, sondern die staatlich organisierte Einübung in Arbeitsplatzangst wurde zur wichtigsten Erfahrung der einzelnen Beschäftigten.

Zwar haben auch westdeutsche Beschäftigte ähnliche Erfahrungen gemacht. Doch nur in Ostdeutschland war der sozialpolitische Absturz trotz aller Gegenwehr mit einem nachhaltigen Paradigmenwechsel verbunden. Zu Recht weisen Heering und Schroeder darauf hin, dass sich die ostdeutschen Betriebsleitungen im Zeitpunkt der Wende „mit Werktätigen konfrontiert (sahen), die arbeitsrechtlich eine starke Stellung inne hatten.“¹⁸ Das unterschied die Lage der ostdeutschen Arbeiter erheblich von derjenigen der westdeutschen. Allerdings war die Lage der ostdeutschen Arbeiter zu Beginn der Wende durchaus vergleichbar mit der Situation nach der Niederschlagung des Faschismus 1945 in Gesamtdeutschland. Die politischen Kräfteverhältnisse in diesen beiden Phasen des Umbruchs waren nämlich ganz andere als davor und auch danach. Es wird bisweilen gerne vergessen, dass das Arbeitsrecht, das den Außenstehenden (auch den Soziologen und Historikern) meist nur ein Achselzucken entlockt, seine Entstehung jeweils grundlegend veränderten Kräfteverhältnissen verdankt. So absurd es klingt: Es bedurfte in Deutschland einer Revolution, nämlich derjenigen von 1918, um den Unternehmern das Zugeständnis eines gesonderten Arbeitnehmerschutzrechts (Arbeitsrechts) zu entlocken.¹⁹

Eben deshalb sind wir heute weiter denn je von einem einheitlichen Arbeitsgesetzbuch entfernt. Es steht im Grundgesetz, ist aber nicht in die Wirklichkeit vorgedrungen. Eine der wesentlichen Ursachen dafür ist, dass der Aufbruch der ostdeutschen Arbeiterschaft nach 1990 und die Verteidigung dieses Aufbruchs in den Arbeitskämpfen von 1993 nicht von Bestand waren. Mehr noch: Das Arbeitsrecht wurde in Ostdeutschland in weiten Bereichen durch das Sozialrecht

¹⁷ Institut für Arbeitsmarkt und Berufsforschung (IAB), Aktuelle Daten und Indikatoren, 1.6.2016 – Tarifbindung der Beschäftigten: [http://doku.iab.de/aktuell/2016/Tarifbindung 2015.pdf](http://doku.iab.de/aktuell/2016/Tarifbindung%202015.pdf).

¹⁸ Heering/Schroeder, a.a.O., S. 360.

¹⁹ Rolf Geffken, Über den Umgang mit dem Arbeitsrecht, a.a.O., S. 22.

abgelöst. Das Sozialrecht seinerseits wurde der „siegreichen“ bürgerlichen Ökonomie zum Kainsmal einer scheinbar besiegten Arbeiterklasse. Aber auch dieses Sozialrecht durfte eine geschwächte Arbeiterklasse nicht dauerhaft in Sicherheit wiegen. So konstatiert das Kieler Institut für Weltwirtschaft in der Analyse „Der ostdeutsche Arbeitsmarkt“: „Kinder, die mit einem silbernen Löffel im Mund geboren werden, haben es schwer, autarke (!) Erwachsene zu werden. Wird eine problemlose Transformation zum freien Markt gewünscht, stellt sich heraus, dass die Silberlöffelmethode eher hinderlich statt förderlich ist.“²⁰

Deutlicher lässt sich die staatlich sanktionierte Verachtung einer jedenfalls zeitweise geschlagenen Arbeiterklasse nicht ausdrücken. Aber sie wird mit der Zunahme gewerkschaftlicher Praxis keinen Bestand haben.

Nachtrag

Der Beitrag sollte ursprünglich auf der Tagung „Ostwind“ in Berlin vom 23.06.2017 bis 24.06.2017 gehalten werden. Allerdings nahm diese Tagung einen derart ungewöhnlichen Verlauf, dass der Verfasser auf den geplanten Vortrag verzichtete und stattdessen einen freien Vortrag zum Thema „Was waren und was sind Betriebsräte?“ hielt. Warum?

Der Titel der Tagung knüpfte an den Namen der Zeitung der „Initiative ostdeutscher und Berliner Betriebsräte, Personalräte und Vertrauensleute“ an, die von Anfang 1992 bis Ende 1993 die ostdeutsche „Betriebsrätebewegung“ begleitete. Kennzeichnend für diese „Bewegung“ war die Fokussierung auf die nach der „Wende“ neu gewählten Betriebsräte, die in den ostdeutschen Betrieben die Interessenvertretung der Beschäftigten anstelle des FDGB übernahmen und diese durchaus deutlicher als die nunmehr „gesamtdeutschen“ Gewerkschaften vertraten.

Doch förderte die Tagung ein aus Sicht des Verfassers völlig inakzeptables Verständnis der Institution des Betriebsrates zu Tage. In zahlreichen Beiträgen wurde zugleich deutlich, dass die immerhin fast 40 Jahre langen Erfahrungen mit Betriebsräten in Westdeutschland (1952 bis 1992) völlig ausblendet und nahezu als nicht existent betrachtet wurden. Kritische Sichtweisen auf die Institution Betriebsräte, die politischen Intentionen der Regierung Adenauer im Jahre 1952 und die rechtliche Instrumentalisierung der Betriebsräte für eine Entpolitisierung der Gewerkschaften wurden in keiner Weise bedacht. Im Gegenteil: Die „bundesdeutschen Gewerkschaften“ wurden gar nicht in ihrer extrem widersprüchlichen Entwicklung betrachtet sondern in einem der Grundsatzpapiere quasi absolut gesetzt: „Die bundesdeutschen Gewerkschaften sind bekanntermaßen in einem und mit einem festen rechtlichen Regelwerk groß und stark geworden.“²¹ Welches feste (?) rechtliche (?) Regelwerk (?) war gemeint? Das „Arbeitsrecht“

²⁰ Merk/Snow, Der Ostdeutsche Arbeitsmarkt, www.ifw-kiel/forschung/wohlfahrt/der-ostdeutsche-arbeitsmarkt.

²¹ Renate Hürtgen, Gewerkschaften und betriebliche Interessenvertretung Anfang der 1990er Jahre im Osten (Manuskript), S. 5.

des personenrechtlichen Gemeinschaftsverhältnisses eines H. C. Nipperdey?²² „Fest“ kann es schon deswegen nicht gewesen sein, weil es bis heute (!) kein einheitliches Arbeitsgesetzbuch (übrigens im Gegensatz zur alten DDR) und vor allem stattdessen eine *neben* den Einzelgesetzen laufende „Rechtsfortbildung“ ohne demokratische Legitimation gibt. Und durch das „Regelwerk“ des Betriebsverfassungsgesetzes waren die bundesdeutschen Gewerkschaften ganz gewiss auch *nicht* „groß und stark“ geworden. Ziel des Gesetzes war nämlich anerkanntermaßen die Entfremdung von Gewerkschaften und Betriebsräten, ja die – bis heute sichtbare – Spaltung betrieblicher Organe von den „außerbetrieblichen“ Gewerkschaften. Eben *das* war der Grund für den bislang einzigen politischen Streik einer DGB-Gewerkschaft im Jahre 1952: Den so genannten „Zeitungsstreik“ gegen das Betriebsverfassungsgesetz durch die IG Druck- und Papier.

Nun sollte man eigentlich meinen, dass solche Hinweise unter Gewerkschaftern dankbar aufgenommen werden. Doch das Gegenteil war auf der Tagung der Fall: Als der Verfasser auf diesen Umstand hinwies, schlug ihm eine Welle der Entrüstung von zahlreichen Teilnehmern entgegen. „Was? Wie?“ Besonders auffällig war die Intervention des Rostocker DGB-Vorsitzenden aus der Wendezeit Reinhard Knisch, der ohne jegliche Nachfragen erklärte: „Ich denke, da müssen wir jetzt aber mal einen Fakten-Check machen, um *das* zu überprüfen. Am besten mal bei Google schauen!“ Er wollte es einfach nicht glauben ...

Andere wichen aus auf das Betriebsrätegesetz des Kontrollrats (um das es im Jahre 1952 gar nicht ging) oder auf das Betriebsrätegesetz von 1920, von dem sie glaubten, dies sei aus der „Rätebewegung“ hervorgegangen ...

Den Gipfel erklimmte allerdings eine IG-Metall-Sekretärin, die mit nicht zitierfähigen Worten die gesamten Thesen als nicht akzeptabel vom Tisch wischte ohne auf die dazugehörigen Fakten einzugehen.

Tatsächlich offenbarte die „Debatte“ spätestens hier, dass man sich ein „eigenes“ Bild davon gemacht hatte, was Betriebsräte seien und dass man unter allen Umständen dieses Bild bewahren wollte. Man verspürte wenig Neigung, dieses Bild zu hinterfragen, ja auch nur historische Fakten zur Kenntnis zu nehmen. Zugleich offenbarte dieses Selbstverständnis ungewollt auch den Kern jener „Betriebsrätebewegung“ aus den anfänglichen 1990er Jahren: Das Missverständnis, das Betriebsräte als solche überhaupt eine „Bewegung“ darstellen könnten.

Betriebsräte waren nie – auch nicht in Ostdeutschland 1992/1993 – Organisationen. Sie waren nie – und selbst wenn sie selbst noch so aktiv waren – eine wie immer geartete „Bewegung“. Betriebsräte waren und sind Organe außerhalb jeder Bewegung, vor allem der Gewerkschaftsbewegung. Sie standen und stehen auch außerhalb von Streiks, Demonstrationen oder Betriebsbesetzungen. Selbst *wenn* sie sich zum Fürsprecher der Agierenden machen, denn als Organe. Waren sie nur ganz selten Teil der Bewegung. Allenfalls als einzelne Betriebsrats-

²² Diese erstmals im Nazigesetz „Zur Ordnung der Nationalen Arbeit“ auftauchende Rechtsfigur übernahm Nipperdey in zahlreichen seiner Publikationen, aber auch in seiner Eigenschaft als Präsident des BAG.

mitglieder engagierten sie sich innerhalb einer Bewegung. Als Stellvertreter der Betroffenen können sie auch keinen „Kampf“ für die Vertretenen führen. Deshalb war und ist schon der Begriff „Betriebsrätebewegung“ ein Widerspruch in sich. Dass nach der Implosion des alten FDGB und dessen Übernahme durch die DGB-Gewerkschaften das Vertrauen der ostdeutschen Belegschaften in unabhängige Betriebsräte größer war als in Organisationen jeglicher Art, bleibt unbestritten. Dass aber gerade Betriebsräte aufgrund ihrer Struktur und ihrer Funktionsweise wenig geeignet waren, spontane Bewegungen in den Betrieben zu initiieren und zu fördern, dürfte auch klar sein. Tatsächlich standen am Ende der zahlreichen von Betriebsräten begleiteten Auseinandersetzungen maximal Sozialpläne, aber keine Betriebsbesetzungen oder ähnliches.

Erst recht kam es nie zu einer politischen Streikbewegung gegen die Treuhandanstalt und die für die brutale Deindustrialisierung allein verantwortliche Bundesregierung. Wenn es in der Nachkriegsgeschichte jemals eine Chance zu einer politischen Streikbewegung gab, dann genau in dieser Umbruchphase.

Dass es hierzu nicht kam, war nicht die „Schuld“ von Betriebsräten. Natürlich war es vor allem die Untätigkeit und das mangelnde politische Bewusstsein in den westdeutschen Gewerkschaften, die – neben der Überforderung der extrem unter Druck stehenden ostdeutschen Arbeiterschaft – für dieses Versagen verantwortlich waren. Andererseits aber war dieses Versagen kein ausreichender Rechtfertigungsgrund dafür, die Rolle von Betriebsräten zu überhöhen, ihre reine Stellvertreterrolle zu ignorieren und zudem noch deren Rolle in der bundesdeutschen Gewerkschaftsgeschichte zu idealisieren. So gesehen offenbarte die Tagung ein gewaltiges „gesamtdeutsches“ Defizit in der Aufarbeitung der gemeinsamen Geschichte der Betriebsräte und Gewerkschaften. Die Tagung und das in ihr gewissermaßen eingeschlossene Missverständnis einer „Betriebsrätebewegung“ offenbarten aber auch, dass die Dialektik von gewerkschaftlichem Kampf und Recht sich kaum entfalten kann, wenn unter „Kampf“ nur Stellvertreterpolitik verstanden wird. Doch ist auch *das* letztlich Ergebnis der Adaption des bundesdeutschen Rechtsverständnisses.

Was es mit dem Prostituierten auf sich hat und was das „Prostituiertenschutzgesetz“ schützt

1

Die folgenden Betrachtungen sind ein Versuch, eine Antwort auf die Frage zu finden, woher die Verbissenheit der bürgerlichen Staatsgewalt rührt, die Branche der sexuellen Dienstleistungen rechtlich aus den übrigen Gewerben auszugrenzen. Diese Frage stellt sich zumal, wenn sich die Staatsgewalt in einer Frau verkörpert. Und warum werden speziell die Akteurinnen der sexuellen Dienstleistungstätigkeit stigmatisiert und mit repressiven Maßnahmen an der Ausübung dieser Tätigkeit gehindert? Die Verbissenheit ist umso verwunderlicher, als heute zum einen per Gesetz offiziell klar gestellt ist, dass die sexuelle wie andere gewerbliche Dienstleistungen eine berufliche Tätigkeit ist, und zum anderen die Gesetzgebung mit dem Terminus „sexuelle Handlung“ offiziell zu einer neutralen und realistischen Sprachregelung in Bezug auf diese Tätigkeit gefunden hat. Sicherlich treten offensichtlicher als bei anderen Gewerben im Erscheinungsbild des sexuellen Dienstleistungsgewerbes ausbeuterische und kriminelle Machenschaften zutage, deren Leidtragende – ähnlich wie in anderen Gewerben – die tatsächlich tätigen Akteurinnen der Dienstleistung sind. Es wäre aber vorschnell anzunehmen, diese Machenschaften seien die genuine Begleiterscheinung der gewerblichen sexuellen Dienstleistungstätigkeit als solcher. Sie sind vielmehr zum einen als eine Folge der genannten staatsgewaltlichen Ausgrenzung und Repression zu verstehen und zum anderen dem sozialen Status geschuldet, der den Frauen seit langem gesellschaftlich zugewiesen ist und immer neu aufgezwungen wird: der Status der prokreativen Dienstbarkeit. Dieser Status manifestiert sich in der „patriarchalen Familie“, einer gesellschaftlichen Einrichtung, die aus der Erlangung einer politisch-ökonomischen Vormachtstellung auf Seiten der Männer erwachsen ist und die bis heute durch das vaterherrschaftliche Ritual der Ehe in Funktion gehalten wird. Ausgehend von diesen Vorüberlegungen werde ich die eingangs aufgeworfene Frage zu beantworten suchen.

2

Zum Auftakt dieses Versuchs wird der Blick auf den offiziellen politischen Sprachgebrauch gerichtet, der sowohl die Titulierung des Gesetzes als ein „Schutz“edikt als auch die Benennung des Schutzgegenstandes, die gewerblichen Sexdienstleisterinnen, als „Prostituierte“ betrifft. Wie in 6 und 7 gezeigt wird, dient das Gesetz nicht wirklich dem Schutz dieser Gewerbetreibenden. Es trägt vielmehr dazu bei, die soziale Misere, vor der es diese „Schutzbefohlenen“ des Vaters Staat angeblich bewahren möchte, allererst zu schaffen. Indem es eine außergewöhnlich repressive staatliche Gewaltausübung gegen-

über ihnen sanktioniert, verfestigt es offiziell aufs Neue deren soziale Stigmatisierung und wirtschaftliche Ausgrenzung. Die sprachlichen Täuschungen und das herrschaftliche Geheimnis um den tatsächlichen Adressaten der Schutzaktion, „die Familie“, werden in 3 bis 5 dargelegt.

3

Wie kommt es, dass ein normales wirtschaftliches Tauschgeschäft in der Branche der sexuellen Dienstleistungen überhaupt einer und noch dazu in der Gegenwart einer verstärkten Strategie staatlicher Repression ausgesetzt ist? War mit dem Prostitutionsgesetz von 2001 (ProstG) doch endlich das Stigma der Sittenwidrigkeit fallen gelassen worden; war die Ausübung der sexuellen Dienstleistung als Beruf und war die Forderung nach dem vereinbarten Entgelt als rechtswirksamer Anspruch anerkannt worden. Die sexuelle Dienstleistung war unter den Schutz des Artikels 12, Absatz 1 Grundgesetz (GG) gestellt worden. (v. Galen 2004, 12) „Damit ist“, wie Margarete v. Galen formuliert, „auch das legale Betreiben eines Bordells als berufliche Tätigkeit anzusehen und genießt ebenfalls den Schutz von Art. 12 Abs. 1 GG“ (ebd., 13). Intention des ProstG von 2001 war es auch, „sozialversicherungspflichtige [...] Beschäftigungsverhältnisse durch entsprechende Änderungen im Strafrecht in Artikel 2 ProstG“ zu schaffen und, insoweit die sexuelle Dienstleistung als abhängige Beschäftigung erbracht wird, – jedenfalls teilweise – einem normalen Arbeitsverhältnis gleich zu stellen. (Ebd., 11; vgl. 200ff.)

Die neuerlich in verstärkte Repression zurück gefallene Politik operiert mit dem modernen Terminus „Prostitution“, der in Deutschland noch nicht allzu lange in Gebrauch ist. Dieser Terminus, der so klassisch-römisch anmutet, ist allen historischen Befunden nach in jenen antiken römischen Zeiten nicht gebraucht worden. Er scheint im 19. Jahrhundert aus dem Französischen in den deutschen Sprachgebrauch übernommen worden zu sein. So ist dieser Begriff in der „Satzung der Internationalen Abolitionistischen Föderation“ von 1901 zu finden sowie auch in Lily Brauns – im gleichen Jahr veröffentlichten – berühmten Werk „Die Frauenfrage“ (Kretschmar 2014, 370ff.; Braun 1979, 555). Als „terminus technicus“ der staatlichen Herrschaftsgewalt scheint das Wort „Prostituierte“ erstmals unter dem politischen Regime des Nationalsozialismus verwendet worden zu sein und zwar in dem „Vertraulichen Runderlass des Reichsministers des Inneren vom 9. 9. 1939“. Dieser Erlass sah vor, „dass die Polizei ‚Maßnahmen zur Erfassung der Prostituierten zu treffen und deren öffentliche Beaufsichtigung durch die Gesundheitsbehörden sicherzustellen habe““ (Malkmus 2005, 57). Es ist zu ihren Gunsten anzunehmen, dass sich die Vertreter*innen der gesetzgebenden Gewalt im Deutschen Bundestag dieser Vorläufer nicht bewusst waren, als sie – bereits bei dem Gesetz von 2001 – fortführen, mit diesem Terminus zu operieren.

4

Fahren wir mit einer – nicht unnützen – Wortspielerei fort: Es gibt das Wort „Prostitution“ und das Wort (der/die) „Prostituierte“. Sie sind abgeleitet von

der Passivform des Verbs „prostituieren“ und besagen, dass jemand oder etwas prostituiert worden ist. In verständliches Deutsch übertragen, könnte gesagt werden, dass jemand „herabgewürdigt“ worden ist – und zwar von einer anderen Person, denn niemand kann sich selbst herabwürdigen. Deshalb ist, wenn von Frauen die Rede ist, die „sich prostituieren“ oder die „Prostitution treiben“, kein Faktum benannt, vielmehr eine Fiktion in Worte gefasst. In der Tat gibt es in der bürgerlichen Gesellschaft Frauen, die sexuelle Dienstleistungen käuflich anbieten und die tatsächlich unter Verwendung des Terminus Prostituierte von Staats wegen offiziell herabgewürdigt werden. Es kann daher gesagt werden, dass das Wort Prostitution eine durch staatliche Gewalt in Szene gesetzte Fiktion ist und dass das sprachliche Zeichen der Ausübung politischer Herrschaft dient. Mittels dieses Symbols wird eine Kategorisierung vor allem von Personen/Bürger*innen weiblichen Geschlechts vorgenommen und wird deren realem wie auch angedichtetem sexuellen Verhalten eine negative Wertung aufgeprägt. Auf diese Weise werden die betroffenen Personen gegenüber anderen realiter „herausgestellt“ oder „prostituirt“. Als uraltes fiktives Stigma für Anbieterinnen von sexuellen Dienstleistungen fungierte anscheinend schon im republikanischen Rom das dem deutschen „unehrenhaft“ entsprechende lateinische Wort. In der bürgerlichen Ära in Deutschland waren es vor allem die Worte „Unzucht treiben“ und „unzüchtig“, die in dieser Funktion dienten.

Die öffentlichen, geläufigen Redeweisen über die Person der Sexdienstleisterin zeichnen sich durch phantastische Verkehrungen der realen sozialen Interaktionen zwischen dieser und der männlichen Kundschaft aus. So sind seit langem Sprüche im Schwang wie die: diese Frauen „geben sich hin“ oder auch: sie „verkaufen sich“ bzw. „ihren Körper“. Danach gefragt, was bei der „entgeltlichen“ Erbringung sexueller Dienstleistungen in Wirklichkeit vor sich geht, geben die Gesetzestexte des ProstG von 2001 und des ProstSchG von 2017 die Auskunft, es handle sich dabei um „sexuelle Handlungen“. Eine Erläuterung des realen Sachverhalts, der mit diesen Worten bezeichnet ist, wird in den rechtlichen Kontexten nicht vorgenommen (vgl. v. Galen, a.a.O., 15; Malkmus, a.a.O., 73). Was den Begriff sexuelle Handlungen angeht, unternimmt das ProstSchG noch den Versuch einer Präzisierung. Danach ist die gemeinte sexuelle Handlung „eine [...] Handlung mindestens einer Person an oder vor mindestens einer anderen unmittelbar anwesenden Person“. Wenn mit diesem Präzisierungsversuch eine Spezifizierung des realen Sachverhalts beabsichtigt war, dann dürfte er als misslungen angesehen werden.

Der Begriff der sexuellen Handlung ist ein Wort, das auf eine soziale Realität Bezug nimmt, die sexuelle Interaktionen aller Art umfasst – seien sie „entgolten“ oder nicht, käuflich oder nicht, ehelich oder nicht. In dieser Realität besteht allerdings unter den Frauen eine Differenz in der Verfügung über ihr eigenes sexuelles und prokreatives Körpervermögen – je nachdem, ob sie eine Ehe eingehen oder nicht und statt dessen etwa oder auch zusätzlich sexuelle Dienstleistungen käuflich anbieten. Das fiktionale staatsgewaltliche Szenario der Prostitution verschleiert diesen Unterschied und stigmatisiert an dessen Stelle Letztgenannte, was eine Beeinträchtigung der Verfügung über ihr eige-

nes sexuelles Körpervermögen mit sich bringt. Verglichen mit der Frau, die sich mit der Ehe in akute prokreative Dienstbarkeit begibt, verfügt sie an sich frei über das eigene weibliche Sexual- bzw. Prokreationsvermögen. Dies dürfte der Stein des Anstoßes sein, der die Staatsgewalt zur Prostituirung der Frauen veranlasst, welche sexuelle Dienstleistungen gewerbsmäßig anbieten. Was diese Verfügung angeht, so agieren in der Branche der sexuellen Dienstleistungen die weiblichen Anbieterinnen auf „Augenhöhe“ mit den männlichen Nachfragern. Dabei nehmen die Frauen – ohne sich dessen in der Regel gewahr zu sein – ein Verhalten in Anspruch, das ansonsten das Privileg von Männern ist, gleichgültig ob bloß Mann oder Ehemann. Angesichts der herrschaftlichen Protektion der Familie und der öffentlichen Administration der Ehe durch den Staat liegt der Gedanke nahe, dass das staatsgewaltliche Regime der Prostitution sich einer Strategie verdankt, jener Einrichtung und Gepflogenheit mitsamt dem Status der prokreativen Dienstbarkeit der Frauen indirekt eine Stütze zu bieten.

5

Mit der in ihrer Frühzeit offensichtlichen Vaterrechtlichkeit – man denke an das römische Ritual der Brautübergabe und des „manus-Erwerbs“ vom Vater bzw. „Gewalthaber der Braut“ durch den Bräutigam bzw. durch dessen väterlichen Gewalthaber (Manthe 2000, 31) – scheint die Ehe heute nichts mehr zu tun zu haben. Doch der Schein trügt: sie ist ein vaterherrschaftlicher Ritus geblieben, der nunmehr von der Staatsgewalt in Obhut genommen ist und wie ehemals die prokreativen Interaktionen der männlichen und insbesondere der weiblichen gesellschaftlichen Akteur*innen im Visier hat. Diese selbst und der aus der ehelichen Verbindung hervorgehende Nachwuchs sind heute einem Reglement staatlicher Registrierung und sonstiger Verwaltung unterworfen. Mit der Ehe besteht auch die patriarchale Familie fort – freilich in einer modernen Ausgestaltung. Letztere ist wie ehemals als vaterherrschaftliche gesellschaftliche Einrichtung zu verstehen. Sie gründet in einer natürlichen sozialen Einheit, die aus einem weiblichen Individuum und dem von ihm geborenen Nachwuchs besteht.

Wann und wie es gekommen ist, dass diese Einheit von einem männlichen Sexualpartner der Frau dominiert wurde, ist eine noch offene historische Frage. Es könnte sein, dass diese Domination im Zug der Herausbildung von herrschaftlicher Kontrolle über ein Siedlungsgebiet (Okkupation) aufgekommen ist, dessen Bewohner sich die Dargebote ihrer natürlichen Umwelt (Habitat) in zunehmendem Umfang und mit zunehmender Intensität aneigneten (Ausbeutung). Durch die Domination wird die ursprüngliche soziale Einheit von Mutter und Kindern modifiziert: die sozialen Interaktionen zwischen den Generationen und zwischen den weiblichen und männlichen Sexualpartnern erfahren eine vaterherrschaftliche Hierarchisierung. Die bei ihrer Geburt autonomen Individuen werden gezwungen, sich an gesellschaftliche Verhältnisse anpassen zu lassen, die durch Über- und Unterordnung sowie durch Ausbeutung und Bereicherung geprägt sind, wobei Frauen und Kindern der Status der Unterordnung zufällt.

Bei der Ausübung der väterlichen Verfügungsgewalt über die Kinder hat heutzutage auch die Mutter ein gleiches Mitwirkungsrecht. Um den Bestand der Familie und die Erfüllung ihrer gesellschaftlichen Funktionen zu gewährleisten, steht ihren Angehörigen jetzt eine entsprechende staatliche Administration als Beistand zur Seite. Die Ausweitung des Rechts auf die Ausübung der väterlichen Gewalt, die heute „Sorge“ genannt wird, auf die Mutter – als solcher ein fragwürdiger Erwerb sozialer Herrschaftsbefugnis für diese – bedeutet noch lange nicht, dass es um die eheliche prokreative Interaktion von Frau und Mann in der gegenwärtigen Familie nicht mehr vaterherrschaftlich bestellt wäre. Gerade was diese Familie angeht, trägt der Schein einer geschichtsvergessenen Selbstverständlichkeit, dem die sozialen Interakteur*innen heute gemeinhin aufsitzen, nur allzu sehr. Wenn die Frauen ihren Verstand, den sie bei der Geburt mitgebracht haben, walten und zu Wort kommen lassen würden bzw. könnten, müssten sie sich sagen, dass sie weder des Ritus der Ehe noch der sozialen Konstrukte des Ehemannes und des Familienvaters bedürften, um Kinder zu haben und sie aufwachsen zu lassen. Eine Frau, die sich heute auf die überkommene familiäre Organisation einlässt, zollt der althergebrachten väterlichen Gewalt einen Tribut. Sie lässt sich auf mehr als nur eine sexuelle Bindung an eine Person mit anderen als den eigenen natürlichen Prokreationsfähigkeiten ein. Der Begriff der prokreativen Dienstbarkeit stellt die soziale Entgegensetzung der beiden Individuen unter den Bezeichnungen „Mann“ und „Frau“ heraus und hebt die spezielle hierarchische Positionierung hervor, in die die Frauen aufgrund ihrer besonderen Prokreationsfähigkeiten gesellschaftlich geraten sind. Es sind Fähigkeiten, die sie dem Mann zu dessen eigener herrschaftlichen Nutzung überlassen. In dem obwaltenden familialen Über- und Unterordnungsverhältnis ist den weiblichen Individuen die Position der Unterordnung zugewiesen. Dieses hierarchische Verhältnis der prokreativen Interaktion zwischen Frauen und Männern hat eine faktische und eine fiktive Dimension. Was die faktische Seite angeht, sind die Frauen gezwungen, die Verfügung über ihr natürliches Prokreationsvermögen aus der Hand zu geben. Sie sind gehalten, einer anderen Person wenn nicht ein Vorrecht in der Verfügung, so doch eine Mitverfügung über dieses eigentümliche Potential ihres Körpers zu gewähren – ganz zu schweigen von der väterlichen Gewalt über ihren Nachwuchs an menschlichen Lebewesen. Deren Hervorbringung ist einzig und allein ihre Leistung als autonomes menschliches Lebewesen und gesellschaftliches Individuum, das mit der unveräußerlichen natürlichen Gabe ausgestattet ist, zu gebären.

Und wohlgemerkt: Um diese Gabe als natürliches Vermögen gesellschaftlich zu aktivieren, bedarf es keiner „Empfängnis“, keiner „Befruchtung“, und schon gar keiner „Zeugung“ – allesamt Worte, in denen sich androkratische Fiktionen verbergen. Die der Frau herrschaftlich zugemutete prokreative Dienstbarkeit, die einer Preisgabe ihrer selbst als eigenständiges und selbstbewusstes menschliches Individuum gleich kommt, hat ein Spiegelbild auf Seiten des Mannes. Hier tritt gleichsam als fiktive Wiedergeburt in Erscheinung, was auf Seiten der Frau zum Verschwinden gebracht wurde, eine Potenz des männlichen Körpers, die vorgibt, aus eigenem – so zu sagen aus sich heraus – Nachwuchs zu generie-

ren. Dieser androzentrisch-vaterherrschafliche Mythos verfängt nicht, wenn Frauen männlichen Kunden sexuelle Dienstleistungen käuflich zur Verfügung stellen. Die Ehe ist auch heute noch in der eben beschriebenen Weise beschaffen. Sie stellt ein Reglement prokreativer Unterordnung der Frau und ihres Nachwuchses unter den Mann und Vater dar, ein Reglement, das mit dem der ökonomischen Vormachtstellung der Männer in der Gesellschaft gepaart ist. Hinzu kommt, dass – wie oben angesprochen – auch die Staatsgewalt darauf angewiesen ist, dass die Ehe als Institution fortbesteht, damit sie über einen Nachwuchs an Bürgern verfügt, die die Ihren sind. In diese Perspektive gestellt, wird das politische Szenario der Prostituirung der Frauen in der Branche der sexuellen Dienstleistungen nicht falsch gedeutet sein, wenn es als Strategie verstanden wird, die ein Feindbild schafft und einen gesellschaftlichen Gegensatz unter den Frauen bewirkt, um insgesamt deren gesellschaftlichen Status der prokreativen Dienstbarkeit sicher zu stellen.

6

Der Exekutive oder ausführenden Gewalt des Trios der bürgerlichen Staatsgewalten fällt unter anderem die Aufgabe zu, die Staatsbürger*innen und übrigen Bewohner*innen des Staatsgebietes zu verwalten, d. h. im wesentlichen zu registrieren und hinsichtlich der Befolgung der ihnen auferlegten herrschaftlichen Verpflichtungen zu überwachen. Vereinfachend dargestellt, kann gesagt werden, dass Registration und Überwachung vor allem vor Ort, wo die Einwohner leben, in den Kommunen stattfinden. Hier operieren die lokalen Ämter in den städtischen und anderen kommunalen Verwaltungen: Einwohnermeldeämter, Jugendämter, Gewerbeämter, Gesundheitsämter, Polizei etc. Diese Ämter sind nicht erst dem ProstSchG von 2017 zufolge auch für die Registrierung, Überwachung und Kontrolle der gewerblich im sexuellen Dienstleistungssektor tätigen Bürger*innen zuständig. Das diesbezügliche Schema der Verwaltungszuständigkeiten lässt sich bereits in der Gesetzgebung des Allgemeinen Preußischen Landrechts (ALR) von 1794 beobachten (vgl. Malkmus, a.a.O., 18f).

Schon auf den ersten Blick verrät das ProstSchG von 2017 der Betrachter*in ein Bestreben nach Repression, die auf die Diskriminierung des gesamten Gewerbebezweiges hin angelegt ist. Und es suggeriert zudem in den „Begriffsbestimmungen“ in Abschnitt 1, über die „Prostituierte“, über „die Ausübung der Prostitution“ und „das Prostitutionsgewerbe“ genau Bescheid zu wissen. Sowohl die „Prostituierte“, sprich Sexdienstleisterin oder Sexdienstanbieterin, als auch der „Betreiber“, sprich Betriebsstättenleiter*in im Sektor sexuelles Dienstleistungsgewerbe, sind (nach Maßgabe der Abschnitte 2 und 3 des ProstSchG von 2017) einer Vielzahl von Verpflichtungen unterworfen, mittels deren ihre Tätigkeiten aus der übrigen gewerblichen Wirtschaft ausgegrenzt werden und infolge deren ihnen ein Status zugewiesen ist, in dem ihnen die Regularitäten staatlicher gewerblicher Administration vorenthalten sind. Um einige der repressiven Gesetzesvorgaben zum Verständnis anzuführen: Sexdienstleisterinnen haben „persönlich“ einer „Anmeldepflicht“ bei der „Behörde“ nachzukommen, wobei sie zahlreiche „erforderliche Angaben und Nachweise“ zu erbringen haben (§§ 3,

4). „Bei der Anmeldung ist ein Informations- und Beratungsgespräch zu führen“, wofür ein inhaltlicher Leitfaden vorgegeben ist und zu dem Dritte mit Zustimmung der einen wie der anderen Seite hinzu gezogen werden können (§§ 7, 8, 9). Die Sexdienstleisterinnen haben „bei der Ausübung der Tätigkeit die Anmeldebescheinigung oder die Aliasbescheinigung mitzuführen“ (§§ 5, 6). Sie haben „eine[r] Verpflichtung zur gesundheitlichen Beratung durch eine für den Öffentlichen Gesundheitsdienst zuständige Behörde“ nachzukommen und die „Bescheinigung“ darüber ebenfalls „bei der Ausübung der Tätigkeit“ dabei zu haben (§ 10). Die für die Führung eines wirtschaftlichen Betriebs in der sexuellen Dienstleistungsbranche gleichfalls erforderliche „Erlaubnispflicht“ ist mit der Vorlage eines „bestimmten Betriebskonzepts“ verknüpft, wobei die Bedeutung des Wortes „bestimmt“ völlig im Ungewissen belassen ist (§ 12, 16). „Die Erlaubnis ist bei der zuständigen Behörde zu beantragen“, wobei im Fall „einer natürlichen Person Name, Geburtsdatum und Anschrift derjenigen Person, für die die Erlaubnis beantragt wird, bei einer juristischen Person oder Personenvereinigung deren Firma, Anschrift, Nummer des Registerblattes im Handelsregister sowie deren Sitz“ „beizufügen“ sind. Sie „kann befristet werden“ oder auch „versagt“, und von „der zuständigen Behörde“ kann die „Zuverlässigkeit einer [antragstellenden] Person“ überprüft werden („Zuverlässigkeitsprüfung“) (§§ 12, 14, 15). Dazu kommt eine Flut weiterer Pflichten bis hin zur Verpflichtung in Abschnitt 6, „Kundinnen und Kunden von Prostituierten sowie Prostituierte“ auf die „Kondompflicht“ hinzuweisen (§ 32). Das ProstSchG von 2017 geht in seinem Repressionsbestreben so weit, in Abschnitt 5 eine „Überwachung des Prostitutionsgewerbes“ vorzuschreiben, die unter Fingierung „dringender Gefahren für die öffentliche Sicherheit und Ordnung“ nicht nur implizit, sondern sogar auch offen in grundgesetzlich verbrieftes Recht eingreift.“ Zur Verhütung“ eben jenes Unheils „können Grundstücke, Geschäftsräume und die für sexuelle Dienstleistungen genutzten Räume auch außerhalb der [...] üblichen Geschäftszeiten betreten werden. Dies gilt auch dann, wenn sie zu Wohnzwecken dienen. Die betroffene Person oder Dritte, die Hausrecht an den jeweiligen Räumen haben, haben die Maßnahme [...] zu dulden; das Grundrecht auf Unverletzlichkeit der Wohnung [...] wird insoweit eingeschränkt“ (§ 29). Es versteht sich beinahe von selbst, dass eine Ahndung „ordnungswidrigen“ Verhaltens vorgesehen ist. Hierzu wird die stattliche Zahl von 14 „Bußgeldvorschriften“ erlassen und werden „Bußgelder“ festgelegt, die – man lese und staune – nicht unter „tausend Euro“ liegen und auf „bis zu fünfzigtausend Euro“ steigen können (§ 33).

7

Bei der Suche nach dem aktuellen Anlass für den Erlass des ProstSchG von 2017 wird man leicht fündig. Die Bundesrepublik Deutschland ist wie andere europäische und sonstige Länder ein Einwanderungsland. Viele unter den in der sexuellen Dienstleistungsbranche tätigen Frauen sind Migrantinnen aus europäischen und anderen Staaten. Es ist bekannt, dass die menschliche Spezies gern wandert, aber auch, dass das Wandern menschlicher Individuen

heutzutage seinen Antrieb eher in existentiellen Notlagen hat. Um diese Wandernormalitäten zu regeln, wäre ein Einwanderungsgesetz von Nöten. Alle diejenigen, die – mit der Ausübung politischer Gewalt in Legislative und Exekutive betraut – beim Zustandekommen des ProstSchG von 2017 mitgeholfen haben, scheinen statt dessen auf die „Eindämmung“ der Migration gesetzt zu haben. Bei der Exekution einer Politik der Eindämmung kann ein fiktives Feindbild wie das der „Prostitution“ und der „Prostituierten“ frei nach dem Motto: „migrierende Sexdienstleisterinnen halten deutsche Männer vom Zeugen ab“ für populistische Propaganda gebraucht werden, und zugleich kann mit dem Phantasma vom „Aussterben der deutschen Nation“ eine Familienpolitik nach dem hergebrachten – in den letzten Jahrzehnten allerdings repromedizinisch aufgerüsteten – Muster der patriarchalen Dienstbarkeit der Frau weiter betrieben werden.

Literatur

- Braun, Lily: Die Frauenfrage. Ihre geschichtliche Entwicklung und ihre wirtschaftliche Seite, Berlin, Bonn 1979 (Nachdruck d. 1901 im Verl. Hirzel, Leipzig, erschienen 1. Aufl.)
- v. Galen, Margarete: Rechtsfragen der Prostitution. Das Prostitutionsgesetz und seine Auswirkungen, Berlin 2004
- Kretschmar, Bettina: „Gleiche Moral und gleiches Recht für Mann und Frau“, Sulzbach/Taunus 2014
- Malkmus, Katrin: Prostitution in Recht und Gesellschaft, Frankfurt/M. etc. 2005
- Manthe, Ulrich: Geschichte des Römischen Rechts, München, 2000
- Gesetz zur Regulierung des Prostitutionsgewerbes sowie zum Schutz von in der Prostitution tätigen Personen (Prostituiertenschutzgesetz – ProstSchG). Vom 21. Oktober 2016. Bundesgesetzblatt Jhrg. 2016 Teil I. Nr. 50, 2372ff. (Inkrafttreten 21. Juli 2017)

Kritik des „Mythos Sexarbeit“

Anmerkungen zum gleichnamigen Buch von Katharina Sass u.a.¹

1. Die abolitionistische Position

Der linke Mainstream in Deutschland scheint immer noch der Meinung zu sein, dass Prostitution eine „normale“ Erwerbsarbeit ist oder es doch werden sollte, Prostitution Ausdruck „selbstbestimmter Sexualität“ sei und Prostituierte ihre „Dienste“ freiwillig anbieten. Bei dieser Sichtweise fällt zunächst auf, dass die so genannten „Freier“ und ihr Handeln gar nicht in den Blick geraten, so als gäbe es sie überhaupt nicht. Der Fokus liegt ausschließlich auf den sich prostituierenden Frauen, deren soziale und gesundheitliche Situation man zwar verbessern will, ohne allerdings zu fragen, ob Prostitution nicht grundsätzlich mit Menschenwürde unvereinbar ist und deshalb abgeschafft werden muss.

Inzwischen wächst aber innerhalb der deutschen Linken eine Strömung, die diese Frage stellt und sie auch unmissverständlich beantwortet.

Zu ihr gehört Katharina Sass, Herausgeberin von „Mythos Sexarbeit“. Gemeinsam mit anderen Autorinnen (und gelegentlich auch Autoren) trägt sie Argumente für „den abolitionistischen Standpunkt“ (10) vor, also für die Position, die Prostitution nicht nur „reformieren“, sondern abschaffen will. In ihrem Einleitungsbeitrag gibt Sass einen Überblick über unterschiedliche Verständnisse von Prostitution (ein radikal sozialistisch-feministisches, ein konservatives und ein liberales Verständnis), skizziert das „schwedische“ bzw. „nordische Modell“, das „Freier“ unter Strafe stellt, aber Prostituierte als Opfer patriarchaler Gewaltverhältnisse anerkennt, die gesellschaftlicher Solidarität und Unterstützung bedürfen, um aus ihrer elenden Situation herauszukommen. Es geht also nicht nur um die – allerdings notwendige – Pönalisierung der „Freier“ als Akteure und Profiteure sexueller Unterdrückung und Ausbeutung, sondern ausdrücklich auch, wie Sass schreibt, um soziale und rechtliche Sicherheit der Prostituierten: „All diese Maßnahmen zusammengenommen stellen das abolitionistische Politikpaket dar.“ (15) In ihren Beitrag werden längere Auszüge aus dem norwegischen Evaluationsbericht 2014 über die Entwicklung der Prostitution nach Einführung des neuen Gesetzes eingebunden. Dieser Bericht ist durchaus nicht euphorisch, zieht aber die Schlussfolgerung, dass das Sexkaufgesetz immerhin „zu weniger Prostitution, weniger Prostituierten, weniger Hintermännern, einem verringerten Angebot und einer verringerten Nachfrage beigetragen hat“ (25). Allein das ist zwar nur ein bescheidener, aber doch beachtlicher Fortschritt.

¹ Katharina Sass (Hg.), Mythos „Sexarbeit“. Argumente gegen Prostitution und Sexkauf, Köln 2017 (PapyRossa).

In einem zweiten Beitrag befasst sich die Herausgeberin mit einem Thema, das bei der Diskussion über Prostitution bezeichnenderweise wenig Beachtung findet. Es geht hier nämlich um die Motive der Täter, also um die Männer, die Prostituierte kaufen. Sass zitiert nicht nur wörtliche Äußerungen, die an Widerwärtigkeit und Brutalität nicht zu überbieten sind, sondern stellt, gestützt auf entsprechende Literatur, auch empirische Befunde vor. So fallen „Sexkäufer“ durch ausgeprägt aggressive Einstellungen zu Frauen auf („hostile masculinity“). Sie nehmen Prostituierte nicht als Menschen, sondern nur als Objekte schrankenloser Verfügungsgewalt wahr und betrachten ihr eigenes Handeln als gesellschaftlich akzeptiertes unbedenkliches Konsumverhalten (48). In diesem Zusammenhang setzt sie sich auch mit Udo Gerheim, einem der wenigen empirisch forschenden deutschen Autoren, auseinander, der zwar gelegentlich „patriarchale Frauenverachtung“ von „Freiern“ einräumt, aber trotzdem dazu neigt, deren Motive und Verhaltensweisen zu verharmlosen, indem er ihnen Verständnis entgegenbringt. Zu Recht kritisiert Sass, dass Gerheim sexuelle Gewalttätigkeit der „Freier“ hinter der beschönigenden und relativierenden Behauptung verschwinden lasse, dass Sexkäufer mit Prostituierten nicht immer „respektlos, entwürdigend, grob oder unhöflich“ (56) umgingen. Es sei deshalb kaum verwunderlich, dass Gerheim Prostitution nicht prinzipiell als Ausbeutung und Gewalt verurteile, sondern letztlich sogar zu ihrer Legitimierung beitrage (57).

2. Prostitution und Traumata

Wie die an ihnen verübte Gewalt von den Betroffenen erfahren und erlitten wird, beschreibt die Psychotherapeutin Ingeborg Kraus, die seit mehreren Jahren auch häufig Prostituierte behandelt, in ihrem Beitrag „Trauma als Voraussetzung und Folge von Prostitution“. Sie entlarvt die Unterscheidung zwischen angeblich „schlechter“ und „guter Prostitution“ als Fiktion eines Denkens, das, ob es das will oder nicht, der Beibehaltung von Prostitution das Wort redet. Aus ihrer Praxis weiß sie nämlich, dass auch so genannte „freiwillige Prostituierte“ sehr oft schon während ihrer Kindheit und Jugend Opfer sexueller Gewalt geworden sind, eine Feststellung, die durch zahlreiche Untersuchungen wie zum Beispiel des Ministeriums für Familie 2004 und andere Erhebungen bestätigt wird. Nach einem kritischen Rekurs auf Sigmund Freud, der seine ursprüngliche Erkenntnis, dass „Hysterie“ auf sexuelle Gewalterfahrung zurückgeht, später absurderweise in den weiblichen Wunsch nach Vergewaltigung umgedeutet habe (64 f.), arbeitet Kraus die wesentlichen Aspekte von Traumastörungen heraus und bezieht sie auf ihre eigene therapeutische Arbeit. Verinnerlichung der Stereotype der männlichen Täter („Täterintrojekte“), die Illusion der Kontrolle über die erlebte Situation extremer Hilflosigkeit („Reinszenierung“), die psychische Abspaltung von Scham, Ekel und Selbstverachtung („Dissoziation“) und die Gefahr, dass sich sexuelle Gewalterfahrung jederzeit und ohne seelische Abwehrmöglichkeit wiederholen kann („traumatisiertes Gedächtnis“), kennzeichnen wesentliche Aspekte der therapeutischen Arbeit von Kraus. Wie fließend der Übergang zwischen „guter“

und „schlechter Prostitution“ in Deutschland ist, macht sie am Schluss ihres Beitrags an mehreren Beispielen deutlich. So wirbt ein offizieller Tourismusführer von München für mindestens fünf Bordelle (82).

3. Umriss einer weltweiten Bewegung

Welche Bewegungen und Organisationen sich international für Abschaffung der Prostitution engagieren, erfährt man in dem informativen Artikel von Manuela Schon (87-104). Sie zeigt, dass – im Unterschied zu Deutschland – in vielen Ländern gerade linke politische Akteure, darunter auch Gewerkschaften, zu den Vorkämpfern des Abolitionismus gehören. Und wer weiß hierzu schon, dass das „schwedische Modell“ inzwischen unter anderem auch in Frankreich übernommen wurde, wo zahlreiche Abgeordnete der Sozialistischen Partei und die Fraktion der linken „Front de gauche“ 2016 (jetzt „La France insoumise“ und Kommunistische Partei) ein entsprechendes Gesetz verabschiedeten, das die Autorin „in Bezug auf Sprache und beschlossene Maßnahmen als vorbildlich“ (99) bezeichnet. Angesichts der weltweiten abolitionistischen Bewegungen, die in ihrem Kampf gegen Menschenhandel, Ausbeutung und Gewalt an Prostituierten antikapitalistische, feministische und antirassistische Ziele mit einander verbinden, müsse sich, so Manuela Schon, die politische Linke in Deutschland fragen, ob sie auf der Seite der „Ausbeuter oder der Unterdrückten“ (104) stehen wolle. Marie Merklinger hat in ihrem „Erfahrungsbericht einer Prostitutionsüberlebenden“ (105-110) diese Frage eindeutig beantwortet, indem sie sich nach schrecklichen Erlebnissen aus der Prostitution löste und seitdem für deren Abschaffung einsetzt.

3. Eine Auseinandersetzung innerhalb der deutschen Linken

Der dokumentarische Teil des Buches (111-159) enthält zunächst eine Kontroverse zwischen den UnterzeichnerInnen des Aufrufs „Linke für eine Welt ohne Prostitution“ (den mann/frau im Internet mit unterzeichnen kann) und der Stellungnahme einer Gruppe von Bundestagsabgeordneten und anderen FunktionsträgerInnen der Partei „Die Linke“, die sich unter dem Titel „Gegen Kapitalismus und Patriarchat – Für sexuelle Selbstbestimmung!“ (im Folgenden M. Birkwald u.a.) gegen den „Aufruf“ wendet. Auf diese Stellungnahme antworten Ingrid Aigner, Katharina Sass, Paul Oehlke u.a. wiederum mit einer Kritik an „12 Mythen über Prostitution und Sexkaufverbot“ (118-134). Es handelt sich um eine in allen Punkten überzeugende Argumentation gegen die BefürworterInnen von Prostitution als „Sexarbeit“ und „selbstbestimmte Sexualität“. Welches sind einige der Hauptpunkte? Die These von M. Birkwald u.a., dass es eine Welt ohne Prostitution nicht geben könne und es diese schon immer gegeben habe, widerlegen Ingrid Aigner u.a., indem sie einerseits auf die reale Existenz des „schwedischen Modells“ verweisen und andererseits betonen, dass die normative politische und rechtliche Ächtung bestimmter Verbrechen nicht automatisch deren Verschwinden bedeute. Dennoch komme niemand auf die Idee, die rechtliche Ahndung von Mord und Vergewaltigung

deshalb aufzugeben, weil zukünftig zweifellos leider wieder Fälle von Mord und Vergewaltigung vorkommen werden. Die entscheidende Frage ist also, ob man Prostitution, ihre Ursachen, Täter und Komplizen als gesellschaftliches Gewaltverhältnis bekämpft, um sie zu überwinden, und nicht, ob sie schlagartig über Nacht vollständig verschwindet. Die Einwände von Ingrid Aigner u.a. kann man weiterhin durch die Feststellung unterbauen, dass Patriarchat und mithin Prostitution durchaus nicht vom Anfang menschlicher Vergesellschaftung an existierten, was schon bei Friedrich Engels in „Ursprung der Familie...“ nachzulesen ist. Außerdem wäre es doch interessant, von M. Birkwald u.a. zu erfahren, ob sie als Sozialisten der Meinung sind, dass ebenso wie angeblich Prostitution auch Kapitalismus niemals aus der Welt geschafft werden könne. Gegen die Auffassung, Prostitution müsse als „normale“ Erwerbsarbeit anerkannt werden, führen Ingrid Aigner u.a. bedrückende Belege für hemmungslose Gewalt und Ausbeutung im Prostitutionsmilieu an, die das Attribut „normal“ in diesem Zusammenhang als zynische Rechtfertigung erscheinen lässt. Auch hier wäre die Frage hinzu zu fügen, warum diejenigen, die so denken wie M. Birkwald u.a. nicht konsequenterweise auch gleich mitfordern, Prostitution als regulären Ausbildungsberuf einzuführen. Dass es bei Prostitution um alles andere geht als „sexuelle Freiheit und Selbstbestimmung“, begründen Ingrid Aigner u.a. einleuchtend sowohl mit einer extrem frauenfeindlichen, verdinglichten und aggressiven Einstellung der „Freier“ als auch damit, dass Prostituierte, wenn sie sich verkaufen (müssen), keine Lust empfinden, sich vor den „Freiern“ eckeln, Angst vor ihnen haben und die von ihnen geforderten Sexualpraktiken möglichst abkürzen (127). Diese Argumentation lässt sich durch den Hinweis ergänzen, dass die Annahme, „selbstbestimmter Sexualität“ von Prostituierten auf einem durch und durch liberalen bürgerlichen Freiheitsbegriff beruht, der von den konkreten gesellschaftlichen Bedingungen individuellen Handelns vollständig abstrahiert.

4. Aktivitäten für eine Welt ohne Prostitution

An die Kritik an den linken FürsprecherInnen der Prostitution schließen sich konkrete Überlegungen der Initiative „Linke für eine Welt ohne Prostitution“ zum neuen Prostitutionsgesetz von 2016 an, die auf die gravierenden Mängel dieses Gesetzes aufmerksam machen, aber auch daran erinnern, dass die Bundestagsfraktion der Linken – im Gegensatz zu ihren parlamentarischen KollegInnen in Schweden, Norwegen und Frankreich – durch ihre grundsätzliche Legitimierung von Prostitution den fatalen gesetzlichen Status quo mit zu verantworten hat.

Das Buch schließt mit zwei Dokumenten ab. Es handelt es sich erstens um den französischen Aufruf von Männern gegen Prostitution (2011), der Prostitution als einen zur Gleichheit der Geschlechter in eklatantem Widerspruch stehenden „Markt des Elends“ bezeichnet, und zweitens um den beeindruckenden Brief der ehemaligen Prostituierten Huschke Mau an die linke Jugendorganisation „solid“ (150-159), die 2016 auf ihrem Bundeskongress offensichtlich mehrheitlich einem Antrag zustimmte, der ebenfalls von der Ideo-

logie „selbstbestimmter Sexualität“ von Prostituierten (und „Freiern“) beherrscht zu sein scheint. Daran lassen zumindest die Argumente und Einwände von Huschke Mau keinen Zweifel. Wenn es einerseits deprimierend ist, dass sich linke Jugendorganisationen überhaupt zur Bejahung von „Sexarbeit“ hergeben, so ist es andererseits bewundernswert, dass sich Huschke Mau dadurch nicht entmutigen lässt, sondern – trotz der traurigen Thematik schlagfertig und witzig – versucht, die Adressaten des Briefes für eine Änderung ihrer bisherigen Haltung zu sensibilisieren. So möchte sie, um die Widersprüchlichkeit der Befürwortung von Prostitution zu verdeutlichen, wissen, warum, wenn „solid“ für eine Entkriminalisierung der „Freier“ eintrete, diese Entkriminalisierung nicht auch für männliche „häusliche Gewalt“ fordere.

Mit „Mythos Sexarbeit“ haben Katharina Sass und ihre MitautorInnen einen der bisher wichtigsten deutschen Beiträge zur prinzipiellen Kritik an der Prostitution, ihren Ursachen, Folgen, Tätern und Profiteuren geleistet, der vor allem auch an Akteure und SympathisantInnen der Linken die Botschaft richtet, Prostitution nicht durch „progressiven Neoliberalismus“ (Nancy Fraser) zu verklären und zu rechtfertigen, sondern praktisch abzuschaffen. Dem Papy-Rossa Verlag sei ausdrücklich gedankt, dieses für die deutsche Linke (und darüber hinaus) notwendige Buch veröffentlicht zu haben.

 <p>FORUM Wissenschaft</p> <p>Gewaltverhältnisse Eine geschlechterpolitische Bestandsaufnahme</p> <ul style="list-style-type: none">• Studiengebühren: Neurs aus Ba-Wü• Linkspopulismus: Teil des Problems?• Beschwerdeformat -Leitkultur <p>bdwi</p>	<p>Forum Wissenschaft 3/2017</p> <h2>Gewaltverhältnisse</h2> <p>Eine geschlechterpolitische Bestandsaufnahme</p> <ul style="list-style-type: none">◆ Andrea Amri-Henkel: Unsichtbare Gewalt◆ Gert Krell: Männer & Frauen – Krieg & Frieden◆ Mirjana Mitrovic: Mörderischer Machismo und medialer Widerstand◆ Margarete Tjaden-Steinhauer: Männliche Dominanzgesellschaft <p>Einzelheft: 8 € · Jahresabo: 28 € www.bdwi.de · service@bdwi.de · Tel.: (06421) 21395</p>
--	--

Werner Goldschmidt

Große Transformation und/oder Große Erzählung

Varianten des ‚Postkapitalismus‘ – Literaturbericht, Teil V*

Der vorliegende Abschlussbeitrag setzt Teil IV des Literaturberichts über „Varianten des Postkapitalismus“ fort, der sich bereits mit dem Konzept der „Großen Transformation“ und „Großen Erzählungen“ kritisch auseinandergesetzt hatte; jetzt geht es in einem dritten Abschnitt zu diesem Thema um „Realutopien“, wie sie exemplarisch von Dieter Klein und Eric Olin Wright vertreten werden, und um eine vorläufige Gesamtbewertung der Transformationskonzepte.

III. Realutopien

Sozial-politische Einstiegsprojekte (Dieter Klein)¹

„Kleine Alternativen werden die Welt nicht verändern
- aber ohne kleine Alternativen wird sich die Welt nicht
ändern und es wird keine große Alternative geben.“

Lutz Brangsch²

„... Einstiegsprojekte versprechen Erfolg, ..., wenn sie ungelöste Widersprüche und Probleme zum Ausdruck bringen, die die Interessen wichtiger sozialer Gruppen und Akteure stark betreffen. Sie können sich als Beginn wesentlicher Veränderungsprozesse erweisen, wenn sie für diese Kräfte in absehbaren Zeiträumen positive Veränderungen versprechen, wenn sie also machbar sind und deshalb mobilisierend wirken. Eine Transformationswirkung können sie dann entfalten, wenn ihre Realisierung an weitere emanzipatorische Schritte heranzuführt.“³ Klein listet eine relativ große Zahl von Einzelmaßnahmen auf, die den „vier U“ (Gerechte Umverteilung, Sozial-ökologischer Umbau, Demokratische Umgestaltung, Umfassende Friedenspolitik und internationale Solidarität) zugeordnet werden.

* Werner Goldschmidts Literaturbericht über „Varianten des Postkapitalismus“ wird mit diesem Beitrag abgeschlossen. Die Teile I – IV waren erschienen in Z 107 bis Z 110: „Eine Art ‚Commonismus‘?“ Varianten des Postkapitalismus, Teil I, in: Z 107 (September 2016), 83-97; „Offener oder autonomer Marxismus“ – „Mit Marx über Marx hinaus“ – Zum Kommunismus 2.0? Varianten des Postkapitalismus, Teil II, in: Z 108 (Dezember 2016), 129-144; „Autonome Marxisten“ – Anmerkungen zu Robert Kurz und Karl-Heinz Roth“, Varianten des Postkapitalismus, Teil III, in: Z 109 (März 2017), 98-112; „Große Transformation und/oder Große Erzählung“, Varianten des Postkapitalismus, Teil IV in: Z 110 (Juni 2017), 63-82. Die Serie fand bisher erfreuliches Interesse; ihre ersten Teile wurden auch von der Zeitschrift „Marxistische Blätter“ als Skript ins Netz gestellt. (Anm. d. Red.)

¹ Zum Konzept der „Einstiegsprojekte“ und ihren „strategischen Implikationen“ vgl. auch L. Brangsch (2014) und M. Brie (2015c), 20-23.

² L. Brangsch (2014), 369.

³ D. Klein (2013), 196.

Die Liste⁴ enthält Projekte (oder bloß Forderungen?⁵) von sehr unterschiedlicher Reichweite und Konkretisierungsgraden (etwa auf dem Gebiet der Steuer-, der Gesundheits- und Bildungspolitik, der Arbeitszeit – „Übergang zur 30-Stunden-Woche“ –, der Lohnpolitik und zur Mitbestimmung von Wirtschafts- Sozial- und Umwelträten bis hin zur Förderung von „City Gardening Projekten“, „selbstbestimmter Kita-Projekte“ u.ä.), wie sie als Forderungen sozialer Bewegungen oder in Partei- oder Regierungsprogrammen durchaus sinnvoll sein könnten. Und es kann auch kein Zweifel daran bestehen, dass sie den Bedürfnissen und Interessen einer großen Zahl – vermutlich einer Mehrheit der Bevölkerung – entsprechen. Allerdings enthält die Liste kaum Projekte oder Maßnahmen, die nicht schon in der aktuellen Tagespolitik der letzten Jahre formuliert worden wären. Jedenfalls lässt sie die von Klein so vehement geforderte und für die angestrebte Transformation „über den Kapitalismus hinaus“ gewiss auch erforderliche soziale und politische Phantasie, die allein den dazu entscheidenden mobilisierenden Effekt bei breiteren Bevölkerungsschichten auslösen könnte, weitgehend vermissen.

Der entscheidende Mangel dieser strategischen Konzeption besteht jedoch darin, dass sie die möglichen Reaktionen der sozial-politischen Gegner nicht berücksichtigt. Selbst wenn man – mit Klein – voraussetzt, dass die aufgelisteten Maßnahmen oder Projekte nur von einer mit breiter Mehrheit gewählten Regierung eines linken politischen Bündnisses im Verbund mit zivilgesellschaftlichen Organisationen (Gewerkschaften, Bürgerrechts- und Umweltorganisationen etc.) realisiert werden könnten, bleiben doch – zumal die Eigentumsfrage in diesem Stadium (Szenario IV) noch gar nicht ernsthaft gestellt wurde⁶ – wesentliche Zentren der Macht weiterhin in den Händen des bisher öko-

⁴ Vgl. a.a.O., 197-199. Eine prinzipiell ähnliche Konzeption findet sich bei D. Harvey (2007, 246-256). Eine wenngleich weniger konkrete Liste von „Ideen für die politische Praxis“ ebenfalls bei Harvey (2015, 343-347).

⁵ Oder soll „Druck auf die Bundesregierung für den Abzug aller Atomwaffen von deutschem Boden ...“ mehr sein als eine – durchaus mobilisierungsfähige – Forderung aus der parlamentarischen und außerparlamentarischen Opposition?

⁶ Klein ist sich, wie die meisten Transformationstheoretiker darüber im Klaren, dass die Beantwortung der ‚Eigentumsfrage‘, neben dem Problem der politischen Mehrheiten und der gesellschaftlichen Hegemonie, für den Übergang zu einem demokratischen Sozialismus und seiner anschließenden Konsolidierung entscheidend sein würde (vgl. etwa a.a.O., 119). Dabei geht es zum einen um die verschiedenen Formen des Eigentums (inkl. der Frage nach der Verfügungsgewalt, Mitbestimmung, Unternehmensverfassung u.a.) im Rahmen einer Demokratisierung der Wirtschaft. Dazu gehören – neben den gesellschaftlichen (genossenschaftlichen etc.) und staatlichen (kommunalen, öffentlich-rechtlichen, gesamtstaatlichen etc.) Eigentumsformen, die sich grundsätzlich von denen des ‚Staatssozialismus‘ unterscheiden sollen – auch die Frage nach Rolle und Ausmaß des privaten Kapitaleigentums (z. B. an kleinen und mittleren Unternehmen) innerhalb der zukünftigen gesellschaftlichen Ordnung. Zu den Eigentumsformen grundlegend vgl. J. Leibiger (2011); zur Kontroverse: Helle Panke (2014), K. Steinitz (2011) und R. Krämer (2011). Zum anderen geht es aber auch um die gerade bei einem demokratisch-rechtstaatlichen Übergang, den die Transformationstheoretiker nie in Frage gestellt haben, entscheidende Problematik, wie eine sozialstaatliche Neugestaltung der Eigentumsordnung im Rahmen der bestehenden Verfassung (im Falle der BRD also des GG) gewährleistet und legitimiert werden kann. Gegen die heute vorherrschende neoliberale Umdeutung („Erzählung“!) der Eigentumsartikel 14 und 15 GG hatte

nomisch, politisch und kulturell herrschenden „Blocks an der Macht“. Mit dessen Widerstand wäre voraussichtlich selbst dann zu rechnen, wenn nicht wenige der aufgelisteten Projekte – etwa zum Schutz der Umwelt (Klima), zum Ausbau der Infrastruktur, zur Förderung von Wissenschaft und Bildung, sowie zur Sicherung des internationalen Friedens – auch im objektiven Interesse wenigstens von Fraktionen dieses Machtblocks – sein würden.

In jüngster Zeit hat sich Dieter Klein erneut mit der „Machtproblematik“ im neoliberal-postdemokratischen Kapitalismus auseinandergesetzt und dabei seine Position gerade zu dem zuletzt genannten Kritikpunkt präzisiert.⁷ Kleins Hauptthese lautet: *In Zeiten tiefgreifender „organischer“ Systemkrisen treten Risse und Spalten innerhalb der Machteliten auf, die unter bestimmten Bedingungen von der gesellschaftlichen Linken im Rahmen einer Strategie der „doppelten Transformation“ genutzt werden könnten.*

Klein stützt seine Überlegungen⁸ auf die historischen Erfahrungen mit den innerkapitalistischen Transformationen seit der großen Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre. Daraus waren bekanntlich nicht nur die autoritär-diktatorischen Regime des deutschen Faschismus und damit verwandter nationaler Kapitalismusvarianten hervorgegangen, sondern auch die im Vergleich dazu politisch und sozial progressiven Varianten des „Fordismus“, in Form des US-Amerikanischen „New Deal“ der Roosevelt-Ära und der wohlfahrts- bzw. sozialstaatlichen Regime im Norden und Westen Nachkriegseuropas. Damit sei „die Möglichkeit einer progressiven inner-systemischen Transformation des Kapitalismus und der aktiven Teilnahme eines Teils der Machteliten daran ... historisch bewiesen.“⁹

Dabei dürfen aber die konkreten Voraussetzungen des ‚Rooseveltschen‘-New Deals keineswegs vergessen werden. Infolge der Krise waren 1932 „fast ein Viertel der erwerbsfähigen Amerikaner arbeitslos. Armut grassierte. Eine mächtige Welle heftiger Streiks ging durch das Land. In vielen Orten rebellierten die Armen und von Arbeitslosigkeit Bedrohten. Die neu gebildeten Arbeitslosenräte forderten nationale Kompensationssysteme für Arbeitslose und organisierten Solidaritätsaktionen für zahlungsunfähige Mieter, die auf die Straße gesetzt worden waren. ... derweil [hielt] Präsident Hoover in der Hoffnung auf die vermeintlichen kapitalistischen Selbstheilungskräfte am Credo des Marktliberalismus fest. Erst sein Herausforderer in den Präsidentschaftswahlen 1932, Franklin D. Roosevelt, setzte der scheinbaren Alternativlosig-

Wolfgang Abendroth (1966) unter Hinweis auf den Zusammenhang mit Art. 20, Abs. 1 (Sozialstaat) Pionierarbeit geleistet, an die anzuknüpfen wäre. Vgl. P. Oehlke (2009).

⁷ D. Klein (2016), (2017a,b).

⁸ Unter Bezug auf (C.W. Mills, 1956) und neuere Untersuchungen im Rahmen des ‚Power Structure Research‘-Ansatzes. „PSR geht der Tatsache der ungleichen Verteilung jener Ressourcen nach, die Macht verleihen (Reichtum, politische Ämter, Kontrolle der Massenmedien) und fragt nach der Rolle formeller und informeller Netzwerke, durch die Macht konzentriert und institutionalisiert wird.“ H.-J. Krysmanski, Vorwort in B. Wendt u.a. (2016), 10. Vgl. auch H. J. Krysmanski (2016).

⁹ Klein (2017a), 4.

keit des Marktliberalismus den Übergang zu einem sozial orientierten Staatsinterventionismus entgegen.“¹⁰

Roosevelts Regierungsprogramm enthielt u.a. ein umfangreiches, staatlich finanziertes Arbeitsbeschaffungsprogramm, die politische Anerkennung der Gewerkschaften als Interessenvertretung der Lohnabhängigen, Maßnahmen gegen die Finanzspekulation, Einführung bzw. Ausbau eines Systems der Arbeitslosen- und Rentenversicherung finanziert durch Steuererhöhungen für Großunternehmen u.a. „Jeder einzelne Gesetzesakt und jeder Schritt zu seiner Durchsetzung führten zu scharfen Konfrontationen zwischen den konservativen und progressiven Fraktionen des herrschenden Blocks.“ 1936 – mitten in der Auseinandersetzung um den „zweiten New Deal“ (1935-38) erklärte Roosevelt in einer öffentlichen Rede: „Wir kämpfen gegen die Hochfinanz- und die Wirtschaftsbosse, die gewissenlosen Spekulanten, gegen die Klassenspaltung, den Partikularismus und gegen die Kriegsprofiteure.“ Er konnte sich in diesem Kampf freilich nicht nur auf die unteren sozialen Schichten, die Gewerkschaften, die kleinen Farmer des mittleren Westens usw. stützen, sondern auch auf „mächtige Kreise des Big Business, unter anderem auf die Spitzen von General Electric, IBM, ITT, Pan Am, Remington Rand und, zumindest zeitweilig, General Motors“¹¹ – und Rockefeller! Hinzu kamen zahlreiche prominente Intellektuelle (Wissenschaftler, Schriftsteller, Journalisten, Künstler), die Roosevelts Projekt unterstützten.

Kleins Schlussfolgerungen aus diesen Tatsachen lautet: „Damit es aber überhaupt zu einem New Deal kommen konnte – und auch heute wieder kommen könnte –, müssen Machteliten durch ernste Bedrohungen ihrer Herrschaft die eigene Lern- und Reformfähigkeit herausgefordert sehen. ... Hinzu aber kommen heute – stärker noch als damals – zwei globale Großgefahren [die Folgen der global wachsenden Armut mit Terrorismus, Kriegen und Flüchtlingsströmen einerseits, die globale Umweltkrise mit der drohenden Klimakatastrophe u.a. andererseits - WG], die Eliten und Zivilgesellschaft zum Handeln zwingen. Sie bergen die Chancen, dass sich Teile der Machteliten aufgrund des steigenden Problemdrucks für progressive Transformationsprozesse öffnen können.“¹²

In einer solchen „organischen“ Systemkrise wirken nach Klein „zwei Tendenzen, die sich zum Teil überschneiden und zu unterschiedlichen Ausprägungen des neoliberalen Kapitalismus führen. Die eine Tendenz ist ein zunehmend autoritär operierender Neoliberalismus mit starken rechtspopulistischen, rechtsextremen und nationalistischen Zügen, verbunden mit Ausbrüchen von Gewalt, Verrohung der Sitten und Entsolidarisierung. Sie kommt einer fortschreitenden Entzivilisierung des Kapitalismus gleich. Die andere Tendenz sind herrschaftssichernde soziale Zugeständnisse und vor allem eine grüne Modernisierung, die umweltfreundlichere Technologien und Produkte hervorbringt. Aber ohne Zurückdrängung der gegebenen Machtstrukturen und ge-

¹⁰ Klein (2017b), 85.

¹¹ Alle a.a.O., 86.

¹² A.a.O., 86f. (Hervorh.-WG.)

fangen im Wachstumsparadigma wird dieser Weg weder den neoliberalen Rahmen sprengen noch die großen Probleme lösen.“¹³

Doppelte Transformation: Vom „Green New Deal“ zum „demokratischen grünen Sozialismus“¹⁴

Dagegen aber „existiert ein *postneoliberales* Entwicklungsszenario. Dieses ist kaum in den Strategien der Machteliten erkennbar, sondern überwiegend auf der Ebene konzeptionellen Denkens von Gegenmächten und ansatzweise in den Nischen der Gesellschaft. Seine Entfaltung würde zu einem demokratisch erneuerten, sozialeren, stärker ökologisch orientierten und weniger militärisch ausgerichteten Kapitalismustyp führen, zu einer *progressiven postneoliberalen inner-systemischen Transformation* also. Diese Entwicklung wird in linken Diskursen auch als *sozial orientierter Green New Deal* bezeichnet.“ Die heute einzig realistische Perspektive einer sozialistischen Linken sei demnach „der Kampf um eine sozialökologische Gesellschaftstransformation, um die Öffnung einer künftig *hoffentlich* [!-WG] erreichbaren progressiven systeminternen kapitalistischen Transformation für den Einstieg in eine systemüberschreitende Große Transformation hin zu einem demokratischen grünen Sozialismus.“¹⁵

In einem „Plädoyer für einen globalen New Deal des 21. Jahrhunderts“¹⁶ stellt Klein schließlich die zumindest für den ersten Schritt in dieser Strategie entscheidende Frage: „Wo sind die aufgeklärten Eliten?“, die auf absehbare Zeit als „Partner“ eines „postneoliberalen Deals“ für die Linke in Frage kämen. Die Antwort Kleins ist allerdings ernüchternd: „Die heutigen Machteliten haben sich überwiegend von den Erfahrungen der New-Deal-Eliten abgewendet. Es fällt daher der Linken die Aufgabe zu, den Mächtigen im öffentlichen Diskurs den Spiegel ihrer einst vorhandenen eigenen Aufbruchspotentiale vorzuhalten, um so angesichts eines wachsenden Problemdrucks doch einen Teil der Machteliten zum Umdenken zu drängen. Vielleicht deutet das Erschrecken in Teilen der Elite über den Wahlsieg Donald Trumps ja auf eine stärker werdende Differenz im herrschenden Machtblock hin – zwischen populistisch-autoritären Kräften und Befürwortern progressiver Veränderungen des Kapitalismus. Diese Differenz müsste genutzt werden. Das wäre, immerhin, ein Hoffnungsschimmer für eine progressive Entwicklung.“¹⁷

Zivilgesellschaftliche Projekte (Eric O. Wright)

„Am Beginn des 21. Jahrhunderts eine Theorie der Alternativen zum Kapitalismus zu entwickeln ist eine dringliche Aufgabe“, konstatiert der amerikani-

¹³ Klein (2017a), 4.

¹⁴ Vgl. auch M. Candeias (2014).

¹⁵ Klein (2017a), ebd. (Hervorh.-WG).

¹⁶ Klein (2017b).

¹⁷ A.a.O., 92.

sche Soziologe Erik Olin Wright.¹⁸ Sein auf dem Höhepunkt der großen Krise des neoliberalen Finanzkapitals in den Jahren 2007 bis 2009 geschriebenes und 2010 in den USA erschienenes Buch „*Envisioning Real Utopias*“ (dt. Wright 2017) enthält den ebenso anspruchsvollen wie originellen Versuch einer systematischen Theorie der Transformation des Kapitalismus in einen demokratisch-emanzipatorischen, d.h. zugleich auch „nicht-etatistischen“ Sozialismus. „Er [Wright-WG] steht damit bisher alleine da. Zwar gibt es viele Versuche der Neubegründung von Sozialismus¹⁹ in seinen verschiedenen Varianten, aber keinen vergleichbaren systematischen Ansatz, wissenschaftlich konsistent Kapitalismuskritik, Sozialismusbegründung, Formulierung realer Utopien und Transformationstheorie organisch zu verbinden.“²⁰

Was sind „reale Utopien“ und wie sind sie zu erforschen?

„Der Ausdruck ‚Realutopien‘ ist als Provokation gemeint, gehen doch ‚Utopie‘ und ‚real‘ nicht leicht zusammen.“
Eric Olin Wright²¹

„Eine berühmte Aussage von Gramsci lautet, wir bräuchten einen Pessimismus des Intellekts bei gleichzeitigem Optimismus des Willens. Um den Optimismus des Willens zu erhalten, benötigen wir aber zumindest auch ein wenig Optimismus des Intellekts.“
Eric Olin Wright²²

Tatsächlich hätte dieser Versuch eines sich als „soziologischen Marxisten“²³ begreifenden Autors eine ausführlichere Auseinandersetzung verdient, die hier nicht geleistet werden kann. Wir beschränken uns daher auf einige vergleichende Hin-

¹⁸ E. O. Wright (2015), 59.

¹⁹ Neuerdings A. Honneth (2016), insbes. Kap. 3 (85-119) und 4 (121-166), der – anders als Wright – nur noch eine „postmarxistische“ Begründung des Sozialismus für möglich hält.

²⁰ M. Brie, Nachwort, in O. E. Wright (2017), 498. Dieses Urteil ist in seiner Substanz nicht falsch, lässt aber für den deutschen Leser nicht erkennen, dass Wright sich seit Beginn der 1990er Jahre in einem international verbreiteten sozialwissenschaftlichen Diskussionszusammenhang befindet, in dem es um realistische und zugleich „anti-etatistische“ Alternativen zum bestehenden neoliberalen Kapitalismus geht. Wright verweist im Vorwort zur amerikanischen Ausgabe darauf, dass sein Buch als abschließender, den theoretischen Rahmen zusammenfassender Band eines breiten empirischen ‚Real Utopias Projects‘ erschienen ist, dem sechs Bände anderer Autoren mit spezifischen Thematiken vorausgegangen waren. Vgl. a.a.O. 29 und Fußnoten 2, 3. Zu verweisen ist in diesem Zusammenhang auch auf die von Paul Hirst (1994), Veit Bader (2001, 2017), Cohen, Rogers (1996) u.a. entwickelte Konzeption einer „assoziativen Demokratie“ als „real-utopische“ Variante eines anti-etatistischen Sozialismus (vgl. dazu auch A. Westall 2011). Die Originalität Wrights besteht daher vor allem darin, dass er sich explizit der Frage nach dem Übergang, d.h. der Transformation, widmet.

²¹ E. O. Wright (2015), 62.

²² E. O. Wright (2017), 19.

²³ Damit ist ausdrücklich nicht der angelsächsische ‚analytische Marxismus‘ gemeint. Vgl. zur Kritik an dessen Enthaltbarkeit gegenüber der sozial-politischen Praxis: J. Cohen, J. Rogers (1996).

weise zur politisch-strategischen Funktion „realer Utopien“ im Sinne Wrights zu Dieter Kleins Konzeption sozial-politischer Einstiegsprojekte. „*Reale Utopien* [Buch(titel)-WG] schlägt eine alternative Konzeptualisierung sowohl des Prozesses der Transformation des Kapitalismus als auch des postkapitalistischen Ziels vor. Anstatt den Kapitalismus durch Reformen ‚von oben‘ zu zähmen oder mittels eines revolutionären Bruchs zu zerschlagen, sollte, so der Kerngedanke, der Kapitalismus dadurch erodiert werden, dass in den Räumen und Rissen innerhalb kapitalistischer Wirtschaften emanzipatorische Alternativen aufgebaut werden und zugleich um die Verteidigung und Ausweitung dieser Räume gekämpft wird. Reale Utopien sind Institutionen, Verhältnisse und Praktiken, die in der Welt, wie sie gegenwärtig beschaffen ist, entwickelt werden können, die dabei aber die Welt, wie sie sein könnte, vorwegnehmen und dazu beitragen, dass wir uns in dieser Richtung voran bewegen. ... Der Entwurf von realen Utopien ist zentraler Bestandteil eines umfassenderen intellektuellen Unterfangens, das als *emanzipatorische Sozialwissenschaft* bezeichnet werden kann. ... Utopie bedeutet, Visionen von Alternativen zu den dominanten Institutionen zu entwickeln, die unsere tiefsten Sehnsüchte nach einer Welt verkörpern, in denen alle Menschen Zugang zu den Bedingungen eines gedeihlichen Lebens haben, real meint, dass es darauf ankommt, Alternativen vorzuschlagen, die die *Probleme nicht-intendierter Folgen, selbsterstörerische Dynamiken* und die schwierigen Dilemmata von normativen Trade-Offs ernst nehmen.“²⁴

Nach Wright hat eine emanzipatorische Sozialwissenschaft vier Hauptaufgabenbereiche:

1. Spezifizierung *moralischer Prinzipien* der Bewertung gesellschaftlicher Institutionen;
2. Nutzung dieser Prinzipien als Standards zur *Diagnose und Kritik* existierender Institutionen;
3. Entwicklung eines Sets *lebensfähiger Alternativen* als Antwort auf die Kritik;
4. Ausarbeitung einer *Theorie der Transformation* zur Realisierung dieser Alternativen.²⁵

Die beiden ersten Bereiche befassen sich mit der Kritik der bestehenden Gesellschaft²⁶, die beiden letzteren mit deren Überwindung - nur auf diese transformatorische Dimension soll hier eingegangen werden.

Alternativen – Beispiele

Bei der Diskussion um Alternativen zum neoliberalen Kapitalismus der Gegenwart ist nach Wright zwischen einem reformatorischen und einem realutopisch-

²⁴ E. O. Wright (2017), 11, 50, (2015), 63. Die am Ende des dritten Abschnitts im Zitat genannten Probleme und Dilemmata werden knapp zusammengefasst in (2015) ebd., Fn 3. „Ein Realutopist macht sich darüber Sorgen, ein reiner Utopist dagegen nicht.“

²⁵ Ebd.

²⁶ Vgl. dazu ausführlich Wright (2017), 77-143.

transformatorischen Weg zu unterscheiden. Reformen „mit dem Ziel der Verbesserung“ der Arbeits- und Lebensbedingungen der Mehrheit (dieser Zusatz ist infolge der neoliberalen Umdeutung des Reformbegriffs dringender denn je erforderlich!) zielen auf die positive Veränderung existierender Strukturen und Institutionen. „Im Gegensatz dazu stellen reale Utopien sich die Konturen einer alternativen sozialen Welt vor, die emanzipatorische Ideale verkörpert, und suchen von hier aus nach sozialen Innovationen, die wir in der Welt, wie sie ist, realisieren können, und die uns in Richtung dieser alternativen Welt voranbringen. ... In der praktischen Welt der Kämpfe, um die sozialen Bedingungen für menschliches Gedeihen zu schaffen, kommt es darauf an, ein pragmatischer Idealist zu sein.“²⁷

Beispielsliste²⁸

- *Partizipativer Haushalt (Porto Allegre), Wikipedia, Öffentliche Bibliotheken, Solidarische Finanzierung, Genossenschaften im Belegschaftseigentum, Rat für Sozialwirtschaft (Quebec)*
- *Urbane Landwirtschaft (communitylandtrusts), Internetgestützte Reziprozitätswirtschaft,*
- *„Zufallsdemokratie“ (Randomdemocracy – Los- statt Wahlverfahren), Bedingungsloses Grundeinkommen*

„Viele weitere Beispiele könnten der obigen Liste hinzugefügt werden. Wenn sie jedes für sich genommen werden, besonders in begrenzter und unvollständiger Form, stellen sie keine bedeutungsvolle Herausforderung für die kapitalistische Dominanz in der Wirtschaft dar. Aber zusammengenommen und ausgeweitet bilden sie der Möglichkeit nach Elemente einer umfassenderen Alternative“, die diese partikularen und begrenzten Transformationen in eine „Systemalternative“ einbettete.²⁹

Vergleicht man diese Liste mit derjenigen von Dieter Klein, so ist zunächst festzuhalten, dass es sich hierbei nicht um zukünftige Vorhaben (Pläne, Programme) handelt, sondern um eine exemplarische Aufzählung bereits existierender Projekte bzw. Experimente handelt, von denen Wright annimmt, dass es sich – um eine an Marx erinnernde Formulierung zu gebrauchen – um „durch und durch ausdehnungsfähige Formen“ handle. Die dazu noch den Vorteil haben, dass sie zu ihrer ursprünglichen Realisierung und späteren Ausdehnung nicht unbedingt (nationale) Mehrheiten benötigen, sondern lediglich der sozialen Phantasie und Initiative von aktiven Minderheiten bedürfen, deren Beispiel Nachahmer und soziale „Innovateure“ herausfordere. Es sind demnach nicht so sehr „große Erzählungen“ als vielmehr die konkreten Erfahrungen von mehr oder minder großen sozialen Experimenten, die zur Stärkung der antikapitalistischen, demokratisch-sozialistischen Kräfte beitragen.

²⁷ O. E. Wright (2015), 77.

²⁸ Diese (a.a.O., 78-81) und andere ausführlich, z.T. auch kritisch beschrieben und diskutiert in Wright (2017), 147-372.

²⁹ Wright (2015), 82.

Darüber hinaus fällt auf, dass Wright sich ausschließlich auf zivilgesellschaftliche Aktivitäten beschränkt und politische Institutionen nur auf lokaler oder regionaler Ebene eine Rolle spielen; die nationale oder zentral-staatliche, geschweige denn die internationale Ebene (z.B. die Frage von Krieg und Frieden, Armut und Unterentwicklung, globale Ökologiekrise) scheinen ebenso ausgeklammert wie das nationale Parteien- und Verbändesystem, die internationalen Organisationen usw.; das gleiche gilt für großen ökonomischen Institutionen (Markt- und Unternehmensstrukturen, Finanzspekulation etc.). So scheint es sich bei Wrights Optimismus dann doch eher um einen naiven Optimismus des „Herzens“ oder des Willens zu handeln, als um einen der reflektierten Vernunft.

Ein solches Urteil wäre allerdings vorschnell, denn Wrights Transformationskonzept beruht auf einer relativ komplexen Theoriekonstruktion in deren Zentrum eine Formanalyse gesellschaftlicher Machtstrukturen steht, denen jeweils idealtypisch unterschiedene Gesellschaftsform(ation)en zugeordnet werden. „Ich verstehe unter Macht die Fähigkeit, in der Welt Dinge zu tun, die Wirkungen haben.“³⁰

... Ausgehend von dieser breiten Definition ... können wir drei Arten von Macht unterscheiden, ... : *ökonomische* Macht, ..., *staatliche* Macht ..., *soziale* Macht ... Auf dieser Basis können drei Idealtypen von ökonomischen Strukturen [Gesellschaftsformationen-WG] unterschieden werden: *Kapitalismus*, *Etatismus* (statism) und *Sozialismus*.³¹ In der Realität existierten allerdings stets nur *hybride* Formationen, die sich danach unterscheiden in welcher Weise die verschiedenen Machtformen interagieren. „Eine Wirtschaftsstruktur kann mehr oder minder kapitalistisch, mehr oder minder etatistisch und mehr oder minder sozialistisch sein. Es ist deshalb unsere Aufgabe genauer die alternativen Wege zu bestimmen, auf denen wir uns die Verstärkung der sozialistischen Bestandteile der Hybride vorstellen können. Dies wird als das Problem der *strukturellen Konfiguration sozialer Ermächtigung* [social empowerment-WG] bezeichnet.“³²

Wright leitet aus der (jeweils gewichteten) Kombination der drei Machtformen eine Vielzahl möglicher Konfigurationen ab, von denen sieben in der Perspektive einer sozialistischen Transformation von Interesse seien: „(1) Staatssozialismus; (2) sozialdemokratische etatistische Regulation; (3) Assoziationendemokratie (...)“³³; (4) sozialer Kapitalismus; (5) die eigentliche soziale Wirtschaft; (6) die kooperative Marktwirtschaft; und (7) der partizipatorische Sozialismus.“³⁴

³⁰ Diese elementare Definition wurde erstmals von Bertrand Russel formuliert und ist von Steven Lukes (1974) in der bei Wright vorliegenden Fassung weiterentwickelt worden. Dass in dieser Konzeption die ideologische oder kulturelle Macht nicht als relativ selbständige Form, sondern allenfalls als Moment sozialer Macht erscheint, muss als begrifflicher und in seinen Konsequenzen als politisch-strategischer Mangel dieser Konzeption gelten. Zu Begriff und Formen der Macht vgl. Goldschmidt (2015).

³¹ Wright (2015), 83f.

³² A.a.O. 84f.

³³ Vgl. Bader (2001), Cohen/Rogers (1996), Hirst (1994).

³⁴ Wright (2015), 88. Zu diesen verschiedenen Konfigurationen a.a.O., 88-97.

„Was alle diese Konfigurationen gemeinsam haben, ist die Idee der Demokratisierung der Macht über das Wirtschaftsleben durch Unterordnung der ökonomischen und staatlichen Macht unter die soziale Macht, jene Macht, die auf freiwilliger Kooperation für kollektives Handeln beruht. Natürlich beinhaltet das Ideal des Sozialismus viel mehr als das. Gleichheit und soziale Gerechtigkeit gehören gleichfalls zum Kern der traditionellen sozialistischen Werte, zu denen heute ökologische Nachhaltigkeit hinzukommen sollte. Was das hier ausgeführte Modell von Sozialismus aber betont, ist, dass die Verwirklichung all dieser Werte von der Transformation der Machtverhältnisse abhängt, die bezogen auf wirtschaftliche Aktivitäten ausgeübt werden. Dies schließt gleichermaßen die Art und Weise ein, wie soziale Macht direkt in die Gestaltung wirtschaftlicher Aktivitäten involviert ist, und wie sie diese vermittelt über die Demokratisierung des Staates ausübt.“³⁵

Transformationen³⁶

„Auch wenn man den von uns entwickelten Entwurf gesellschaftlicher Ermächtigung als wünschenswert und gangbar akzeptiert, so bleibt doch eine Frage: Wie in aller Welt ließe sich dieser Entwurf umsetzen.“
*Eric Olin Wright*³⁷

Für Wright geht es beim strategischen Problem einer demokratisch-sozialistischen Transformation darum, innerhalb der bestehenden hybriden aber kapitalistisch und/oder etatistisch dominierten Gesellschaft die Momente der bisher unterlegenen sozialen Macht derart zu stärken, dass es vermittels der dadurch erzeugten kumulativen Effekte schließlich zu einem Übergewicht der sozialen Macht der gesellschaftlichen Assoziationen gegenüber der ökonomischen und etatistischen Macht des Kapitals und des Staates kommen könne. „Radikale Antikapitalisten“ glaubten dagegen, die Macht des Kapitals schein „so massiv, dass in dem Augenblick, in dem die soziale Macht dieser Vorherrschaft bedroht, diese soziale Macht unbarmherzig angegriffen und untergraben würde.“³⁸ Andere glaubten, dass der Kapitalismus tendenziell an seinen immanenten Widersprüchen scheitern, d.h. schließlich auf die eine oder andere Weise (etwa infolge des tendenziellen Falls der Profitrate) „zusammenbrechen“ würde, „wodurch auch die Fähigkeit der herrschenden Klasse und ihrer politischen Alliierten, die Transformation zu verhindern, immer schwächer würde.“³⁹ Beide Positionen

³⁵ A.a.O., 98.

³⁶ Wie schon bisher, stütze ich mich in diesem Literaturbericht vorwiegend auf die Kurzfassung, die Wright selbst (2015) von seiner Position angefertigt hat. Eine gründliche Auseinandersetzung müsste sich dagegen auf Wrights Hauptwerk (orig. 2010, dt. 2017) beziehen. Die Transformationskonzeption i. e. Sinne, d.h. die theoretischen und praktischen Probleme einer Strategie, werden dort in Teil III (375-496) behandelt.

³⁷ Wright (2017), 375

³⁸ Wright (2015), 98.

³⁹ A.a.O., 99. Wright erwähnt hier Marx, wengleich er einschränkend hinzufügt, dass sehr wenige

hält Wright entweder für historisch und ökonomisch widerlegt oder für politisch attentistisch.

Der Realgeschichte antikapitalistischer Bewegungen entnimmt Wright drei strategisch unterschiedliche „Logiken der Transformation“: (1) Strategien, die auf den radikalen *Bruch* (rupture strategies) orientieren; (2) *interstitielle* und (3) *symbiotische* Strategien.⁴⁰

(1) Bruchstrategien zielten auf die Schaffung radikal neuer, als emanzipatorisch gedachter Institutionen und sozialer Strukturen. „In den meisten Versionen schließt dieses revolutionäre Szenario die Übernahme der Staatsgewalt und die schnelle Transformation der staatlichen Strukturen ein, um dann die neuen Apparate der Staatsmacht für die Beseitigung der Macht der herrschenden Klasse in der Wirtschaft zu nutzen.“⁴¹ Dieser Strategietypus habe eine inzwischen weitgehend erloschene „romantische Ausstrahlung“ auf radikale Kritiker des Kapitalismus gehabt, denn ihre historischen Ergebnisse seien „sehr trist“. Vielleicht hätte Wright auch hinzufügen können, dass bei den realen Ereignissen von diesem Typus - also etwa bei der Pariser Kommune, der russischen Oktoberrevolution oder dem chinesischen „Langen Marsch“ in keinem einzigen Fall die herrschende(n) Klassen allein oder auch nur vorwiegend durch die Revolutionäre bzw. durch die von ihnen geführten sozialen Kräfte (Arbeiter, Bauern, Kleinbürger) selbst besiegt, sondern jeweils durch ausländische Kriegsmächte soweit geschwächt und zumeist sogar verjagt wurden, dass die Revolutionäre in das entstandene (relative) Machtvakuum eindringen konnten. Dies mag einer der Gründe dafür sein, dass die Strategien des Bruchs in der Praxis eher in autoritären Etatismus als in einen demokratischen Sozialismus mündeten.⁴²

(2) „Interstitielle“ Strategien „streben danach, neue Formen sozialer Ermächtigung (social empowerment) in den Nischen und Grenzbereichen der kapitalistischen Gesellschaften aufzubauen, oft dort, wo sie keine unmittelbare Bedrohung für die herrschenden Klassen und Eliten darzustellen scheinen.“⁴³ Als Beispiele nennt Wright die Proudhonschen Genossenschaften (denen man die lassalleanischen mit Staatshilfe hinzufügen könnte!) und die zahlreichen sozialwirtschaftlichen Experimente in vielen Ländern. „Interstitielle Strategien mögen zu Verbesserungen im Leben der Menschen und bei ihrem Einkommen sowie zu egalitären Praxen führen, aber nirgends waren sie darin erfolgreich, in einer ernsthaften Weise die kapitalistischen Machtverhältnisse zu untergraben.“⁴⁴

Marxisten heutzutage davon überzeugt seien, dass sich der Kapitalismus selbst zerstöre (100). Wrights Position zu Marx in dieser Frage ist wesentlich differenzierter entwickelt in: ders., (2017), Kap. 4, 147-171.

⁴⁰ A.a.O., 100.

⁴¹ Ebd.

⁴² Vgl. a.a.O., 101f.

⁴³ A.a.O., 100.

⁴⁴ A.a.O., 102.

(3) „Symbiotische Transformationen umfassen Strategien, in denen die Ausweitung und Vertiefung institutioneller Formen der sozialen Ermächtigung, die den Staat und die Zivilgesellschaft einschließen, zugleich dazu beitragen, praktische Probleme zu lösen, mit denen die dominanten Klassen und Eliten konfrontiert sind.“⁴⁵ Als Beispiele hierfür nennt Wright sog. „nicht-reformistische Reformen“, wie sie in den „erfolgreichsten Gestalten von Sozialdemokratie [etwa in Skandinavien – WG] tatsächlich zu einem humaneren Kapitalismus geführt haben, einen Kapitalismus mit weniger Armut, weniger Ungleichheit und Unsicherheit, aber sie haben es in einer Weise getan, die den Kapitalismus stabilisierte und die zentralen Machtstrukturen des Kapitals intakt ließ.“⁴⁶

Trotz dieser ernüchternden Bilanz wendet sich Wright gegen jeden intellektuellen Pessimismus, der die Erfahrungen der Vergangenheit umstandslos auf die Zukunft projiziere. „Unsere Theorien über die Zukunft sind ... viel zu schwach, ... Die angemessene strategische Orientierung sozialer Transformation ist es deshalb, heute jene Dinge zu tun, die uns in die bestmögliche Position versetzen, darüber Hinausgehendes später zu tun, d.h. jetzt daran zu arbeiten, Institutionen und Strukturen zu schaffen, die die Chancen dafür eher erhöhen als verringern, zukünftig entstehende historische Möglichkeiten welcher Art auch immer zu nutzen.“⁴⁷ Wright schlägt – je nach lokalen, regionalen oder nationalen Gegebenheiten – eine Kombination von „interstitiellen“ und „symbiotischen“ Strategien vor, die unter bestimmten historischen Bedingungen durch Strategien des Bruchs ergänzt werden könnten.

Der von Wright vertretene „Grundansatz, für einen Sozialismus, der in sozialer Ermächtigung [social empowerment – WG] begründet ist, schließt ein Bekenntnis zu institutionellem Pluralismus und Heterogenität ein. ... Genossenschaften im Belegschaftseigentum und lokale Projekte sozialer Wirtschaft, vom Staat betriebene Banken und Unternehmen, die soziale demokratische Regulation von Unternehmen, solidarische Finanzierung und partizipatorische Haushalte untergraben ihrer Potenzen nach alle die Dominanz des Kapitalismus und erhöhen das Gewicht sozialer Macht im ökonomischen Hybrid.“⁴⁸

Wie es aber zum Umschlag in einen demokratischen Sozialismus – einer hybriden Gesellschaftsform, in der es nach Wright zwar immer noch Warenproduktion, Märkte und privates Kapital geben würde, die aber durch die in pluralistischen Assoziationen verkörperte soziale Macht der Mehrheit gebändigt und reguliert wäre – kommen könnte, bleibt auch bei Wright unklar. Insbesondere aber bleibt auch bei ihm – wie schon bei Klein – zu kritisieren, dass er den Widerstand der ökonomisch, politisch und kulturell herrschenden „Machteliten“ zwar gelegentlich erwähnt, aber in letzter Instanz nicht wirklich ernst nimmt. Dabei ist dieser „Widerstand von oben“ nicht nur und nicht unbedingt auf die

⁴⁵ A.a.O., 101.

⁴⁶ A.a.O., 102.

⁴⁷ Ebd.

⁴⁸ A.a.O., 104.

Anwendung von Gewalt oder anderer Formen offener sozialer Repression beschränkt⁴⁹, sondern kann sich – wie heutzutage in vielen Ländern des neoliberalen Kapitalismus deutlich wird – auch durch systematischen Abbau demokratischer Rechte und Stärkung autoritärer politischer Konzepte einerseits, sowie durch wachsenden politischen und kulturellen Einfluss rechtsradikaler Bewegungen und Parteien andererseits, den Anschein formaldemokratischer Legitimation geben. An einen erneuerten, sozial und ökologisch orientierten 'Green New Deal' scheint Wright – anders als Klein – im Land Roosevelts aber auch Trumps nicht einmal zu denken.

Die Alternative 'Sozialismus oder Barbarei' ist daher noch immer nicht von der historischen Agenda verschwunden; und das in einer Epoche, die nicht ohne Grund als „Kapitalozän“ begriffen wird, in der – selbst „wenn es so weitergeht wie bisher“ – am Horizont, gewissermaßen als „dritter Weg“, der „gemeinsame Untergang der kämpfenden Klassen“ in einer ökologischen Katastrophe droht.⁵⁰

IV. Transformationstheorie – Zwischen Illusion und Realismus?

„Die Linke kann heute gewiss nicht auf Träume vertrauen. Illusionen sind nicht das Fundament linker radikaler Realpolitik. Aber realitätsnahe Träume und Fantasien können das Gespür für heute noch unmögliche Möglichkeiten wachhalten. Das führt aus den legitimen Fantasiewelten wieder zurück zu dem, was heute für das Morgen wirklich getan werden kann oder könnte.“
Dieter Klein⁵¹

Im Vergleich zu den in den ersten drei Teilen⁵² dieses Literaturberichts behandelten Positionen scheinen die Transformationstheoretiker – trotz gewisser interner Differenzierungen – insgesamt weit realitätsnähere, jedenfalls konkretere (vgl. hier Kap. III.) Vorstellungen und Konzepte vom Übergang zu einer zukünftigen, postkapitalistischen, sozialistischen oder wie auch immer genauer zu bezeichnenden Gesellschaftsformation entwickelt und einer in sozialen Bewegungen, linken Parteien und Organisationen strukturierten demokratischen Öffentlichkeit vorgeschlagen zu haben. Dennoch wurden ihnen nicht nur von rechten, sondern auch von einigen linken Kritikern vorgeworfen, „gefährliche“ oder „romantische“ Illusionen zu nähren.⁵³

Die eigentümliche begriffliche Verknüpfung zwischen Realismus und Utopie (Wright) oder Kleins oben zitierten Formulierungen über „realitätsnahe Träume“ und „heute noch unmöglichen Möglichkeiten“ mit dem, „was heute für das

⁴⁹ Zur Frage von Gewalt und Gegengewalt im Transformationsprozess vgl. E. Cromme (2014).

⁵⁰ Vgl. E. Altvater (2013, 2014).

⁵¹ D. Klein (2013), 195.

⁵² Vgl. Z Nr. 107, 108, 109.

⁵³ K. Blessing, M. Werner (2015); U. Busch (2016).

Morgen wirklich getan werden kann“,⁵⁴ lässt die Frage nach dem Realitätsgehalt emanzipatorischer Transformationstheorie nur umso dringlicher erscheinen. Dabei sollte man sich keineswegs davon irritieren lassen, dass die Autoren selbst ihre Formulierungen eher als „Provokation“ oder als „Denkanstöße“ verstanden wissen wollen. Die Frage bleibt daher einstweilen weiterhin offen, zumal Dieter Klein noch im Sommer 2017 glaubt „mitten in umwälzungsschwangeren Turbulenzen“ zu leben, in denen „wirkungsmächtiges Handeln nötig“ sei – was aber offenbar einer „zugkräftige[n] Erzählung von Konturen einer anderen Gesellschaft“ als „Pulver für den Startschuss“ bedürfe.⁵⁵

Will man eine – wenn auch nur vorläufige⁵⁶ – Antwort auf die o.g. Frage finden, wird man sowohl die Theorie der emanzipatorischen Transformation als auch die sozialhistorische Empirie und die politische Praxis unter dieser Perspektive genauer in's Auge fassen müssen. Das kann nicht die Aufgabe eines Literaturberichts sein. Hier sollen daher nur einige Gesichtspunkte angedeutet werden, wie nach Ansicht des Verfassers die bisher vorliegenden Ansätze der Transformationstheorie vertieft oder ergänzt werden müssten, wenn sie sich als „wirkungsmächtiges“ Moment „im Getümmel der sozialen Kämpfe“⁵⁷ erweisen sollten.

Hier ist nicht der Raum, die Geschichte der sozialen Kämpfe in der neoliberalen Ära oder wenigstens des letzten Jahrzehnts seit Beginn der großen Weltwirtschaftskrise auch nur in groben Zügen zu umreißen, aber dass sie vom Standpunkt eines emanzipatorischen Interesses eine einzige Erfolgsgeschichte darstellte, würde heute wohl kaum jemand noch zu behaupten wagen. Vielmehr wird man konstatieren müssen, dass es – auf internationaler Ebene, von der nationalen lässt sich das weniger eindeutig sagen – sowohl Phasen des Aufschwungs als auch des Abschwungs gegeben hat –, wobei kaum zu übersehen ist, dass wir uns mindestens seit etwa drei Jahren in einer „Abschwungsphase“ der emanzipatorischen Bewegungen befinden – was selbst von der jüngsten Transformationsliteratur kaum thematisiert wird. Für Deutschland wird man zudem hinzufügen müssen, dass die strategischen Überlegungen der Transformationstheoretiker in den bisherigen Konflikten kaum eine größere Rolle gespielt haben.

Trotz der bemerkenswerten Produktivität ihrer Protagonisten ist es in der Öffentlichkeit hierzulande merkwürdig still um die emanzipatorische Transformationstheorie; selbst die wissenschaftliche Kritik – auch die linker Sozialwissenschaftler – hält sich auffallend zurück.⁵⁸ Ob dies an der – jedenfalls bisher – eher geringen „Wirkmächtigkeit“ der Transformationstheorie in den praktischen

⁵⁴ Vgl. auch M. Brie (Hg.) (2014), ders. (Hg.) (2015c).

⁵⁵ D. Klein (2017c), 10, und Titel, 8.

⁵⁶ Schließlich ist auch die Geschichte der Transformationstheorie noch lange nicht an ihr Ende gelangt.

⁵⁷ Klein, a.a.O., 10.

⁵⁸ Eine Ausnahme bilden u.a. einige Autoren der Zeitschrift Z. Vgl. zuletzt Beiträge von E. Lieberam, C. Schuhler und F. Deppe in Z 100 (Dezember 2014) sowie von F. Deppe, J. Reusch/J. Goldberg sowie M. Zander in Z 107 (September 2016).

sozialen Kämpfen gelegen hat, oder an vorwiegend theoretischen Defiziten, sei dahin gestellt. Immerhin sind, nach Ansicht des Verfassers, einige zentrale theoretische Defizite kaum zu übersehen. Dazu zählen neben den o.g. (Kap. III.) Problemen der sozialen Subjekte/Akteure und ihrer Organisationsformen⁵⁹, der politischen Macht⁶⁰ und der Eigentumsfrage vor allem auch die damit verknüpften *Probleme einer politischen Ökonomie des Übergangs (etwa des Green New Deals) und schließlich des demokratisch-ökologischen Sozialismus*.

Aus dem engeren Kreis der (deutschsprachigen) Transformationstheoretiker hat sich vor allem Klaus Steinitz (u. a. gemeinsam mit Joachim Bischoff) in mehreren Arbeiten mit dieser zuletzt genannten Problematik beschäftigt.⁶¹ Der Vorzug etwa der Arbeit von Bischoff/Steinitz (2016) besteht darin, dass sie den Zusammenhang zwischen der ökonomischen Krise des neoliberalen Kapitalismus und der Frage hervorhebt, wie sich daraus eine sozialistische Transformation der Ökonomie vollziehen könne.⁶² Das setze u. a. auch „die Analyse der Gründe für das Scheitern des Staatssozialismus voraus“⁶³, um daraus schließlich die wesentlichen Strukturmerkmale einer innovativen und effektiven, ökologischen und bedürfnisorientierten Ökonomie einer demokratisch-sozialistischen Gesellschaft und ihrem Staat herauszuarbeiten, die sich glaubhaft als „attraktive[.] und langfristig lebensfähige[.] Systemalternative zum Kapitalismus“ darstellen könnte.⁶⁴

Es ist den Autoren nicht vorzuwerfen, dass sie die von ihnen benannten z. T. hochkomplexen Probleme nur in Grundzügen andeuten konnten. Sie haben immerhin das Verdienst, auf ein zentrales thematisches Feld verwiesen zu haben, dem die Transformationstheoretiker sich in Zukunft weit intensiver zu widmen hätten als bisher. Dabei ließe sich – worauf Bischoff/Steinitz in einem knappen „Ausblick“ hinweisen⁶⁵ – auch an konzeptionelle Entwürfe für eine alternative Ökonomie wie sie etwa von Christopher Freeman (1992), Carlota Perez (2002), Mariana Mazzucato (2014), u. a. zur Rolle des Staates als Investitions- und Innovationsmotor, entwickelt worden sind.⁶⁶

⁵⁹ Dazu neuerdings knapp K. Steinitz (2017), 22-25.

⁶⁰ Darin eingeschlossen auch die Frage nach den zukünftigen Formen ihrer demokratischen Organisation (Verhältnis von politischem Staat und gesellschaftlichen Assoziationsformen etc.).

⁶¹ Vgl. dazu aus jüngerer Zeit K. Steinitz, D. Walter (2014); J. Bischoff, K. Steinitz (2016); K. Steinitz (2017). Im weiteren Sinne dazu gehört auch die Arbeit von S. Krüger (2016).

⁶² Bischoff/Steinitz, 119-150.

⁶³ Gemeint sind hier vor allem – aber nicht nur – die ökonomischen Gründe. Vgl. a.a.O., 112-117; ausführlich Steinitz (2007).

⁶⁴ Als wesentliche Strukturmerkmale einer solchen Transformation nennen Bischoff/Steinitz: Die Umgestaltung der Eigentumsverhältnisse, Herausbildung einer neuen Regulierungsweise von Wirtschaft und Gesellschaft, wirksame Motivation für eine bedarfsgerechte, innovative und effektive Produktion in gesellschaftlichem Eigentum, internationale Arbeitsteilung, die auf Gleichberechtigung, gegenseitigem Vorteil und Solidarität beruht. Vgl. Gliederung zu Kap. 7, Wie könnte sich eine sozialistische Transformation vollziehen? In: Bischoff/Steinitz, 6.

⁶⁵ A.a.O., 151-156.

⁶⁶ A.a.O., 154-156. Vgl. dazu auch F. Carl, P. Oehlke (2015).

Daneben aber bleiben die von Bischoff/Steinitz zwar häufig, aber zumeist bloß stichwortartig erwähnten alternativen Eigentumsformen (darunter auch die Frage der „Commons“), der Wirtschaftsdemokratie⁶⁷, das Verhältnis von gesellschaftlicher Planung und Markt⁶⁸, die Frage der Produktivkraftentwicklung⁶⁹ („Digitale Revolution“, Ökologie und Nachhaltigkeit) und der Arbeitsbeziehungen und -verhältnisse (darunter auch Bildung und Qualifikation, Ergonomie), die Gestaltung der Geschlechterverhältnisse, Gesundheit und Alter u.v.a. mehr, eher bloss. Hierzu liegen freilich auch im Rahmen der Transformationstheorie eine ganze Reihe von Spezialuntersuchungen vor, die es in ein schlüssiges und überzeugendes Konzept einer zukünftigen sozialistischen, demokratisch-ökologischen Ökonomie zu integrieren gelte.

Allerdings: „Ein einheitliches Theoriegebäude gibt es nicht“⁷⁰ und wird es voraussichtlich auch in der absehbaren Zukunft nicht geben. Die Integration der genannten und weiterer Aspekte in eine gemeinsame strategisch orientierte Programmatik der Transformation ist nicht vorwiegend eine Aufgabe der Theoretiker, sondern vor allem die Aufgabe der praktischen Politik. Sie kann nur das Resultat einer offenen und solidarischen Debatte zwischen allen gesellschaftlichen Gruppen sein, die am Kampf um eine „organische“, emanzipatorische Transformation des Kapitalismus und „über ihn hinaus“ interessiert und engagiert sind. Das wäre ein erster Realitätstest, schließlich gilt auch hier: „the proof of the pudding is in the eating!“ „probieren geht über studieren“.

Literatur

- Altvater, E., (2007), *Das Ende des Kapitalismus wie wir ihn kennen. Eine radikale Kapitalismuskritik*, 5. Aufl., Münster.
- Bader, V. (2001), *Problems and Prospects of Associative Democracy*. In: Hirst, P./V. Bader (eds.) *Associative - Democracy - the real third way?* Spec. Vol. *Critical Review of Intern. Soc. and Pol. Philosophy*. Vol. 4, No 1, 31-70.
- (2017), *Associative Democracy: From 'The Real Third Way' back to Utopianism?* (Unveröff. Ms zur Konferenz: *Civilizing State and Society in the 21st Century: Rethinking the Dynamics between State, Market and Civil Society*, Copenhagen May 2017).
- Banase, G., U. Busch, M. Thomas (Hg.) (2017), *Digitalisierung und Transformation. Industrie 4.0 und digitalisierte Gesellschaft*, Berlin.
- Bischoff, J., K. Steinitz, (2016), *Götterdämmerung des Kapitalismus*, Hamburg.
- Blessing, K., W. Matthias (Hg.) (2015), *Gefährliche Illusionen. Die Transformationspolitik in der Krise*, Berlin.
- Brangsch, L. (2014), *Transformationsprozesse und ihre Politisierung in Einstiegspro-*

⁶⁷ Vgl. u.a. A. Demirovic (2008); H. Meine, M. Schumann, H.-J. Urban (Hg.) (2011).

⁶⁸ „Zurückdrängung der Marktgesellschaft, nicht jedoch des Markts“ Steinitz 2017, 29.

⁶⁹ Vgl. etwa D. Janke, J. Leibiger (Hg.) (2016); G. Banase, U. Busch, M. Thomas (Hg.) (2017). *Green New Deal Group* (2008), M. Candeias (2014).

⁷⁰ G. Notz, in: D. Janke, J. Leibiger (Hg.) (2016), 103.

- jekten, in: M. Brie (Hg.) (2014), 368-391.
- (2015), *Entwicklung, Revolution, Reform und Transformation*, in: M. Brie (Hg.) (2015b), 130-147.
 - Brangsch, L., M. Brie (Hg.), (2016) *Das Kommunistische. Oder: ein Gespenst kommt nicht zur Ruhe*,
 - (Hg.) (2014) *Futuring. Perspektiven der Transformation im Kapitalismus über ihn hinaus*, Münster.
 - (Hg.) (2015c), *Mit Realutopien den Kapitalismus transformieren?*, Hamburg.
 - (2016), *Für eine Politik des 'Dritten Pols'*, Interview in: *Neues Deutschland* v. 21. Aug. 2016.
 - Busch, U. (2016), *Postsozialistische Romantik*, in: *Berliner Debatte Initial*, 27. Jg., H. 2, 94-106.
 - (2017), *Digitale Revolution – Auftakt für eine Gesellschaftstransformation?*, in: G. Banse, U. Busch, M. Thomas (2017), 11-37.
 - Candeias, M. (2014), *Szenarien grüner Transformation*, in: M. Brie (Hg.) (2014), 303-329.
 - Carl, F., P. Oehlke (2015), *Kritische Impulse aus der neo-schumpeterschen Innovationsökonomie*, in: *Z. Zeitschr. marxist. Erneuerung*, 26. Jg., Nr. 104, Dez., 100-112.
 - Cohen J., J. Rogers (1996), *My Utopia or Yours?* In: E.O. Wright (Ed.) (1996), *Equal Shares, Making Market Socialism Work*, London, New York, 93-109.
 - Cromme, E. (2014), *Transformationsperspektive und die Frage der Gewalt*, in: M. Brie (Hg.) (2014), 392-418.
 - Demirovic, A. (2008), *Wirtschaftsdemokratie, Rätedemokratie und freie Kooperationen*. In: *Widerspruch*, 28. Jg., Nr. 55.
 - Freeman, C. (1992), *The Economics of Hope. Essays on Technological Change, Economic Growth and the Environment*, London/New York.
 - Goldschmidt, W. (2015), *Macht*. In: *Histor. Krit. Wörterbuch des Marxismus (HKWM)*, Bd. 8, 1485-1519.
 - Gramsci, A., (1991ff.) *Gefängnishefte*, Bd. 1-10, Hamburg.
 - Green New Deal Group (2008), *A Green New Deal*, London.
 - Harvey, D. (2007), *Kleine Geschichte des Neoliberalismus*, Zürich.
 - (2015), *Siebzehn Widersprüche und das Ende des Kapitalismus*, Berlin.
 - Helle Panke (2011), *Reformalternative(n) heute. Kernelemente und Transformationsperspektive progressiver Reformpolitik in der BRD*, Pankower Vorträge Heft 159, Berlin.
 - (2014), *Die Eigentumsfrage heute. Neue Antworten auf ‚alte‘ Fragen sowie neue Fragen, Sichten und Praxen in Sachen Eigentum*, Pankower Vorträge Heft 187, Berlin.
 - Hirst, P. (1993), *Associative Democracy. New Forms of Economic and Social Governance*, Cambridge/Mass.
 - Institut Solidarische Moderne (2011), *Sozialökologischer Umbau. Auf dem Weg In eine solidarische Moderne*, RLS, Standpunkte 33, Berlin.
 - Janke, D., J. Leibiger (Hg.) (2016), *Digitale Revolution und soziale Verhältnisse im*

21. Jahrhundert, Hamburg.

- Jessop, B. (2014), Reform, Umformierung, Neuformierung und Transformation, in: M. Brie (Hg.) (2014), 126-160.
- Klein, D. (2013), Das Morgen tanzt im Heute: Transformation im Kapitalismus und über ihn hinaus, Hamburg.
- (2014), Doppelte Transformation, in: M. Brie (Hg.) (2014), 101-125.
 - (2015), Die Entscheidung. Kapitalismus vs. Klima, Frankfurt/M.
 - (2016), Gespaltene Machteliten. Verlorene Transformationsfähigkeit oder Renaissance eines New Deal? Hamburg.
 - (2017a), Machteliten – Tendenzen der Herrschaft. Illusion oder ‚ein ganz mächtig Vorbewusstes‘ im Sinne Blochs? Online Publikation der RLS 12/2017.
 - (2017b), Wo sind die aufgeklärten Eliten? Plädoyer für einen globalen New Deal des 21. Jahrhunderts, in: Blätter f. dt. und int. Politik, 62. Jg., H. 2/2017, 83-92.
 - (2017c), Das Pulver für den Startschuss. Ernst Bloch, die Hoffnung auf eine bessere Gesellschaft und radikale Perspektiven, in: Sozialismus, 43. Jg., H. 6, 2017, 8-10.
- Krämer, R. (2011), Eigentumsfrage – Kern antikapitalistischer Umgestaltung? In: M. Brie, R. Detje, K. Steinitz (Hg.) (2011), 114-127.
- Krüger, St. (2016), Wirtschaftspolitik und Sozialismus, Hamburg.
- Krysmanski, H. J. (2016), Hirten & Wölfe, Wie Geld- und Machteliten sich die Welt aneignen 7. Aufl. Münster.
- Leibiger, J. (2011), Zukunft Eigentum. Wem gehört die Republik, Berlin.
- Lukes, St. (1974): Power: A Radical View, London.
- Mazzucato, M. (2014), Das Kapital des Staates. Eine andere Geschichte von Innovation und Wachstum, München.
- Meine, H., M. Schumann, H.-J. Urban (Hg.) (2011), Mehr Wirtschaftsdemokratie wagen!, Hamburg.
- Merkel, W. (2010) Systemtransformation. Eine Einführung in die Theorie und Empirie der Transformationsforschung, 2. A., Wiesbaden.
- Mills, C. W. (1956), The Power Elite, New York; dt. 1962, Die amerikanische Elite: Gesellschaft und Macht in den Vereinigten Staaten, Hamburg.
- Oehlke, P. (2009), Soziale Demokratie und Transformationsstrategie. Zu Wolfgang Abendroths Verfassungspolitik, in: Widerspruch 57, 29. Jg./2. Hj. 2009, 137-145.
- Perez, C. (2002), Technological Revolutions and Financial Capital. The Dynamics of Bubbles and Golden Ages, London.
- Reißig, R. (Hg.) (1993), Rückweg in die Zukunft. Über den schwierigen Transformationsprozeß in Ostdeutschland, Frankfurt/New York.
- Steinitz, K. (2007), Das Scheitern des Realsozialismus – Schlussfolgerungen für die Linke im 21. Jahrhundert, Hamburg.
- (2011), Konzepte und Grundzüge sozialistischen Eigentums. Herausforderungen an eine sozialistische Politik zur Veränderung der Eigentumsverhältnisse, in: M. Brie, R. Detje, K. Steinitz (Hg.) (2011), 96-113.
 - (2015), Überlegungen zu einer kritischen linken Transformationsforschung, in: M.

- Brie (2015b), 36-55.
- (2017), Warum ist die Diskussion sozialistischer Alternativen gegenwärtig notwendig? Pankower Vorträge, Heft 206, Berlin.
- Steinitz, K., D. Walter (2014), Plan – Markt – Demokratie. Prognose und langfristige Planung in der DDR – Schlussfolgerungen für morgen, Hamburg.
- Thomas, M., U. Busch (Hg.) (2015), Transformation im 21. Jahrhundert. Theorien – Geschichte – Fallstudien, Berlin.
- Westall, A. (Ed.) (2011), Revisiting Associative Democracy: how to get more co-operation, co-ordination and collaboration into our economy, our democracy, our public services, and our lives. (e-book)
- Wright, E. O. (2015), Durch Realutopien den Kapitalismus transformieren. In: M. Brie (2015c), 59-106.
- (orig. 2010, dt. 2017), Reale Utopien. Wege aus dem Kapitalismus, Berlin.
- Zelik, R. (2016), Im Multiversum des Kapitals. Wer herrscht wie, wer protestiert, wer nicht und warum nicht? Hamburg.

Klasse • Demokratie Arbeiterbewegung

Mit Beiträgen von: Heinz Bierbaum (Partei DIE LINKE), Bruce Bostick (USA), Brecht De Smet (Ägypten/Belgien), Linda Farthing (Bolivien), Uwe Fritsch / Jörg Köther / Mark Seeger (Volkswagen), Oliver Jonischkeit (Österreich), Pierre Laurent (Frankreich), Domenico Losurdo (Italien), Georg Polikeit, Wolfgang Reinicke-Abel, Jan von Hagen (ver.di)

Mit Beilage »Nachgelesen«: Wolfgang Abendroth, »Lenin und die internationale Arbeiterbewegung«

Weitere Themen: Nordkorea, Kurdistan/Irak, Freihandel, Staatsverschuldung, Antifaschistische Geschichtsarbeit, Luther als Anti-Kapitalist?, »G 20« – Protest-Nachlese



Einzelpreis	9,50 €
Jahresabo	48,00 €
ermäßigtes Abo	32,00 €

**Neue
Impulse
Verlag**
Hoffnungstraße 18
45127 Essen
Tel. 0201 | 23 67 57

1917-1991: Bewährungsproben im Kampf um ein sozialistisches Russland

Im Herbst 1917 ging der Weltkrieg in sein viertes Jahr. In allen kriegführenden Ländern sehnte sich die leidtragende Bevölkerung den Frieden herbei – und wusste, dass die Regierenden, auf welcher Seite der Auseinandersetzung sie auch standen, dazu nicht bereit waren. Die Alternative konnte nur von den sozialistischen Parteien kommen. „Und es sah so aus“, schreibt Eric Hobsbawm in seiner „Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts“, „als bräuchten die Völker nur ein Signal um sich zu erheben und den Kapitalismus durch Sozialismus zu ersetzen um damit die sinnlosen Leiden des Krieges in etwas Sinnvolles zu verwandeln“ (Hobsbawm 1999, 79). Doch von wo aus sollte dieses Signal gesendet werden? Wo waren die gesellschaftlichen, die wirtschaftlichen und sozialen Voraussetzungen dafür am weitesten fortgeschritten? Zweifellos nicht im vorwiegend agrarischen Russland, in dem eine zahlenmäßig starke Arbeiterklasse nur in der Hauptstadt Petrograd, in Moskau und im Donbass existierte. Es war aber dieses Land, in dem die Bevölkerung mehr als in anderen kriegführenden Staaten Europas litt und sich auflehnte. Die nach der Februarrevolution 1917 gebildete bürgerliche Regierung erwies sich nicht bereit bzw. in der Lage die Forderung der Bevölkerung Russlands nach „Frieden, Brot und Land“ zu verwirklichen. Bereit die Forderungen der Bevölkerungsmehrheit zu den ihren zu machen waren allein die Bolschewiki. In freien Parlamentswahlen erreichte die Partei Lenins in Petrograd und Moskau die Mehrheit (Gräfe 2011, 37). Auf sie richteten sich zunehmend die Erwartungen der Bevölkerung. Die günstige politische Lage veranlasste Lenin die Macht zu übernehmen und die sozialistische Revolution zu proklamieren, ungeachtet unzureichender wirtschaftlicher und sozialer Voraussetzungen die Russland für eine Transformation in die neue Gesellschaftsordnung bot. Dem Führer der Bolschewiki gelang es seine zögernden Mitkämpfer bis zum September 1917 davon zu überzeugen, dass ihnen die Chance einer Machtübernahme rasch wieder entgleiten würde, wenn sie nicht handelten. Die Bolschewiki handelten am 7. November¹. Nach dem Sturm auf das Winterpalais, den Sitz der Provisorischen Regierung, übernahmen die Bolschewiki die Macht in Petrograd, in Moskau und im ganzen Land. Sie verkündeten ihre Bereitschaft zur Beendigung des Krieges und zur sozialistischen Revolution weltweit – in der Auffassung, dass die Bevölkerung in den entwickelten kapitalistischen Ländern diesen Ruf aufgreifen und die antikapitalistischen Kräfte dort sich an der Weltrevolution beteiligen und deren Führung übernehmen würden (vgl. Bock 2011, 23ff.).

Doch das war nicht der Fall. Die Novemberrevolution 1918 in Deutschland wurde nicht – wie von Lenin erhofft – zum Beginn der „proletarischen Revolution“ in Mittel- und Westeuropa. Dort wo die Revolutionäre Räterepubliken

¹ 25. Oktober nach der damals in Russland geltenden Zeitrechnung.

nach dem Vorbild der bolschewistischen Revolution errichteten, wie in Bayern und Ungarn, wurden die Versuche bald gewaltsam unterdrückt. Damit war die ursprüngliche Rechtfertigung der Entscheidung, eine sozialistische Macht in Russland zu errichten in Frage gestellt. Am 24. Januar 1918 verkündete Lenin, nachdem er seine Auffassung in der Führung der Bolschewiki durchgesetzt hatte: Jetzt existiere die „sozialistische Republik“, deren Staatsform die „Diktatur des Proletariats“ sei. Geführt von der kommunistischen Partei habe die „Übergangsperiode vom Kapitalismus zum Sozialismus“ begonnen (Bock 2011, 32).

Bewertungen der Oktoberrevolution in der linken Geschichtsschreibung

In der Geschichtsschreibung gehen die Meinungen über die weltgeschichtliche Bedeutung der Oktoberrevolution weit auseinander. Vor 1990 war die Darstellung der Ereignisse vom Oktober 1917, in der sowjetischen wie der ihr nahestehenden DDR-Geschichtswissenschaft stets als „Große Sozialistische Oktoberrevolution“ bezeichnet, gewiss überhöht. Heute betrachtet die Linke dieses Ereignis mit Distanz (Hedeler 2017, 95). Die Mehrzahl der linken deutschen Historiker hat sich auf die These geeinigt, dass die Ursachen für den Untergang des sozialistischen Systems bereits in seinem Anfang erkennbar waren, genauer gesagt: an der undemokratischen Art und Weise wie nach 1917 Sowjetrußland entstand (vgl. z.B. Bock 2011, 33ff.; Gräfe 2011, 35f.; Benser 2017, 163ff.). Denjenigen, die die Oktoberrevolution vorbereiteten, schreibt der Marburger Politikprofessor Frank Deppe, sich auf Lenin beziehend, schwebte eine Räteverfassung vor, die Errichtung einer direkten Demokratie. „Der Verlauf der Oktoberrevolution widersprach diesen Vorstellungen radikal, denn schließlich wurde mit der ‚Diktatur des Proletariats‘ ein Einparteiensystem durchgesetzt, das mit dem Staatsapparat verschmolzen und den Räten übergeordnet war“ (Deppe 2017, 25). Die mit dem Einparteiensystem möglich gewordene Unterdrückung von alternativen Handlungen und Entwicklungspfaden (vgl. Bock 2011, 5ff.) habe schließlich „eine Erstarrung erzeugt, die zusammen mit den ökonomischen Missständen des Systems zunehmend die Legitimation des Regimes im Volke untergrub“ (Deppe 2017, 28). Die Einparteienherrschaft habe dazu geführt, dass die „Bewährungsproben“, denen der sozialistische Aufbau durch Einwirkung äußerer und innerer Faktoren wiederholt ausgesetzt war, zu „Bewährungskrisen“ führten, in denen letztendlich die mit der Oktoberrevolution in Gang gesetzte Befreiung der Menschheit vom kapitalistischen Herrschaftssystem scheiterte (Deppe 2017, 29).

Im folgenden soll aus wirtschaftshistorischer Sicht anhand der wichtigsten dieser Bewährungsproben konkret-historisch untersucht werden, inwieweit dieser Auffassung, die ihre Plausibilität für viele aus dem Untergang der Sowjetunion 1991 bezieht, zugestimmt werden kann.

Bewährungsprobe „Kriegskommunismus“ im Bürgerkrieg

1918 erhoben sich verschiedene konterrevolutionäre Armeegruppen und regionale bürgerliche Regime gegen die Herrschaft der Sowjets – von den früheren

Alliierten Russlands finanziert. Die USA, Großbritannien, Frankreich, Japan und einige Staaten Osteuropas entsandten auch eigene Truppenkontingente gegen Sowjetrussland, das zeitweise auf ein Rumpfggebiet in Nord- und Mittelrussland einschließlich der Metropolen Petrograd und Moskau schrumpfte. Die Antwort der Bolschewiki war auf militärischem Gebiet die Schaffung der Roten Armee, „fraglos eine militärische Meisterleistung“ (Hildermeier 2017, 13), gegen die „weißen“ Eindringlinge und auf ökonomischen Gebiet die Einführung eines strengen kriegswirtschaftlichen Regimes, dessen Strukturen Lenin noch im Schweizer Exil anhand der deutschen Kriegswirtschaft studiert hatte. Die Einführung des „Kriegskommunismus“ bedeutete die befehlswirtschaftliche Regulierung der auf Kriegserfordernisse ausgerichteten Industrie und die Einführung der Ablieferungspflicht für landwirtschaftliche Produkte bedeutete die fast vollständige Ausschaltung der Regulierung von Produktion und Austausch über den Markt (Geschichte UdSSR II 1979, 138f). Mit der Kriegswirtschaft wurde die Verteidigungsfähigkeit gewährleistet und eine Hungerkatastrophe verhindert. 1920 waren die „Weißen“ und die Interventen besiegt. Die Arbeiter und die Bauern, denen die Bolschewiki das Land übereignet hatten, blieben während der Kämpfe den Bolschewiki überwiegend gewogen oder hielten sie doch wenigstens für das geringere Übel. Die sozialistische Revolution hatte ihre erste Bewährungsprobe bestanden, doch eine zweite stand ihr unmittelbar bevor.

Bewährungsprobe „Neue Ökonomische Politik“ (NÖP)

Die Bauern waren nach dem militärischen Sieg der Bolschewiki nicht mehr bereit, die Ablieferungspflicht auch in „Friedenszeiten“ zu dulden. Sie lehnten eine von den Radikalen unter den Bolschewiki – vor allem von Leo Trotzki – geforderte Fortsetzung des auf Negierung des Privateigentums basierenden „Aufbaus des Sozialismus“ entschieden ab. 1921 machte Sowjetrussland eine schwere politische Krise durch. Die Bauern bestanden darauf, über ihre überschüssigen Produkte frei zu verfügen, um diese gegen Industriewaren eintauschen zu können. Ihre Unzufriedenheit äußerte sich z. T. in regionalen Aufständen gegen die Sowjetmacht. Es galt, ein akzeptables Verhältnis zwischen verstaatlichter „sozialistischer“ Industrie und (groß-)bäuerlicher Warenwirtschaft herzustellen. Lenin gelang es wiederum seine Vorstellungen zur Sicherung der Weiterexistenz des sozialistischen Staates durchzusetzen. Der 10. Parteitag der Bolschewiki fasste im März 1921 den Beschluss über die Ablösung der Ablieferungspflicht durch eine Naturalsteuer. Damit wurde die „Neue Ökonomische Politik“ (NÖP) eingeleitet. Um die Weiterexistenz des neuen Staates zu sichern, erhielten die Bauern die Möglichkeit für ihren eigenen Vorteil zu arbeiten und die Städte unter Marktbedingungen zu versorgen. Die städtische Kleinindustrie wurde auf gleiche Weise wiederbelebt, Kommissionshandel, gemischte Aktiengesellschaften und bürgerliche Genossenschaften zugelassen (Geschichte UdSSR II 1979, 138f., 142f.). Die Großindustrie allerdings blieb in der Hand des Staates, der zuvor ausgearbeitete Staatsplan zur Elektrifizierung des Landes (GOELRO) wurde ebenso wie die Bildung einer Staatlichen Plankommission (GOSPLAN) im Verlaufe des Jah-

res 1921 bestätigt (Fülberth 2010, 51). Lenin bezeichnete das Wirtschaftslenkungssystem, das den Kriegskommunismus ablöste, als Staatskapitalismus. Heute würde man von einer „Mixed Economy“ sprechen.

Für viele Wirtschaftsbereiche bedeutete die NÖP eine Wende um 180 Grad – weg vom staatlichen hin zum Privateigentum, weg von der Regulierung der gesamten Wirtschaft über den Staat hin zur Wiederzulassung der Regulierung über den Markt. Die Bauern und gewerblichen kleinen Warenproduzenten akzeptierten die neuen Regelungen. Die Gefahr, dass Sowjetrußland an inneren Auseinandersetzungen zugrunde gehen würde, war beseitigt. Die sozialistische Revolution hatte ihre zweite Bewährungsprobe bestanden. Doch am Ende des Jahrzehnts stand die 1922 aus Rußland hervorgegangene Sowjetunion vor der nächsten.

Bewährungsproben „sozialistische Industrialisierung“ und Abwehr der Aggression Hitlerdeutschlands

Nachdem die sowjetischen Kommunisten akzeptiert hatten, dass das von ihnen regierte Land auf längere Sicht der einzige Staat bleiben würde, im dem die sozialistische Revolution gesiegt hatte, war es für sie eine logische Schlussfolgerung, dieses Land so schnell wie möglich aus dem – durch Kriegs- und Bürgerkriegsjahre weiter vergrößerten – wirtschaftlichen Rückstand herauszuholen (Hobsbawm 1999, 470). Die neue Gesellschaft aufbauen, hieß auch eine moderne Industriegesellschaft aufbauen.

Die Industrialisierung Rußlands hatte im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts begonnen. Aber sie verlief langsam – auch wegen des Widerstands, den die bäuerlichen Strukturen leisteten. Deshalb wurde es für das zaristische Rußland unmöglich, wirtschaftlich und damit auch militärisch gegenüber Deutschland, seinem wichtigsten potenziellen Feind im europäischen Staatensystem, aufzuholen (Deppe 2017, 13). 1913 erzeugte das Zarenreich mit einem Anteil von 9,4 Prozent an der Weltbevölkerung lediglich 3,6 Prozent der Weltindustrieprodukte (Hobsbawm 1999, 481).

Auch in den 20er Jahren, nachdem sich ihre Interventionstruppen aus Rußland längst zurückgezogen hatten, zeigten die europäischen und außereuropäischen Großmächte wenig Neigung, die Existenz der Sowjetunion als gleichberechtigte Macht endgültig anzuerkennen. Die Kommunisten der Sowjetunion zogen daraus die Schlussfolgerung, dass schon allein, um die sozialistische Revolution zu schützen, die Industrialisierung des Landes beschleunigt werden müsse. Seit Mitte der 20er Jahre wurde innerhalb der Parteiführung der KPdSU über die Forcierung der Industrialisierung, um ihr Ausmaß und Tempo, gestritten. Der nach Lenins Tod Anfang 1924 mächtigste Mann innerhalb der KPdSU, Stalin, schlug sich in dieser Diskussion auf die Seite der Befürworter einer raschen Industrialisierung. 1926 wurden Plankennziffern für die volkswirtschaftliche Entwicklung erarbeitet, 1929 trat der erste Fünfjahrplan in Kraft. Im gleichen Jahr begann mit der Kollektivierung der Landwirtschaft die Beseitigung des Einflusses der zahlenmäßig größten Bevölkerungsgruppe

unter den Gegnern einer raschen Industrialisierung, endete die NÖP (Geschichte UdSSR II 1979, 206). Die „sozialistische Industrialisierung“ der Sowjetunion wurde von Stalin mit Brachialgewalt durchgesetzt. Massenrepressionen richteten sich 1929/30 gegen die sich der Kollektivierung widersetzenen Großbauern („Kulaken“), 1937 bis 1939 mit der „großen Säuberung“ gegen Stalins Gegner innerhalb der KPdSU-Führung (Wolkogonow 1989, 239ff.).

Die „sozialistische Industrialisierung“ erstreckte sich über die drei Vorkriegsplanjahrhünfte. Sie umfasste alle Industriezweige. Im Mittelpunkt aber stand die Entwicklung der Schwerindustrie – verständlich angesichts der Rolle, die Überlegungen zur Verteidigung des Landes in der Industrialisierungsdebatte gespielt hatten. Die unter dem NÖP aus der zentralen Planung ausgeklammernten Bereiche Landwirtschaft und Kleinindustrie wurden nun in diese Planung einbezogen – eine Planung, in der alle Kennziffern für Produktion und Verteilung in Mengenangaben von oben nach unten durchgegeben wurden. Platz für Eigeninitiative gab es nur noch bei der Überbietung der vorgegebenen Ziele. In der Industrie wurde dafür die Stachanow-Aktivistebewegung initiiert (vgl. Geschichte UdSSR II 1979, 248f.). Eine wesentliche Ursache, warum die Aufrufe, den Betriebsplan zu erfüllen und überzuerfüllen, befolgt wurden, war der während der ersten drei Planjahrhünfte steigende Lebensstandard der Stadtbevölkerung (Geschichte UdSSR II 1979, 250).

Im Sommer 1941, als Hitlerdeutschland die Sowjetunion überfiel, war das Ziel der sowjetischen Planwirtschaft – Stalin erklärte 1930, in 10 Jahren nachholen zu wollen, wozu Westeuropa 50 Jahre gebraucht hatte (Hildermeier 2007, 36) – noch längst nicht erreicht war; aber dennoch war es nicht viel mehr als einem Jahrzehnt gelungen die Sowjetunion soweit zu industrialisieren, dass die Rotarmisten Hitlers Blitzkriegsstrategie nach wenigen Monaten erstmals im Dezember 1941 vor Moskau und 1943 endgültig in Stalingrad Paroli bieten konnte. Das wurde möglich, weil in den ersten Monaten des Rückzugs der Roten Armee, zwischen Juni und Dezember 1941, eine strategische Meisterleistung vollbracht worden war. So gelang es dem zu Kriegsbeginn geschaffenen „Staatlichen Verteidigungskomitee“ und dem ihm unterstellten „Evakuierungsrat“, 1360 große Betriebe im Westen des Landes zu evakuieren, bevor die deutschen Okkupanten diese Standorte besetzten: 455 davon wurden im Ural wieder aufgebaut, 210 kamen nach Westsibirien und 250 nach Kasachstan und Mittelasien. Die Gesamtzahl der evakuierten Betriebe belief sich im 2. Halbjahr 1941, bis es gelang, den Vormarsch der Wehrmacht im Dezember 1941 vor Moskau zu stoppen, auf 2.539 (Roesler 2014, 142). Das „Staatliche Verteidigungskomitee“, das alle (kriegs)wirtschaftlichen Kompetenzen bündelte, sicherte auch in den folgenden Kriegsjahren die Versorgung der Armee und trug so wesentlich dazu bei, dass die Wende von Stalingrad gelang und die UdSSR in den folgenden dreieinhalb Jahren den Aggressor – im Bündnis mit den USA und Großbritannien – besiegen konnte. Dass der Vormarsch von Moskau und Stalingrad nach Berlin gelang, war sicher das Werk tapferer Rotarmisten. Wesentlich aber war deren Leistung auch dem Ergebnis einer effektiven Organisation der Kriegswirt-

schaft im Hinterland zu danken. Die Sowjetunion hatte dank rascher Industrialisierung und gut organisierter Kriegswirtschaft eine weitere Bewährungsprobe erfolgreich überstanden.

Neue Bewährungsproben im Kalten Krieg (1945-1964)

Die nächste von der Sowjetmacht zu bewältigende Aufgabe musste der Wiederaufbau der zerstörten Städte und Dörfer im Westen des Landes sein. Dass der sich unter den Bedingungen des Kalten Krieges gegen die vor kurzem noch Verbündeten und unter der atomaren Bedrohung vollziehen würde, war im Frühjahr 1945 noch nicht zu erkennen gewesen. Doch die Auseinandersetzungen zwischen dem sozialistischen Weltsystem, zu dem nun auch die von der Sowjetunion befreiten Länder Osteuropas gehörten, und dem von den USA dirigierten kapitalistischen Weltsystem, ließen nach Kriegsende nicht lange auf sich warten. Die sozialistische Sowjetunion stand erneut vor der Aufgabe, sich gegenüber den kapitalistischen Staaten behaupten zu müssen.

Wirtschaftlichen Wettkampfzielen mit den kapitalistischen Ländern, wie sie Stalin in der Industrialisierungskampagne während der 30er Jahre verkündet hatte, konnte sich die UdSSR allerdings noch nicht wieder stellen. Hauptziel des vierten Fünfjahrplans (1946-1950) war die Wiederherstellung der Volkswirtschaft in den durch Kriegseinwirkungen stark zerstörten „befreiten Gebieten“ im Westen der Sowjetunion und das Wiedererreichen des Vorkriegslebensstandards im ganzen Land (Geschichte UdSSR III 1979, 73ff.). Stalin – nach dem siegreichen Kriegsende nunmehr an der Spitze einer der beiden „Supermächte“ stehend – bereitete die UdSSR durch massive Aufrüstung und Einordnung der osteuropäischen Staaten in den „Warschauer Pakt“ im Systemwettbewerb auf eine militärische Konfrontation vor ebenso wie dies US-Präsident Truman, Chef der Supermacht auf der anderen Seite, das durch die Bildung der NATO und forciertes Wettrüsten tat. Die Vorbereitung der mit militärischen Mitteln geführten Auseinandersetzungen zwischen den beiden Gesellschaftssystemen, die die Sowjetunion bereits während der Interventionskriege 1918/20 mit den Westalliierten und 1941-1945 während des „Großen Vaterländischen Krieges“ mit Hitlerdeutschland bestanden hatte, erhielt im ersten Nachkriegsjahrzehnt ein völlig neues Moment durch die atomare Bedrohung.

Die USA hatten 1945 im Krieg gegen Japan in Hiroshima und Nagasaki demonstriert, dass sie sich im Besitz einer neuartigen furchtbaren Vernichtungswaffe befanden – der Atombombe. Der Sowjetunion blieb keine andere Wahl als auch auf diesem Gebiet militärisch aufzuholen und bis 1949 ebenfalls die Atombombe zu entwickeln und ein Arsenal anzulegen, zumal die USA 1954 eine Strategie „massiver Vergeltungsmaßnahmen“ verkündeten, die besagte, dass dem potentiellen Aggressor sogar ein begrenzter Angriff durch konventionelle Waffen mit Atomwaffen vergolten werden sollte (Hobsbawm 1999, 297). Angesichts dieser Gefahr entschloss sich Nikita Chruschtschow, der 1953 als Chef der KPdSU Stalin gefolgt war, die Systemauseinandersetzung vorrangig in den zivilen Bereich zu verlagern und verkündete den Wettkampf zwischen beiden

Weltsystemen als wirtschaftlichen Wettbewerb unter den Bedingungen der „Politik der friedlichen Koexistenz“ weiter führen zu wollen.

Dieser Schritt bedeutete aber für die Sowjetwirtschaft und die Wirtschaft der osteuropäischen Staaten, ökonomisch zusammengeschlossen im „Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe“ (RGW), erneut eine Bewährungsprobe. Die Wirtschaften der sozialistischen Länder, allen voran die Sowjetwirtschaft, mussten beweisen, dass sie in der Lage waren, gegenüber den kapitalistischen Ländern aufzuholen, um diese letztlich im ökonomischen Wettbewerb zu schlagen. Der auf dem 21. Parteitag der KPdSU verabschiedete Siebenjahrplan (1959-1965) sah dementsprechend vor bis 1965 gegenüber 1958 die Bruttonproduktion der gesamten Industrie auf das 1,8 fache zu steigern, die Energieerzeugung auf sogar das 2,2 fache. Überdurchschnittlich rasch sollten modernste Industriezweige wie Radioelektronik, Gerätebau und die polymere Chemie entwickelt werden. Die im Siebenjahrplan vorgesehenen staatlichen Investitionen im Bereich der Industrie entsprachen vom Umfang her in etwa allen Industrieinvestitionen in den vorangegangenen Jahren der Sowjetmacht. Die Produktion in der Landwirtschaft sollte um 70 Prozent steigen, die Produktion der Leicht- und Lebensmittelindustrie auf das 1,7 fache, das Einkommen der Arbeiter, Angestellten und Kolchosbauern um 40 Prozent (Geschichte UdSSR III 1979, 142f.).

So nachvollziehbar Chruschtschows Entscheidung auch war, angesichts der atomaren Bedrohung eine militärische Auseinandersetzung unbedingt zu vermeiden und im Systemwettbewerb ganz auf Wirtschaftswachstum und Lebensstandardsteigerung zu setzen, so sehr wird man aus heutiger Sicht und Kenntnis der Entwicklung fragen, ob Chruschtschow das künftige Hauptkampffeld auch klug ausgewählt hatte. Dazu ist zu sagen: Die Siebenjahrplanziele waren keine Phantastereien: Zwischen 1950 und 1958 hatte sich die Zahl der neuen Maschinen und Ausrüstungen in der Sowjetunion verdreifacht. Die Energieausstattung der Arbeit in der Industrie war um 75 Prozent gestiegen, verbunden mit einer beträchtlichen Erhöhung ihrer Produktivität. Auf ähnliche Erfolge in der Landwirtschaft konnte die Sowjetunion allerdings nicht zurückblicken (Geschichte UdSSR III 1979, 141f.). Insgesamt war die Wirtschaft des „sozialistischen Lagers“ in den ersten anderthalb Nachkriegsjahrzehnten, wie Eric Hobsbawm schreibt, „beträchtlich schneller als die des Westens“ gewachsen, „so viel schneller, dass ... selbst der britische Premierminister Harold Macmillan ernsthaft davon überzeugt war, dass die sozialistische Produktion die kapitalistische in absehbarer Zeit überholt haben würde“ (Hobsbawm 1999, 471).

Chruschtschows Zuversicht hinsichtlich einer beschleunigten Entwicklung von Volkswirtschaft und Lebensstandard in der UdSSR ergab sich nicht nur aus Trendberechnungen auf der Basis von zu Stalins Zeiten erreichten Erfolgen, sondern auch aus einer Reihe von Initiativen der Regierung, die zu Stalins Zeiten undenkbar waren. Chruschtschow vertrat die Auffassung, dass, um die in den Plänen geforderte Leistungssteigerung zu erreichen, Enthusiasmus und individuelles Engagement gefördert werden müssten. Dazu aber bedurfte es in der Gesellschaft mehr Freiraum. Zu den von ihm in die-

sem Sinne ergriffenen Maßnahmen gehörte *erstens* die auf dem 21. Parteitag 1956 verkündete Entstalinisierung und das damit verbundene Ende der Androhung und Anwendung von Zwangsarbeit in den GULAGs für abweichendes Denken. Das damit eingeleitete „Taufwetter“ hatte zur Folge, so die Einschätzung von Hildermeier, dass es „unter Chruschtschow sicher ein höheres Maß an öffentlicher Meinungsfreiheit gab als zuvor und danach“ (Hildermeier 2007, 76). *Zweitens* wurde im gleichen Jahr eine Dezentralisierung in der Wirtschaftsplanung zugunsten der mit den Bedürfnissen der Bevölkerung besser vertrauten Institutionen, die für die regionale Wirtschaftsleitung verantwortlich waren, vollzogen. Chruschtschow erwartete damit eine größere Einsatzbereitschaft der örtlichen Leitungs- und Arbeitskräfte für die Erfüllung und Übererfüllung der Pläne. *Drittens* versuchte Chruschtschow das Problem einer bis dato unzureichenden Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion durch ein Neulandprogramm zu lösen: Die ungenutzten Steppen jenseits der südlichen Wolga bis Kasachstan sollten unter den Pflug genommen werden. Das versprach viel zusätzliches Getreide bei vergleichsweise geringen Investitionen in Maschinen und Dünger (Hildermeier 2007, 70).

Die Ziele für den Systemwettbewerb wurden im Siebenjahrplan generell nicht, im Bereich der Landwirtschaft und auf dem Gebiet des Lebensstandards nicht einmal annähernd erreicht. Die Aufholziele im Systemwettbewerb wurden damit eindeutig verfehlt. Chruschtschow wurde noch vor dem Ende der laufenden Siebenjahrplanperiode, im Oktober 1964, entmacht. Unter ihm hatte die Sowjetherrschaft die ihr von ihrem obersten Chef auferlegte Bewährungsprobe im Systemwettbewerb nicht bestanden, blieb aber weiterhin ein Gegner, den die Gegenmacht USA als ernsthaften Rivalen ansah und mit Respekt behandelte.

Die Breschnew-Ära: Verzicht auf den Systemwettbewerb und Stagnation

Chruschtschows Nachfolge trat eine Doppelspitze an: Leonid Breschnew wurde Generalsekretär der KPdSU, Aleksej Kossygin Vorsitzender des Ministerrates der UdSSR. Letztendlich das Sagen hatte der Generalsekretär. Beide, unter Chruschtschow in Amt und Würden gekommen, beabsichtigten dessen Wirtschaftspolitik weiter zu betreiben, allerdings bescheidener in der Zielsetzung und beim Geben von Versprechungen. In diesem Sinne sind die Kossyginischen Vorschläge zur Vereinfachung der Produktionsplanung und zur Preisreform vom Herbst 1965 zu verstehen, ebenso wie Breschnews Sonderprogramme für die Landwirtschaft und Zulieferindustrie (Hildermeier 2007, 78). Die angestrebten Erfolge bezüglich der Beschleunigung des Wirtschaftswachstums blieben jedoch von Anbeginn aus.

Eine Austragung des Systemwettbewerbs im militärischen Bereich verbot sich für Breschnew und Kossygin aus den gleichen Gründen, die schon ihren Vorgänger zum Verzicht darauf veranlasst hatte. Chruschtschows Politik der „friedlichen Koexistenz“ setzte die neue sowjetische Führung als „Entspannungspolitik“ fort.

Bei Breschnew verschwand die Zuversicht, die alle Sowjetführer, Lenin, Stalin und auch Chruschtschow² zuvor geteilt hatten, dass es den sozialistischen Ländern in „historisch kürzester Frist“ gelingen würde, die kapitalistischen Industrieländer auf wirtschaftlichem Gebiet, im Produktionsmittel- sowie im Konsumgüterbereich, einzuholen. Dagegen erschöpften sich die Handlungsmaximen unter Breschnew „in einer ausschließlichen Verteidigung der Großmachtstellung der UdSSR“ (Pirker 1995, 371), weshalb dem militärisch-industriellen Komplex gegenüber der zivilen Wirtschaft vorrangig Mittel zugeteilt wurden.

Diese Politik erwies sich als fatal angesichts des nicht nur quantitativ, sondern vor allem qualitativ steigenden Konsumniveaus in den Hauptländern des Kapitalismus. Über die dortige Entwicklung war die Bevölkerung in der UdSSR und den Ländern Osteuropas in den 70er und 80er Jahren durch neue Kommunikationsmittel besser unterrichtet als in den Jahrzehnten zuvor. Gemessen an den Fortschritten in den Ländern des Westens empfand die Bevölkerung der UdSSR die eigene wirtschaftliche Entwicklung ungeachtet spezieller Konsumgüterprogramme, wie sie Breschnew in den 70er Jahren, bezahlt aus den Einnahmen aus dem Erdölexport, auflegte, zunehmend als Stillstand. Breschnews Nachfolger Michail Gorbatschow hat die „Breschnew-Ära“ rückblickend so beschrieben: „Die Antriebskraft, der Schwung im Land wurden immer geringer. Ökonomische Misserfolge nahmen zu. Schwierigkeiten häuften und verschlimmerten sich, ungelöste Probleme nahmen überhand ... Eine Art ‚Bremsmechanismus‘ lähmte die gesellschaftliche und ökonomische Entwicklung.“ (Gorbatschow 1987, 19)

Die sowjetische Bevölkerung begann die Zeit der Breschnew-Herrschaft als „Stagnationsperiode“ zu bezeichnen (Hobsbawm 1999, 585). Der sowjetischen Gesellschaft war ganz offensichtlich der Motor abhanden gekommen. Die Sowjetunion unter Breschnew hatte nicht nur anders als unter Stalin und Chruschtschow darauf verzichtet, die Herausforderungen des Systemwettbewerbs auf allen Gebieten anzunehmen. Breschnew war es darüber hinaus nicht gelungen, den Erfolg seiner auf den bloßen Erhalt des sozialistischen Systems beschränkten Zielsetzungen zu gewährleisten. Das zweite Mal hatte die Sowjetunion eine Bewährungsprobe nicht bestanden. Doch noch war unter führenden KPdSU-Kadern das Vermächtnis der Oktoberrevolution, die neue Ordnung in die ganze Welt zu tragen, nicht aufgegeben, auch wenn es zunächst darum gehen musste, die sozialistische Gesellschaft in der Sowjetunion so zu reformieren, dass sie wieder ökonomisch wettbewerbsfähig wurde. Diese Aufgabe übernahm zwei Jahre nach Breschnews Tod Michail Gorbatschow.

Die „Perestroika“ als letzter Versuch im Systemwettbewerb zu bestehen

Wie Breschnew und Kossygin zwei Jahrzehnte zuvor begann Gorbatschow seine Regierungspolitik 1985 mit dem Versuch, auf Grundlage der vorhande-

² Vgl. das Kapitel „Die Verteidigung des sozialistischen Paradieses“ in seinen Erinnerungen: (Chruschtschow, 507-526).

nen politischen und ökonomischen Strukturen mittels Kurskorrektur eine Besserung herbeizuführen. Es ging Gorbatschow zunächst um „Uskorenie“, um Beschleunigung der ablaufenden Prozesse. Der Generalsekretär musste jedoch erkennen, dass der Wille dazu nicht ausreichte. Notwendig waren qualitative Reformen des sowjetischen Wirtschafts- und Gesellschaftssystems. Dessen Umbau („Perestroika“) wurde die Losung, unter der Gorbatschow ab 1986 seine Reformpolitik weitaus energischer und umfassender als in den ersten Monaten seiner Amtszeit betrieb. Wie ernst der Generalsekretär der KPdSU diese Aufgabe nahm zeigte sich daran, dass er erstmals seit Breschnews Regierungsantritt wieder versuchte, die Rüstungslast zu mindern, um einen namhaften Teil von den 40 Prozent der Mittel, die unter Breschnew den Militärs zugeflossen waren für den ökonomischen Wettbewerb freizumachen (Hildermeier 2007, 94). Um Investitionen nicht nur zu vermehren, sondern in höherem Maße wirksam werden zu lassen, war Gorbatschow – erstmals seit Lenin mit der NÖP – bereit, Regulierung der Wirtschaft auch über den Markt zuzulassen und der Konkurrenz innerhalb der sowjetischen Wirtschaft einen Platz einzuräumen. In diesem Sinne wurde nach dem 27. Parteitag der KPdSU die „wirtschaftliche Rechnungsführung“, eines der Hauptmerkmale der NÖP, wiederbelebt. Bis Mitte 1987 waren 60 Prozent der Staatsbetriebe darauf umgestellt, für besseres Wirtschaften belohnt zu werden und nicht einfach auf ihre bloße Größe hin Investitionsmittel zu erhalten. Im Dienstleistungssektor und im Kleingewerbe wurden in einer zweiten Etappe der Perestroika wieder Privatunternehmen in Gestalt von „Kooperativen“ zugelassen. Das waren Schritte in eine Mixed Economy. Grund und Boden blieben allerdings von Privatisierungsmaßnahmen ausgeklammert.³ Eine dritte Etappe der Perestroika begann nach der 19. Parteikonferenz im Juni 1988 – die der Demokratisierung: Die Räteidee wurde wiederbelebt. Ein Teil der Mitglieder des Volksdeputiertenkongresses, einer neuen obersten gesetzgebenden Versammlung, sollte frei gewählt werden. Unter der Losung „Glasnost“ (Transparenz) wurde die Zensur faktisch aufgehoben. Über alle Probleme konnte nunmehr öffentlich diskutiert werden (Hildermeier 2007, 95ff.). Gorbatschow erhoffte sich davon neue Initiativen und Ideen aus dem Volke zu der von ihm von Anfang an beabsichtigten Beschleunigung des wirtschaftlichen Wachstums.

Doch die Sowjetunion bestand diese Bewährungsprobe nicht. Das Vertrauen der Mehrheit der Bevölkerung in Gorbatschow war, da die Versorgungsprobleme eher zu als abnahmen, bald dahin (Pirker 371f.). Ab 1990 nutzten die wichtigsten der die Sowjetunion bildenden Republiken die Möglichkeiten der Demokratisierung, um Vorbereitungen zu treffen sich selbständig zu machen. Im Sommer 1991 putschte die Armee gegen Gorbatschow. Dieser Putsch scheiterte zwar, aber er im Juni 1991 für den größten Mitgliedsstaat der Sowjetunion, die Russische Föderation (RSFSR), gewählte Präsident Boris Jelzin entmachtete im Dezember 1991 Gorbatschow. Nach dem Rücktritt Gorbatschows löste sich am

³ Vgl. zu den Wirtschaftsreformen Gorbatschows die umfassende Analyse von Aslund, (Aslund, S. 111-176).

Ende des Jahres 1991 die Sowjetunion auf. Jelzin traf mit den Präsidenten der Ukraine und Weißrusslands Vereinbarungen über einen Ersatz der Sowjetunion durch eine lose „Gemeinschaft unabhängiger Staaten“. Unter der Herrschaft Jelzins wurde in Russland, parallel zur Entwicklung in anderen früheren Unionsrepubliken, mit einem „500 Tage-Programm“ im Eiltempo die Planwirtschaft aufgegeben, die Betriebe wurden privatisiert (Hildermeier 2007, 98f, 101f.). In den osteuropäischen Staaten vollzogen sich ab 1989 Entwicklungen, die bezogen auf die Wirtschaftsordnung zu vergleichbaren Ergebnissen führten.⁴ Ein dreiviertel Jahrhundert nach der Oktoberrevolution war ihr Erbe verschleudert, der Systemwettbewerb erst einmal zugunsten des Kapitalismus beendet.⁵

Fehlende Demokratie als Ursache für das Scheitern des Sozialismus im Systemwettbewerb?

„Allein gelassen vom internationalen Proletariat, von Feinden im Innern und von außen wütend bekämpft, mussten die Bolschewiki Antworten auf viele neue Fragen sozialistischer Entwicklung finden.“ (Bollinger 2017, 44) Mit diesem Satz beschreibt Stefan Bollinger treffend die ungeheure Aufgabe, der sich die Bolschewiki 1918 stellten und die von ihnen immer wieder verlangte Bewährungsproben zu bestehen.

Legt man die aufgeführten Bewährungsproben zugrunde – Kriegskommunismus, Lenins NÖP, rasche und umfassende Industrialisierung unter Stalin, Wirtschaftsorganisation im Großen Vaterländischen Krieg, Ein- und Überholkampagne unter Chruschtschow, Breschnews vor allem auf Existenzsicherung beschränkte Politik und Gorbatschows Perestroika – dann sind die ersten vier Bewährungsproben dank der von der kommunistischen Führung getroffenen Maßnahmen – auch nach Einschätzung ihrer Gegner – überraschend gut bestanden worden und haben den Sozialismus in der Sowjetunion nicht nur erhalten, sondern auch festigen können. Von der fünften Bewährungsprobe kann festgestellt werden, dass in ihrem Ergebnis der Realsozialismus in der Sowjetunion nicht unmittelbar gefährdet war, während er in der sechsten Bewährungsprobe vollständig scheiterte. Die Zeit der bestandenen Bewährungsproben umfasste ca. viereinhalb Jahrzehnte, denen zweieinhalb Jahrzehnte folgten, in denen es der sowjetischen Führung nicht gelang, die aufgestauten Probleme soweit abzubauen, dass der Realsozialismus weiter voranschreiten konnte. Seine Entwicklung stagnierte zunächst, bevor er fallengelassen wurde.

Aus den in der heutigen Geschichtsschreibung genannten Geburtsfehlern der kommunistischen Herrschaft in der Sowjetunion – hier sei nur noch einmal auf den Makel „Einparteienherrschaft“ und die damit verbundene Unterdrückung alternativer Entwicklungen hingewiesen – lässt sich dieser Ablauf der Bewährungsproben m. E. nicht erklären – spätestens nicht mehr seitdem es Stalin Ende der 20er Jahre gelungen war, seine Alleinherrschaft durchzusetzen und

⁴ Vgl. dazu das Standardwerk. The Transition in Eastern Europe.

⁵ Zu den Aussichten der Wiederaufnahme vgl. Fülberth, S.103-106.

die innerparteiliche Opposition, von ihm als „rechte Opposition“ diffamiert, auszuschalten. Stalins Ziel war es, urteilt der Osteuropahistoriker Manfred Hildermeier in seiner „Geschichte der Sowjetunion“, „über den Kampf auf höchster Ebene hinaus jede Kritik im Lande zu ersticken“ (Hildermeier 2007, 40). Spätestens mit den Schauprozessen von 1937 hatte Stalin sein Ziel dann erreicht. Ungeachtet des Fehlens jeglicher – auch nicht innerparteilicher – Demokratie wurden in der Sowjetunion mit der „sozialistischen Industrialisierung“ die für den Erhalt des Sozialismus historisch notwendigen Entscheidungen getroffen. Die Beseitigung des „Stalinschen Terrors“ und eine nunmehr gegebene Möglichkeit, zumindest für die innerparteilichen Opposition, sich zusammenzufinden und Chruschtschows – wie sich herausstellen sollte – unrealistische Außenpolitik zu revidieren, hat verhindert, dass er sie mit allen negativen Folgen für ökonomische Effizienz und fürs Volkswohl fortsetzen konnte. Die Existenz einer innerparteilichen Opposition hat aber nicht verhindert, dass Chruschtschows Nachfolger es aufgaben, die Politik der wirtschaftlichen Wettbewerbs fortzusetzen, die langfristig gesehen allein die Existenz der Sowjetunion und des „sozialistischen Weltsystems“ – und die Aussicht auf einen endgültigen Sieg über das kapitalistische System – absichern konnte.

Die Unzufriedenheit mit dem „Zeitalter der Stagnation“, in der „das Regime jeden ernsthaften Versuch eingestellt hatte, etwas gegen den sichtbaren Rückschritt der Wirtschaft (im Vergleich zu den führenden kapitalistischen Industriestaaten – J. R.) zu unternehmen“ (Hobsbawm 1999, 585) führte 1985 zur Wahl Gorbatschows zum KPdSU-Generalsekretär. Der glaubte sich den Herausforderungen eines „blühenden Kapitalismus“ mittels „Perestroika“ und „Glasnost“ wieder stellen zu können.

Mit der schonungslosen Aufdeckung der Mängel der Breschnew-Ära, mit der Wiederbelebung der Rätedemokratie durch Wahlen zum „Volksdeputiertenkongress“, dessen Kandidaten von den Arbeitskollektiven der Betriebe, den gesellschaftlichen Organisationen, aber auch auf Wählerversammlungen der ortsansässigen Bevölkerung nominiert wurden (Altrichter 2009, 139), sollte innerhalb und außerhalb des Partei- und Staatsapparates Unterstützung für Gorbatschow und seine Politik der Wirtschaftsreformen mit dem Ziel der ökonomischen Effizienzsteigerung mobilisiert werden. Die von Gorbatschow mit „Perestroika“ und „Glasnost“ ergriffenen Maßnahmen waren eigentlich – wenn man von den Kriterien der heutigen kritischen Geschichtsschreibung für einen Erfolg sowjetischer sozialistischer Politik ausgeht – wie dazu geschaffen, durch eine Mobilisierung des Sachverstandes und die Demokratisierung des öffentlichen Lebens zu erreichen, dass die sowjetische Wirtschaft und Gesellschaft gesunden. Und doch bestand der sowjetische Sozialismus diese Bewährungsprobe nicht. „Die Kluft zwischen der Rhetorik der Wirtschaftsreform und der Realität einer Wirtschaft, die unübersehbar im Abstieg war, begann sich täglich zu weiten“, konstatiert Hobsbawm (Hobsbawm 1999, 595). Die meisten Sowjetbürger beurteilten die Lage im Lande bald nicht mehr nach den Gorbatschowschen Programmen sondern anhand dessen, was mit ihren Realeinkommen geschah, wie das Angebot und Ausmaß an Waren und Dienstleistungen in-

nerhalb ihrer Reichweite aussah und wie leicht an diese heranzukommen war (Hobsbawm 1999, 596). Die Mehrheit der sowjetischen Bevölkerung kam zu der Ansicht, dass die Gesellschaft, über deren Defekte sie dank Glasnost erstmals in ihrer gesamten Breite und Tiefe erfahren hatte, nicht durch Reformen in der Parteiführung der KPdSU beseitigt werden konnte und ließ es geschehen, dass die kommunistische Partei durch Boris Jelzin zerschlagen wurde, dass mit den „Reformen“ eines Jegor Gaidar unter seiner Herrschaft das kapitalistische Wirtschaftssystem wieder eingeführt wurde, das durch das „Wirken der Marktgesetze“ eine scheinbar automatische Lösung der Wirtschafts- und Wohlstandsprobleme für Russland versprach (Vgl. Roesler 2001, 9ff.).

Das Resultat der Betrachtung der Entwicklung der Sowjetunion auf der Basis der Analyse der Bewährungsproben, die sie während ihrer Existenz zu durchlaufen hatte, bestätigt also keineswegs die Einschätzung derjenigen Historiker, die das Scheitern des realen Sozialismus in der Sowjetunion (und anderswo in Osteuropa) auf den Verzicht auf Demokratie fast von Anfang an und der Repression gegen Andersdenkende auch in den eigenen Reihen – Stichworte „Einparteieneherrschaft“ und „Säuberungen“ – zurückführen. Ein „Untergang auf Raten“, ein Nachlassen der Überlebenskraft, deutlicher erkennbar von Bewährungsprobe zu Bewährungsprobe, wie es sich nach der Auffassung derjenigen ergibt, die das Demokratiedefizit zur Hauptursache des Untergangs der Sowjetunion machen, ist anhand der konkret-historischen Analyse nicht nachweisbar. So paradox es angesichts der dominierenden Historiker-Meinung auch klingen mag: Eher das Gegenteil ist der Fall: Das Ende des für Stalin typischen blutigen Vorgehens gegen Andersdenkende und die zunehmende Meinungsfreiheit unter Chruschtschow haben keineswegs jene zusätzliche Leistungsbereitschaft unter den Sowjetbürgern freigesetzt, mit der der Parteichef rechnete, als er seine ehrgeizigen Ein- und Aufholpläne im Bereich von Produktion und Konsumtion vorstellte.

Entscheidende Voraussetzungen für Loyalität und Engagement blieben in den Augen der Bevölkerung die Verbesserungen im Lebensstandard. Die aber hörten Anfang der 60er Jahre auf, als – nach dem Scheitern von Chruschtschows Neulandkampagne zur Beschleunigung der Agrarproduktion – „Schwierigkeiten bei der Versorgung der Stadtbevölkerung mit Brot, Fleisch und anderen Lebensmitteln entstanden“ (Geschichte UdSSR III 1979, 156).

Ähnliches wiederholte sich unter Gorbatschow. Nie war unter der Sowjetherrschaft die Meinungsfreiheit größer gewesen als in der zweiten Hälfte der 80er Jahre und die Unterdrückung Andersdenkender geringer. „Tatsächlich“, konstatiert Hobsbawm, „befanden sich in den 80er Jahren weniger sowjetische Bürger in den Gefängnissen der Sowjetunion als Amerikaner in den Gefängnissen der USA“.⁶ Ungeachtet dessen gingen die Sowjetbürger nicht für Gorbatschow auf die Straße, als das Militär im August 1990 gegen ihn putschte. Sie

⁶ Pro 100.000 Sowjetbürger waren es 268 Gefangene, im Gegensatz zu 426 Häftlingen in den USA (Hobsbawm 1999, 489).

beurteilten Gorbatschows Regierung nicht nach den ihnen vom Generalsekretär der KPdSU gewährten geistigen Freiheiten und materiellen Versprechungen, sondern anhand dessen, was mit ihrem Realeinkommen geschah, welche Anstrengungen nötig waren, es sich zu verdienen und wie das Angebot an Waren und Dienstleistungen innerhalb ihrer Reichweite aussah und wie leicht man an sie herankommen konnte. Es wiederholte sich unter Gorbatschow der Fall Chruschtschow: Es war der aufgrund der unzureichenden ökonomischen Ergebnisse der Wirtschaftsreformen spürbar sinkende Lebensstandard, der den „Mann auf der Straße“ veranlasste, ganz überwiegend passiv zu bleiben, als die politischen Gegner der Reformen in der Führungsriege der Herrschaft des amtierenden Generalsekretärs ein Ende zu bereiteten.

Blickt man auf die Entwicklung der Sowjetunion über sieben Jahrzehnte zurück, dann muss man – wenn man die unmittelbaren Kriegsjahre ausklammert, in denen es ums nackte Überleben ging – der Auffassung Hobsbawms zustimmen, der zur Geschichte des Kommunismus in der Sowjetunion und Osteuropa Mitte der 90er Jahre folgendes Fazit zog: „Die Massen stimmten dem Kommunismus nicht aus ideologischer oder anders begründeter Überzeugung zu, sondern weil sie von ihm ein besseres Leben erwarteten und ihre eigene Situation mit der von anderen verglichen.“ (Hobsbawm 1999, 613)

Bezieht man diese Erkenntnis des renommierten Historikers – um zum Ausgangspunkt dieses Beitrages zurückzukehren – auf die gegenwärtig dominierende Interpretation der Fehler der Oktoberrevolution, d.h. die Aufgabe demokratischer Strukturen durch die Bolschewiki zwecks Machtgewinnung bzw. -erhaltung – dann muss man sagen, dass diese Interpretation, vor allem in der Ausschließlichkeit, mit der sie vorgetragen wird, nicht den von uns gewonnenen Ergebnissen aus der konkret-historischen Analyse der Entwicklung in der Sowjetunion entspricht. Die deutsche Geschichtsschreibung – einschließlich der linken – sollte sich also bei der Suche nach den Ursachen des Untergangs des Realsozialismus nicht mit der Benennung von Demokratiedefiziten zufrieden geben, sondern nach weiteren Ursachen suchen und dabei bemüht sein, das relative Gewicht der verschiedenen Faktoren herauszufinden. Dem von Hobsbawm genannten und auch vom Autor dieses Beitrags aufgespürten Faktor – der Bedeutung der absolut wie relativ spürbaren Zunahme des Lebensstandard für die Masse der Bevölkerung, deren solide Grundlage die Steigerung der Wirtschaftskraft im Lande und im Vergleich zu den kapitalistischen Industrieländern ist – sollte dabei m. E. besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Literatur

- Altrichter, Helmut (2009): *Russland 1989. Der Untergang des sowjetischen Imperiums*. München.
- Aslund, Anders (1989): *Gorbachev's Struggle for Economic Reform*. London.
- Benser, Günter (2017): *Echo der russischen Revolutionen*. In: Z 110 (Juni 2017), 163-165).
- Blanchard, Olivier Jean/Kenneth A. Frott/Jeffrey D. Sachs (Hrsg.) (1994). *The Transition in*

Eastern Europe. Volume 1: Country Studies. Chicago/London.

- Bock 2011, Helmut (2005): Die Russische Revolution 1917-1921. Sieg oder Tragödie? Pankower Vorträge Heft 71. Berlin.
- Bollinger, Stefan (2017): Oktoberrevolution – Aufstand gegen den Krieg 1917-1922, Berlin.
- Bollinger, Stefan (2017): Krieg und Revolution. Die russischen Revolutionen von 1917 bis 1922. In: Z 109 (März 2017), 32-44.
- Deppe, Frank (2017): Der Oktober 1917 und das Zeitalter der globalen Gegenrevolution. In: Z 109 (März 2017), 8-31.
- Fülberth, Georg (2010): Sozialismus. Köln.
- Geschichte der UdSSR drei Teilen. Teil 2 (1978): Von der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution bis zum Großen Vaterländischen Krieg. Köln.
- Geschichte der UdSSR in drei Teilen. Teil 3 (1979): Vom Anfang des Großen Vaterländischen Krieges bis zur Gegenwart. Köln.
- Gorbatschow, Michail (1987): Perestroika. Die zweite russische Revolution. Eine neue Politik für Europa und die Welt. München/Wien.
- Gräfe Karl-Heinz (2011): Kriegskommunismus und Alternativen 1921. Demokratie in der Partei und im Staat Sowjetrusslands. In: Das Menetekel: Kronstadt 1921. Pankower Vorträge 161. (21-41). Berlin.
- Hedeler, Wladislaw (2017): Oktoberrevolution – periphere Revolution? Leitrevolution? In: Z 110 (Juni 2017), 93-104.
- Hildermeier, Manfred (2007): Die Sowjetunion 1917-1991. München.
- Hildermeier, Manfred (2017): Die russische Revolution und ihre Folgen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte Nr. 34-36 (9-14). Bonn.
- Hobsbawm, Eric (1999): Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts. München/Wien.
- Pirker, Theo (1995): Kommunistische Herrschaft und Despotismus: In: Theo Pirker u.a.: Der Plan als Befehl und Fiktion. Opladen.
- Roesler, Jörg (2001): Gorbatschows, Jelzins und Putins Reformen, in: Osteuropa. In: Tradition und Wandel. Leipziger Jahrbücher Bd. 3(2). (9-36). Leipzig.
- Roesler, Jörg (2014): Kurzfristige und langandauernde Wirkungen der Kriegswirtschaft in der UdSSR und den USA während des Zweiten Weltkrieges. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Universität Bd. 121. Berlin.
- Talbot, Strobe (Hrsg.) (1971): Chruschtschow erinnert sich. Reinbek bei Hamburg.
- Wolkogonow, Dimitri (1989): Stalin. Triumph und Tragödie. Ein politisches Porträt. Düsseldorf.

Werner Seppmann

Computerkapitalismus¹

Über die Digitalisierung des Sozialen

Emanzipationsautomat oder Herrschaftsmaschine?

Obwohl Computer und Internet mittlerweile fast alle Lebensbereiche beeinflussen, wenn nicht sogar prägen, befinden wir uns erst am Anfang einer Entwicklung, durch die viele der positiven Zurechnungen, die den Entwicklungsweg der IT-Technologien begleitet haben, fragwürdig erscheinen. Zwar hat es im Laufe seiner Durchsetzungsgeschichte viele kritische Stimmen gegeben, die beispielsweise darauf hingewiesen haben, dass eine unreflektierte Verwendung des Computers zu intellektueller Standardisierung und antisozialen Automatismen führe. Jedoch sind die Kritiker (die vieles antizipiert haben, was mittlerweile nur allzu offensichtlich geworden ist!) einsame Rufer in einer Wüste der Technikgläubigkeit geblieben.²

Zweifellos bietet die Computerisierung unbestreitbare Vorteile im Berufs- und Alltagsleben und evident ist auch, dass die Netzkommunikation neuartige Formen sozialer Kooperation ermöglicht hat. Jedoch sind die sozialen und zivilisatorischen Auswirkungen des Einsatzes der IT-Technologien nicht selten fragwürdig oder zumindest ambivalent – auch wenn es mittlerweile undenkbar scheint, auf sie verzichten zu können! Tatsächlich käme bei der sozioökonomischen „Universalität“ des Computereinsatzes jedes Bemühen, die Entwicklungen zurückdrehen zu wollen, dem Versuch gleich, zentrale gesellschaftliche Reproduktionsvorgänge zum Stillstand bringen zu wollen. Aber gerade diese Tatsache erfordert eine besondere Aufmerksamkeit für die problematischen Aspekte und Tendenzen der Computerisierung, weil nur ein solches Wissen der Ausgangspunkt einer *Suche nach alternativen Verwendungsweisen digitaler Technologien* sein kann.

Eine mittlerweile lückenlose Erfassung aller Netzaktivitäten ist nur ein Aspekt der *Schattenseiten der Digitalisierung*. Noch wird überwiegend in kommerzieller Absicht das Nutzer- und Sozialverhalten erfasst, gespeichert und „berechnet“ – aber auch die *politische Verfügung* ist auf Grundlage immer leistungsfähigerer Datenverarbeitungssysteme prinzipiell möglich geworden. Zwischen „Überwachung und Unterdrückung verläuft eine schmale Grenze“,

¹ Überarbeitete und gekürzte Fassung eines Vortrags des Verf. auf der Tagung „Der aufrechte Gang im Windschiefen Kapitalismus“ des Nietzsche-Kollegs Weimar im Rahmen der Stiftung Weimarer Klassik im Januar 2016. Sh. auch: Werner Seppmann, Kritik des Computers. Der Kapitalismus und die Digitalisierung des Sozialen, Mangroven-Verlag, Kassel 2017.

² Beispielsweise: J. Weizenbaum, Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft, Frankfurt/M. 1977.

warnet der frühere NSA-Direktor William Binney, der lange vor Snowden versucht hat, gegen Rechtsbrüche und Datenmissbrauch in seiner Behörde vorzugehen und nach mehr als dreißig Dienstjahren vorzeitig seinen Hut nahm, worauf er in die Mühlen der staatlichen Verfolgung geriet: „Wir sind nicht mehr weit von totalitären Staat entfernt. Die Infrastruktur dafür existiert schon.“³ Das gilt nicht nur für die Vereinigten Staaten. Computergesteuerte Einfluss- und Verfügungskonzepte sind neben den „üblichen“ Überwachungssystemen in Großbritannien oder den Niederlanden schon im Einsatz. Beispielsweise ist bekannt geworden, „dass die Briten eine Grammatik zur Zersetzung von menschlicher Reputation in sozialen Netzwerken implementiert“ haben.⁴

Eine fragwürdige Zukunft wirft ihre Schatten voraus, weil durch die Prägestkraft digitaler Techniken zivilisatorische Standards erodieren und Alltagsbeziehungen veröden, aber auch Verfügungs- und Spaltungsprozesse in der Arbeitswelt vorangetrieben werden. Denn nicht weniger eklatant als die skandalösen Formen der Erfassungspraxis durch die diversen „Dienste“ sind die soziokulturellen *Auswirkungen des Computereinsatzes*, zu denen auf der Alltagsbene eine Tendenz zur Oberflächlichkeit und Faktengläubigkeit, ein schleicher Realitätsverlust und eine Formatierung des Denkens gehören.⁵

Mit dem Computer wird zwar nicht viel bewirkt, was nicht auch ohne seinen Einsatz geschähe, doch mit seiner Hilfe können beispielsweise Selektions- und Normierungs-, aber auch Manipulations- und Destruktionsvorgänge effizienter organisiert werden. Es existiert eine computergestützte „Kolonialisierung der sozialen Verhältnisse“⁶ – ohne dass dieser Prozess überhaupt wahrgenommen wird, denn im Computerkontext „erscheint die okzidentale Rationalität von subjektiven [und viel stärker noch objektiven] Interessen losgelöst, wertneutral, unproblematisch.“⁷ Dieser Schein begünstigt eine kritiklose Übernahme der digital übermittelten Verhaltensimperative. Reaktionsmuster und Verhaltenserwartungen werden nicht mehr durch explizite Regeln, nicht mehr sprachlich und „normativ“ vermittelt, sondern durch die technologischen Strukturen präjudiziert.

Digitale Subjektformatierung

Kommunikation und Konsum, Einstellungsmuster und Verhaltenspräferenzen werden zunehmend von digitalisierten Abläufen geprägt, deren normierende Kraft jedoch vom Alltagsbewusstsein kaum wahrgenommen wird, denn das

³ Zit. nach St. Aust/Th. Ammann, *Digitale Diktatur. Totalüberwachung, Datenmissbrauch, Cyberkrieg*, Berlin 2014, S. 14.

⁴ F. Schirmacher, *Das Armband der Neelie Kroes*, in: ders. (Hg.), *Technologischer Totalitarismus*, Berlin 2015, S. 66.

⁵ Vgl. W. Seppmann, *Herrschaftsmaschine oder Emanzipationsautomat? Über Gesellschaft und Computer*, Bergkamen 2016.

⁶ Vgl. M. Betancourt, *Critique of Digital Capitalism*, New York 2016.

⁷ Sh. Schachtner, *Geistmaschine. Faszination und Provokation am Computer*, Frankfurt/M. 1993, S. 84.

Denken und Wünschen hat sich den spezifischen Kategorisierungsrastern der Netzsysteme und das individuelle Verhalten dem digital vermittelten Reglement angeglichen. Es verallgemeinert sich im Windschatten der Digitalisierung das Gegenteil von einer an Widersprüchen und Wechselbeziehungen sich orientierenden Denkweise.

In vielen Bereichen des Alltagslebens wird neben der mentalen Formatierung vermittelt Programmimperativen auch ein lebensfremder Reaktionsrhythmus erzwungen, der mit einer intensivierten Reproduktionsdynamik im Wirtschaftsleben korrespondiert. Durchgesetzt wird durch den Computereinsatz eine Strukturierung der Lebenszeit nach den Bedürfnissen entgrenzter Kapitalverwertungsstrategien. „Heute wird die Verpflichtung, sich rund um die Uhr in visuelle Inhalte zu vertiefen, praktisch zum neuen institutionalisierten Über-Ich.“⁸ Bei diesen Vorgängen wird „die persönliche Identität so umgeformt, dass sie mit der ununterbrochenen Tätigkeit der Märkte, Informationsnetze und anderer Systeme in Einklang gebracht werden kann.“⁹

Subjektformierung ist eine Konstante der kapitalistischen Entwicklungsgeschichte. Zur Realisierung dieser Subjekttransformation sind *Neoliberalismus und die IT-Technologien* einen faustischen Pakt eingegangen und zu einer (fast) ununterscheidbaren Einheit geworden. Konkrete Ausdrucksform dieser Amalgamierung ist der Zwang zu beschleunigten Reaktionen. Immer größer wird auch die Zahl jener Arbeitskraftverkäuferinnen und -verkäufer, die permanent „einsatzbereit“ sein müssen und deren Leben durch die Verwendung digitalisierter Kommunikationsmittel fragmentarisiert wird, beispielsweise indem sie auch nach Feierabend den beruflichen E-mail Strom immer im Blick behalten oder jederzeit vom Betrieb „aktiviert“ werden können.

Flankiert werden solche Einwirkungen auf elementare Lebensbezüge von *automatisierten* Datenverarbeitungsverfahren: D.h. es werden ohne Rücksicht auf die sozialen und individuellen Gesichtspunkte und Konsequenzen Entscheidungs- und Selektionsverfahren auf rein maschineller Grundlage organisiert – ohne dass noch Eingriffe personalisierter Instanzen vorgesehen sind. Bekannt geworden ist der Einsatz eines Personal-Selektionssystems bei dem US-amerikanischen Betrugskonzern Enron, durch das halbjährlich alle Beschäftigten automatisch bewertet wurden und als Konsequenz dieser Prozedur die leistungsfähigsten fünf Prozent Boni erhielten und die fünfzehn Prozent am Ende der Leistungsskala automatisch gefeuert wurden.

Bei Einstellungsverfahren ist die Automatisierung mittlerweile ebenso verbreitet wie bei der Kreditvergabe, aber zunehmend auch bei juristischen Recherchen und betriebswirtschaftlichen Risikoanalysen. Gesellschaftliche Anonymisierungsprozesse werden durch technologisch formalisierte „Geistesarbeit“ noch einmal potenziert. Ihr unmittelbarer Effekt ist jedoch, dass die tatsächlichen Interessen und die Antriebsmomente dieser Vorgänge hinter einer *Fassade ver-*

⁸ J. Cray, 24/7. Schlaflos im Kapitalismus, Berlin 2014, S. 44.

⁹ Ebd. S. 15.

meintlicher Sachzwänge verborgen bleiben und bei den Subjekten ein Gefühl des Ausgeliefertseins hinterlassen.

Kommunikation und Anpassung

Nicht weniger zwiespältig sind die Wirkungen der so genannten *neuen sozialen Medien*. Jedenfalls hält die Behauptung, dass durch ihren Einsatz Kontakte intensiviert und „Kommunikationsbarrieren“ überwunden, aber auch der Erfahrungshorizont der elektronisch Kommunizierenden erweitert würden, einer näheren Überprüfung kaum stand. Wird den Sachverhalten auf den Grund gegangen, wird offensichtlich, dass gerade die digitalen Kommunikationsnetzwerke keineswegs automatisch zu mehr und besseren alltäglichen Beziehungsverhältnissen führen, sondern sehr oft zu sozialer Isolation und oberflächlichen Verhaltensweisen.

In ihrer überwiegenden Zahl sind die Netz-Aktivitäten von abgrundtiefer Banalität. Nicht selten handelt es sich um introspektive Artikulationen in der Form von Satzketten. Es existiert sogar eine negative Korrelation zwischen der Zahl von Facebook-„Freundschaften“ und den realen Beziehungsstrukturen: Wer viele „Freunde“ online hat, verfügt über weniger Kontakte im „richtigen Leben“. Dennoch ist die Beteiligung an solchen reduktionistischen Austauschvorgängen zur Pflichtübung geworden: Wer sich der digitalen Präsenz verweigert, läuft Gefahr, sich zu isolieren.

Soziale Absonderung wird durch den spezifischen Charakter der Beteiligung an den sozialen Netzwerken sogar gefördert. Nicht nur unter Jugendlichen ist ein digitaler Modus der Selbstdarstellung verbreitet: Es ist ein Bemühen, dem Netz-Umfeld die bloße Tatsache der eigenen Existenz, aber auch seiner „Marktförmigkeit“ zu demonstrieren und kein Zufall ist, dass dies sehr häufig im Stile werbe-industrieller Schablonen geschieht.

Entfremdete Sozialnormen werden bei der manischen Verwendung der neuen Medien geradezu instinktiv eingeübt, denn der Netz-Kosmos ist eine Welt der Zeichen und Marken, deren Prägekraft man sich unterwerfen muss, wenn man „am Ball bleiben“ und soziale Randständigkeit vermeiden will. Viele Negativkonsequenzen der Computerisierung stellen sich auf den ersten Blick als zu vernachlässigende Episoden dar, jedoch im Zusammenhang betrachtet wird deutlich, dass sie Elemente eines Gesamtprozesses sozialer Selektion und zivilisatorischer Regressionen sind, die auch ihren Anteil daran haben, dass gesellschaftliche Selbststabilisierungsmechanismen erodieren.

Technologisch vermittelter Konformitätsdruck

Bei einer Analyse solcher Problematiken wird schnell deutlich, dass hinsichtlich des IT-Komplexes jede Positivzuschreibung auch mit negativen Effekten verbunden ist. Der Tendenz nach verbinden die elektronischen Kommunikationsmedien und isolieren zugleich: Man hat hunderte „Freunde“, aber kaum noch verlässliche Bezugspersonen. Andrew Keen hat zutreffend von Social Media als Echokammer der Isolation und einem Mechanismus der sozialen Zersplitterung

gesprochen.¹⁰ Vereinsamung hat seine Ursache in der Regel zwar nicht in den digitalen Kommunikationsformen, wird durch diese jedoch oft verstärkt.

Die Entwicklungen der „Netzkommunikation“ dokumentieren aber auch, dass die sozialen Medien ein wirksames Mittel zur Durchsetzung konformer Mentalitäten und Einstellungsmuster, zu standardisierten, digital determinierten Reaktionsmustern sind, die auch einen Einfluss auf die sozialen Beziehungsverhältnisse haben.

Schleichend ist es zur Selbstverständlichkeit geworden, sein Leben nach den Schablonen der machtvollen Internetkonzerne zu organisieren, beispielsweise sich bei der Netzkommunikation im Rahmen stereotyper Wendungen zu artikulieren oder sich dem Reaktionsschema von Zustimmung oder Ablehnung von Nachrichten und Hinweisen zu unterwerfen. Dominant sind standardisierte Reaktions-„Optionen“, die nach allen Regeln psychologischen Manipulationswissens entwickelt wurden: „Damit das Geschäft so richtig ins Laufen kommt, müssen kulturelle und geistige Hindernisse aus dem Weg geräumt werden.“¹¹

Überwölbt werden die gesteuerten Verhaltensmuster von der eifrig in Anspruch genommenen Möglichkeit, sich hinter Masken und Pseudonymen zu verbergen. Die inflatorisch angewachsenen *rechten Netzaktivitäten*, sind nur eine Facette der Internet-„Kultur“, die von Rücksichts- und Bedenkenlosigkeit geprägt ist: Sie ist ein Kosmos, in dem Mobbing und Verunglimpfung, Lüge, Täuschung und argumentative Leichtfertigkeit keine Randerscheinungen, sondern zentrale Bestandteile sind.¹²

Manipuliertes Wissen

Alles andere als unproblematisch ist auch die *netzspezifische „Wissensaneignung“*, für die mehr als nur symbolisch die Namen Google und Wikipedia stehen.¹³ In ihrer Tendenz bewirkt sie einen Kontrollverlust über die Informationen, nicht nur, aber zu einem schlechten Teil, weil die ihnen zugrunde liegenden Entstehungsvorgänge in der Regel nicht nachvollziehbar sind. Auch „wer mit iPhone und iPad in den Apple-Kosmos einsteigt, bekommt nur noch das zu Gesicht, was Apple nach eingehender Prüfung für verbreitungswürdig hält und genehmigt – und wo der Konzern auf die eine oder andere Weise mitkassiert. Kaum anders sieht es in der Android-Welt aus, in der Google eine Vormachtstellung hat.“¹⁴

¹⁰ Vgl. A. Keen, *Das digitale Debakel*, München 2015.

¹¹ D. Brown, *Cyberdiktatur. Das Ende der Demokratie im Informationszeitalter*, Berlin 1997, S. 103.

¹² W. Seppmann, *Ein Gespenst geht um in Europa. Rechte Mobilisierung zwischen Populismus und Neofaschismus. Linke Alternativen*, Kassel 2017.

¹³ Nur ein Beispiel dafür, dass auch beim Wikipedia-System Anspruch und Wirklichkeit weit auseinander liegen: „Die angebliche Basisdemokratie ist extrem autoritär organisiert und großunternehmerisch vernetzt.“ W. Rügemer, *Das „Wissen der Menschheit“ zwischen Naivität und Fälschung. Wikipedia organisiert Herrschaftswissen des westlichen Kapitalismus*, in: *Lunapark 21. Zeitschrift zur Kritik der globalen Ökonomie*, H. 25/2016, S. 54.

¹⁴ St. Aust/Th. Ammann, a.a.O., S. 159.

Da die Strukturierungsprinzipien des „Netz-Wissens“ von der Programmierung präjudiziert werden, hat der Nutzer meist nur den passiven Status eines „Konsumenten“, der sich ein „Produkt“ zum schnellen Verbrauch aneignet. Aber „Wissen bedeutet mehr, als nur Dinge nachschlagen; man muss dazu Fakten und Erfahrungen [!] im eigenen Gedächtnis speichern ... [Man] muss es in die eigenen neuronalen Schaltreize einbauen.“¹⁵

Eine der Konsequenzen der fragmentierten Aneignung von „Netzwissen“ ist neben dem Verlust einer intensiven Reflexionsfähigkeit der latente Verfall eines kritischen Realitätsbezugs, die Verbreitung einer Art „Massenamnesie, die der Kultur des globalen Kapitalismus entspringt.“¹⁶ Die digitalen Wissensapparate verstärken eine Tendenz, sich seines Verstandes nicht zu bedienen, weil sie meist auf eine isolierte „Faktizität“ orientieren und diese verabsolutieren. Dadurch wird bewirkt, dass die Behinderung kritischen Wissens nicht mehr von Oben durchgesetzt werden muss. In ihrer Konsequenz bewirken netzspezifische Aneignungsprozesse die Verfestigung des alltagsvirulenten Eindrucks einer *Permanenz des Gegenwärtigen*.

Ohne Frage gibt es auch *progressive Tendenzen im Internet*. Aber in der Regel muss man wissen, wo widerständige Orientierungen und entfetischisiertes Wissen zu finden sind. Ohne entwickelte Fähigkeiten zur Recherche und zum strukturierten Vorgehen verlieren sich viele Nutzer in den Nebelwelten des Internets. Denn lässt sich der Suchende nur „treiben“, springt er von einem Verweis zum nächsten, werden durch die vorherrschende Form der Computerrecherche auch *neuronale Regressionsvorgänge stimuliert*: Es verändern sich Gehirnstrukturen, d.h. es bilden sich die Fähigkeiten zur Konzentration und zur Unterscheidung *strukturell* zurück. Es ist mehr als nur eine provokante Rhetorik, wenn Nicholas Carr als Resultat langjähriger Selbstbeobachtung die Frage aufwirft, ob „Google uns dumm macht?“ und zu Protokoll gibt, dass er zunehmend das Gefühl eines Umbaus seiner neuronalen Architektur hatte, seine Erinnerung unprogrammiert wurde und er nicht mehr dachte, wie er zu Denken gewohnt war.¹⁷

Damit dies so bleibt, werden die *Systeme der Nutzerführung* permanent weiter entwickelt, die Methoden der Fremdbestimmung von den Internet-Multis kontinuierlich „verfeinert“. Wohin die Reise geht, wird durch die so genannten *Twitter-Bots* deutlich, bei denen es sich um Programme handelt, die auf der Ebene der Mail-Kommunikation das Verhalten echter Nutzer simulieren, um die Empfänger auf der Grundlage ihres bisherigen Netzverhaltens und der „Berechnung“ zukünftiger Reaktionswahrscheinlichkeiten zu manipulieren. Im Nebel der Netz-Anonymität werden mit ihnen neben Werbe- auch Einflusskampagnen zur politischen Meinungsbeeinflussung und Verhaltensteuerung organisiert. Schätzungen gingen schon 2016 davon aus, dass über 20

¹⁵ N. Carr, *Abgehängt. Wo bleibt der Mensch, wenn Computer entscheiden?* München 2014, S. 102.

¹⁶ J. Cray, a.a.O., S. 35.

¹⁷ Vgl. N. Carr, *Wer bin ich, wenn ich online bin ... und was macht mein Gehirn solange? Wie das Internet unser Denken verändert*, München ³2010.

Prozent der Wortmeldungen bei Twitter solchen anonymen Apparaten entstammen.

Täuschung und Selbsttäuschung

Charakteristisch für viele Netzaktivitäten ist, dass der Nutzer sein Agieren jedoch nicht als das wahrnimmt, was es tatsächlich ist, nämlich ein Akt der Anpassung und tendenziellen Unterwerfung. Denn Fremdbestimmung und ein Gefühl der Selbsttätigkeit fallen beim Umgang mit den elektronischen Apparaten in der Regel zusammen und befriedigen oft auch Weltfluchtbedürfnisse! Es finden *Substitutionsvorgänge* statt, die von den Nutzern nicht unbedingt gewollt, aber auch nicht kritisch reflektiert werden, weil von nicht wenigen der Computerkosmos und das Internetuniversum als *Gegen- und Ersatzwelt* erlebt wird, die das Gefühl der Entlastung von den Bedrängungen der realen Lebensverhältnisse und den Eindruck eines „überschaubaren“ Aktionsrahmens vermittelt. Etabliert hat sich ein System der Scheinfreiheit, charakterisiert durch die Tatsache, dass durch den Eindruck virtueller Wahl- und Handlungsmöglichkeiten bestehende Abhängigkeitsverhältnisse und Fremdbestimmungserfahrungen nicht problematisiert werden. Weil im Zeichen der Digitalisierung fremde Verfügungsstrukturen und individuelle Selbstdispositionen oft deckungsgleich geworden sind, erschließt sich erst heute in vollem Umfang der Satz von Herbert Marcuse, dass Freiheit innerhalb eines repressiven Ganzen in Herrschaft sich verwandeln kann.

Diese regressiven Entwicklungen sind keineswegs nur „Schattenseiten“ des Einsatzes der kombinierten Telekommunikations- und Datenverarbeitungs-Technologien, sondern in deren Organisationsstrukturen eingeschrieben. Ein Beispiel sind die so genannten *Datenbrillen von Google* und mittlerweile auch von anderen Anbietern. Setzen sie sich durch, wird die Synchronisierung von Lebenstätigkeit und Erfassung, Kontrolle und Steuerung geradezu totalitär! Praktisch sieht, vereinfacht gesagt, die Sache so aus, dass dem Nutzer Informationen über seine Umgebung auf die Innenflächen der Brille projiziert werden. Er trägt also gewissermaßen mit der internetverbundenen Brille einen Computer auf seiner Nase, der ihm vorerst nur Kommerzbotschaften vermittelt, also Hinweise auf die Sonderangebote im Kaufhaus oder die nächste Eisdielen gibt. Diese *Lenkungsversuche* haben die Konsequenz, dass nichts mehr dem Zufall, der eigenen Inspiration überlassen bleibt: Die Aufmerksamkeit, letztlich das ganze Weltverhältnis auf elektronischen Wege vorstrukturiert wird. Mag es auch nicht intendiert sein, so sind damit auch die Türen zur politischen Lenkung und Verfügung weit aufgestoßen.

Digital vermittelte Fremdverfügung

Noch ist nicht entschieden, ob sich die Google-Brillen im Alltag durchsetzen werden. Es gibt erfreuliche Widerstände dagegen. Im Arbeitsleben wird das aber umso wahrscheinlicher der Fall sein. Bei VW sind seit Ende 2015 diese *Instrumente der Fremdsteuerung* im Einsatz – und sie haben sich schnell auch in anderen Konzernen etabliert. Sie registrieren den Tätigkeitsbereich und geben beispielsweise aufgrund von Konstruktionskizzen, die auf ihren Innenseiten erscheinen,

den Beschäftigten Hinweise, wo bei einem zu bearbeitenden Aggregat Ersatzteile zu montieren sind und welche technischen Besonderheiten beachtet werden müssen. Aber die eingesetzten Mini-Computer *unterstützen und steuern* nicht nur die Arbeitsschritte, sondern registrieren auch jede Blickrichtung und jeden Handgriff der Arbeitenden. Diese werden nicht nur aus Kontrollgründen, sondern auch deshalb gespeichert, um sie „objektivieren“ zu können und diese nun zum „Maschinenwissen“ gewordenen Handgriffe für andere Anwender nutzbar zu machen.

Es geht beim Einsatz solcher Erfassungsmethoden um die Beseitigung der letzten Reste der Unverfügbarkeit in der Arbeitswelt, in der Computer als Instrumente der „Mitarbeiterführung“ schon zu einer fragwürdigen „Normalität“ geworden sind: Sei es bei der lückenlosen Überwachung der Kassiererinnen an den Supermarktkassen, der Leistungserfassung bei Computerarbeitern oder zur Arbeitsorganisation und Leistungsverdichtung in den Lagerhallen von Logistikunternehmen.

Ungeachtet der Rede vom „postfordistischen“ Zeitalter stehen nicht unbedingt die ursprünglichen Methoden, jedoch die generellen Prinzipien des *Taylorismus* hoch im Kurs. Beispielsweise werden in den Distributionszentren der Internethändler die Beschäftigten durch digital vermittelte Direktiven lückenlos gesteuert. Der Computer, den sie am Körper tragen, gibt ihnen die Anweisung, welche einzelnen Positionen sie als nächste einsammeln und versandfertig machen müssen, aber auch wie sie im Einzelnen bei ihrer Arbeit vorzugehen haben. Der Lagerarbeiter ist „Anhängsel“ der Computersysteme, die auch registrieren, wie lange er zur Erledigung einer Aufgabe benötigt und welche Fehler er macht. Selbst kurze Verschnaufpausen werden durch die Computerführung verhindert.

Universale Erfassung

Die Google-Brille und die digitale Steuerung der Arbeitsschritte sind Beispiele dafür, dass die computervermittelten Beeinflussungsmechanismen mittlerweile in den *Zentren der Alltagstätigkeiten* selbst verortet und untrennbar mit vielen praktischen Bewältigungsstrategien verbunden sind. Es ist der entscheidende Unterschied zur *negativen Utopie Orwells*, dass Computer- und Netzaktivitäten sich heute irreversibel mit elementaren Lebensäußerungen in und *außerhalb* der Arbeitswelt amalgamiert haben. Niemand kann einfach mehr aus dem Überwachungskreis heraustreten, denn die Erfassung und Beeinflussung ist universal geworden.

Diese Konstellation bildet einen *lebensweltlichen Orientierungsrahmen*, durch den viele Nutzer auch ihre soziale Identität definieren. Sie unterwerfen sich willig dem technologisch vermittelten Reglement, weil die Computerwelten für sie auch *Realitätsersatz und Projektionsfläche* für „Lebenssinn“ geworden sind; sie orientieren sich an dem Versprechen nach intensiviertem Weltbezug und sozialer Gemeinschaft. Jedoch bringt der digitale Weltbezug durch die Amalgamierung *von Unterwerfungshaltungen mit Momenten der Selbsttätigkeit* einen neuartigen Entfremdungsmodus hervor.

Besonders offensichtlich ist das beim Einsatz digitaler Erfassungs- und Beeinflussungsnetze als Mittel der *Selbstoptimierung*. Benutzt werden dabei bestimm-

te Apps (kleine Anwendungsprogramme für die Smartphones), beispielsweise um zu überprüfen, was im Rahmen eines Fitnessprogramms körperlich geleistet wurde. Vieles was mittlerweile auf Knopfdruck festgestellt werden kann, dient zur Selbstmotivierung: Habe ich schon die geplanten 10.000 Schritte hinter mich gebracht und bei meiner Ernährung „maßgehalten“? Ist es mir gelungen, meine allgemeine Leistungsfähigkeit zu steigern und meinen Gesundheitszustand zu stabilisieren?¹⁸ Aber durch die digitalen Selbstoptimierungsprogramme sind nicht nur die biologischen „Basisdaten“ abrufbar, sondern auch Informationen über den Stand der individuellen „Zufriedenheit“ und psychischen Befindlichkeit, denn möglich ist mittlerweile eine fast vollständige Erfassung und Dokumentation sämtlicher Signale, die nicht nur der Körper, sondern auch Psyche und Geist aussenden und die von den Erfassungsapparaten aufgesaugt und einer digitalen „Berechnung“ zugeführt werden.

Nach den Projektionen des IT-Komplexes soll die jetzige Form der digitalen Steuerung und Erfassung der Lebensdaten nur eine Zwischenstufe sein, sollen Mensch und Maschine perspektivisch zu einer Einheit werden. Implantate unter der Haut sind dann nur noch der nächste „logische“ Schritt einer Verschmelzung von Mensch und Computer, um seine biologischen Daten zu kontrollieren, aber auch um ihn über elektronische „Impulse“ zu steuern. Aber das Ziel ist weiter gesteckt. Intendiert ist es nach den Worten von Google-Mitbegründer Sergey Brin, die Technik „im Gehirn der Menschen“ zu implantieren.¹⁹

Sinn und Unsinn digitalen Lernens

Die problematischen Erfahrungen mit den *Systemen der Selbst- und Fremdkontrolle* duplizieren sich auf anderen Gebieten der Computer- und Internetnutzung. Beispielsweise beim Einsatz dieser als pädagogisches Vermittlungsmedium, weil durch *digitalisiertes Lernen* die Sachverhalte nicht so in die Tiefe gehend verarbeitet werden, wie das bei den „*menschengeprägten Methoden der Wissensvermittlung* der Fall ist. Ein persönlich agierender Lehrer stimuliert Lernprozesse und vermittelt Wissen auch über emotionale Signale, die eine intensivere Verarbeitung des Stoffes bewirken. Hinzu kommt, dass die digitalen Bildungskonzepte meist nach Programmiergesichtspunkten und nicht nach pädagogischen Maßstäben strukturiert sind; sie sind auf das zentriert, „was sich in einem Computer darstellen lässt.“²⁰

Dennoch glauben viele Eltern, die „das Beste“ für ihre Kinder wollen, ein früher Einsatz des *Computers als Lernmaschine* würde deren schulischen Leistungen verbessern und für ihre intellektuelle Entwicklung und im sozialen Existenzkampf förderlich seien. Tatsächlich muss bei vielen Varianten der

¹⁸ Vgl. S. Schaupp, *Digitale Selbstüberwachung. Self-Treacking im kybernetischen Kapitalismus*, Berlin 2016.

¹⁹ Vgl. M. Jansen, *Digitale Herrschaft. Über das Zeitalter der globalen Kontrolle und wie Transhumanismus und synthetische Biologie das Leben neu definieren*, Stuttgart 2015.

²⁰ J. Lanier, *Gadget. Warum die Zukunft uns noch braucht*, Berlin 2010, S. 22

Computer-„Pädagogik“ das Gegenteil konstatiert werden: Kognitive Entwicklungen werden ebenso behindert, wie emotionale Prozesse gestört. Verhindert wird durch die Abwesenheit realer Interaktionspartner die Entstehung von Resonanzverhältnissen, deren Abwesenheit Hartmuth Rosa als charakteristisch für *Entfremdungskonstellationen* beschrieben hat.²¹

Es ist eine auffällige Konsequenz der „Maschinen-Pädagogik“, dass Lernende mit intensiver Computernutzung auf allen relevanten Feldern im Vergleich mit Kindern, die selektiv und angemessen mit Computern umgehen, negativer abschneiden: Viele internationale Untersuchungen dokumentieren „eine deutliche Verschlechterung der Schulleistungen, je mehr das Internet genutzt wird.“²² Bei Schülerinnen und Schülern, die *undifferenziert* mit Computer-Software traktiert werden, ist beispielsweise eine geringere Verarbeitungstiefe des Lernstoffes festzustellen. Da durch die Wirkungen der technischen Anordnung spezifische Gehirnverknüpfungen nicht stattfinden, bleibt das „Wissen“ oberflächlich. Es wiederholt sich in der Schule, was heute zur Standarderkenntnis einer kritischen Computerforschung gehört: „Wenn wir online gehen, begeben wir uns in eine Umgebung, die oberflächliches Lesen, hastiges und zerstreutes Denken und flüchtiges Lernen fördert.“²³ In einer OECD-Studie aus dem Jahre 2015 wird die Problematik digitalisierter Wissensvermittlung pointiert auf den Punkt gebracht: Auch die stärkste Technik kann selbst schwachen Unterricht nicht ersetzen, weil Computerlernen *regelmäßig* hinter der Intensität herkömmlicher Formen der Wissensvermittlung zurück bleibt.²⁴

Aber es gibt noch einen anderen Aspekt, der im Kontext der Strategien zur Ausbreitung digitaler Bildung eine Rolle spielt: Ein weitgehend digitalisierter und netzvermittelter Bildungsweg wird zukünftig lückenlos dokumentiert werden können, so dass es bei Bewerbungsverfahren zunehmend nicht mehr auf staatliche Abschlüsse und Zertifikate ankommen wird, sondern auf die Dokumentation des Prozesses der Wissensaneignung. Seit 2013 stehen entsprechende Erfassungsprogramme zur Verfügung, die alle Schritte der Lernenden im Internet erfassen, also auf welchen Seiten sie sich informiert haben, zu welcher Tages- und Nachtzeit studiert wurde und welche Fehlversuche es gegeben hat.

Diese Perspektiven der digitale Erfassung und Dokumentation des individuellen Bildungsweges sind ein weiteres Beispiel dafür, dass der sozial-destruktive Computereinsatz noch lange nicht an sein Ende gekommen ist und auch anti-zivilisatorische Konsequenzen in einer Intensität im Bereich des Möglichen liegen, die gegenwärtig kaum vorstellbar sind.

²¹ Vgl. H. Rosa, *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*, Berlin 2016.

²² M. Spitzer, *Digitale Demenz*, München 2012, S. 89.

²³ N. Carr, a.a.O., S. 184.

²⁴ Vgl. G. Lembke/I. Leipner, *Die Lüge der Digitalen Bildung*, Frankfurt/M 2015; vgl. auch R. Lankau, *Ihr bekommt unsere Kinder nicht! Paralyisierte Kids die tippen & wischen*, in: *Lunapark* 21, H. 25/2016.

Bevölkerungsdynamik und Geschlechterverhältnis

Im ersten Kapitel seines Romans „Effi Briest“ schildert Theodor Fontane, wie im Milieu des preußischen Landadels der 1880er Jahre Ehen geschlossen wurden, und er macht dabei sehr genaue Angaben zum Alter der Braut und des Bräutigams. Wir erfahren außerdem, dass es in diesen Kreisen, auch unter den Frauen, Konsens war, dass die Braut sehr jung, der Bräutigam hingegen nicht „zu jung“ sein durfte. Sowohl die Eltern Briest als auch die Tochter und der Schwiegersohn erfüllen die Altersnorm. Vater Briest ist etwas über 50, Mutter Briest ist 38, Baron Instetten ist ebenfalls 38 und Effi ist 17. Ganz am Anfang erzählt Effi ihren Freundinnen, dass ihre Mutter und der gleichaltrige Instetten früher einmal ein Liebespaar waren, aber nur für kurze Zeit. Denn „es kam, wie’s kommen musste, wie’s immer kommt. Er war ja noch viel zu jung, und als mein Papa sich einfand, der schon Ritterschaftsrat war und (das Gut) Hohen-Cremmen hatte, da war kein langes Besinnen mehr, und sie nahm ihn und wurde Frau von Briest.“ Und nun, 18 Jahre später, hält Instetten um Effis Hand an, und Mutter Briest rät ihrer Tochter zum Ja: „Er ist freilich älter als du, was alles in allem ein Glück ist, dazu ein Mann von Charakter, von Stellung und guten Sitten ...“. Da gibt es auch für Effi „kein langes Besinnen mehr“, und schon am nächsten Tag ist Verlobung. Danach beeilt sie sich, ihrer Freundin Hulda die Neuigkeit zu überbringen. Auf dem Weg zu ihr sagt sie sich: „Ich glaube, Hulda wird sich ärgern. Nun bin ich ihr doch zuvorgekommen.“

Niemand zwingt Effi Briest, so jung einen Mann zu heiraten, der 21 Jahre älter ist, und doch tut sie es, und zwar ohne „langes Besinnen“. Etwas Ähnliches meinte die deutsche Feministin Frigga Haug, als sie in ihrem Aufsatz „Opfer oder Täter?“ schrieb: „Indem sie Ehe und Mutterschaft in dieser Weise wollen ..., willigen die Frauen freiwillig in ihre Unterwerfung ein.“¹ Haug hat versucht, solches Verhalten von Frauen aus der Psychologie zu erklären. Hier soll nun gezeigt werden, dass auch die demographische Situation eine Rolle spielt. Der kolumbianische Romancier Garcia Marquez hat das auf den Punkt gebracht. In seinem Roman „Die Liebe in den Zeiten der Cholera“ heißt es: „Für die Frauen gab es nur zwei Altersstufen: das heiratsfähige Alter, das höchstens bis zum zweiundzwanzigsten Lebensjahr ging, und das Alter der ewigen Jungfern für die Sitzengebliebenen“². Warum war das so? Warum mussten die Frauen sich beeilen, wenn sie heiraten wollten, die Männer hingegen nicht? Diese Frage muss zuerst beantwortet werden.

¹ Frigga Haug, „Opfer oder Täter? – Über das Verhalten von Frauen“, in: *Das Argument* 123, S. 643-649 (1980).

² Gabriel Garcia Marquez, *Die Liebe in den Zeiten der Cholera* (aus d. Span.), Köln 1987, S. 381.

Zu viele Frauen?

Die Beispiele aus der deutschen und lateinamerikanischen Romanliteratur lassen sich ergänzen durch Stimmen aus dem viktorianischen England, die alarmiert waren durch die „ungeheure und wachsende Zahl alleinstehender Frauen in der Nation, eine Zahl, die in ihrer Disproportion und Anomalie anzeigt, dass die Gesellschaft krank ist“³. Ein vor mehr als 30 Jahren erschienenes Buch mit dem Titel „Too Many Women?“⁴ hat das Thema systematisch behandelt. Da ging es um die Frage: Ist die heterosexuelle Einehe mit den natürlichen Gegebenheiten vereinbar, oder anders ausgedrückt: gibt es ein ungefähres zahlenmäßiges Gleichgewicht zwischen heiratsfähigen Männern und Frauen, wie es in der „besten aller Welten“ sein sollte? Die Frage ist nicht neu. Schon die rationalistische Theologie der Aufklärungszeit hatte sich um den Nachweis bemüht, dass die göttliche Ordnung auch in dieser Hinsicht perfekt sei. Der in Berlin tätige lutherische Pfarrer Johann Peter Süssmilch (1707-1767), der als Begründer der Demographie in Deutschland gilt⁵, behandelte das Thema in seinen „Betrachtungen über die göttliche Ordnung in den Verhältnissen des menschlichen Geschlechts, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen“. Er zeigte mit Statistiken, dass die Überzahl der Knaben bei Geburt durch ihre höhere Sterblichkeit ausgeglichen wird. Weil nun etwa im Alter von 20 Jahren das Gleichgewicht erreicht wird, glaubte Süssmilch, alles sei in Ordnung. Doch so einfach ist die Sache nicht.

Tabelle 1: Bevölkerung Mexikos (1979) im Alter zwischen 15 und 44 Jahren⁶

Alter (Jahre)	Männer (Mio.)	Frauen (Mio.)
15-19	3,8	3,7
20-24	3,1	3,0
25-29	2,5	2,4
30-34	2,0	2,0
35-39	1,6	1,6
40-44	1,3	1,4

³ Cécile Dauphin, Alleinstehende Frauen, in: Georges Duby und Michelle Perrot (Hg.), Geschichte der Frauen (aus d. Franz.), Frankfurt/New York 1991, Band 4.

⁴ M. Guttentag und P. Secord, Too Many Women? The Sex Ratio Question, Beverly Hills/London/New Delhi 1983.

⁵ Herwig Birg (Hg.), Ursprünge der Demographie in Deutschland. Leben und Werk Johann Peter Süssmilchs, Frankfurt/New York 1986.

⁶ United Nations, Demographic Yearbook 1980, New York 1982.

Süssmilchs These ist richtig, wenn die Bevölkerung konstant ist. Bei Wachstum muss aber die Wachstumsrate zusammen mit dem unterschiedlichen Heiratsalter von Männern und Frauen berücksichtigt werden. Eine Bevölkerung, die sich längere Zeit ohne Störungen durch Kriege oder andere Katastrophen und ohne markante Änderung des Reproduktionsverhaltens entwickelt hat, zeigt eine charakteristische Altersverteilung, die durch die altersspezifische Sterblichkeit und die Wachstumsrate bestimmt ist. Tabelle 1 zeigt die Größe der relevanten Altersgruppen in einer schnell wachsenden Bevölkerung (Mexiko 1979). Man sieht, dass es in jeder Altersgruppe etwa gleich viel Männer und Frauen gibt. Wenn also die Ehen immer zwischen Gleichaltrigen geschlossen würden, dann wäre es rein numerisch möglich, dass alle Frauen heiraten. In Wirklichkeit heiraten aber die Frauen im Mittel einige Jahre früher als die Männer. Würde dieser Altersunterschied fünf Jahre betragen, dann gäbe es in einer Bevölkerung mit diesem Altersaufbau etwa 20 Prozent mehr heiratswillige Frauen als Männer.

In den 1960er Jahren erschienen die ersten demographischen Analysen dieses Phänomens, das im Englischen als „marriage squeeze for women“ bezeichnet wird.⁷ Eine deutsche Übersetzung wäre etwa „Heiratsengpass für Frauen“. Stattdessen kann man auch von einem nuptialen (von lat. nubere = heiraten) Frauenüberschuss sprechen. Der nuptiale Frauenüberschuss kann auftreten, auch wenn es insgesamt ebenso viele Männer wie Frauen gibt, denn er wird verursacht durch stetiges Wachstum der Bevölkerung und den Unterschied im mittleren Heiratsalter. Die Analyse eines Modells, in dem gleiche Geburten- und Sterberaten für beide Geschlechter vorausgesetzt werden, führt zu der folgenden Näherungsformel⁸: $F+ = w (hm - hf)$. Hierbei ist $F+$ der nuptiale Frauenüberschuss (Verhältnis der Zahl der heiratswilligen Frauen zur Zahl der heiratswilligen Männer - 1), w die Wachstumsrate der Bevölkerung, hm das mittlere Heiratsalter der Männer und hf das mittlere Heiratsalter der Frauen, jeweils bei Erstheirat. Da in der Formel ein Produkt erscheint, gibt es theoretisch zwei Möglichkeiten, $F+$ verschwinden zu lassen: entweder das mittlere Heiratsalter der Geschlechter wird gleich, oder w wird null. Auch ein nuptialer Männerüberschuss ist möglich, nämlich dann, wenn $hm - hf$ positiv und w negativ ist, d.h. wenn die Bevölkerung schrumpft.

Solange die Frauen auf das häusliche Leben eingeschränkt waren, wurden sie dazu ermuntert und gedrängt, früh zu heiraten. Die Männer hingegen mussten erst eine Berufsausbildung und den Militärdienst absolvieren, bevor sie heiraten konnten. Die Differenz $(hm - hf)$ war also immer positiv, und in einzelnen Fällen konnte sie mehr als 20 Jahre betragen. Deshalb bestand der nuptiale Frauenüberschuss in allen Ländern, in denen die Bevölkerung schnell wuchs,

⁷ Donald S. Akers, On measuring the marriage squeeze, in: Demography 4, 907-924 (1967).

⁸ Helmut Knolle, Papagenos Wunsch und die Mathematik, in: Elemente der Mathematik 72 (2017), S. 122-125. Die exakte Formel, die dort abgeleitet wird, lautet: $F+ = \exp[w (hm - hf)] - 1$. Es wird Gleichheit der Geburten- und Sterberaten vorausgesetzt, also das Verhältnis 1:1 zwischen den Geschlechtern auf allen Altersstufen.

also in Europa und Amerika von etwa 1750 bis 1914, und er besteht in Lateinamerika, Afrika und Teilen Asiens bis heute. Solange die Scheidung unmöglich oder sehr selten war, konnten deshalb viele Frauen nie heiraten. Sie lebten dann meist im Haushalt der Eltern, die sie im Krankheitsfall pflegen mussten, und nach deren Tod bei einem verheirateten Bruder oder anderen Verwandten. In katholischen Ländern konnten die überzähligen Frauen in ein Kloster eintreten, und oft wurden sie dazu auch gezwungen. Viele erfüllten als Lehrerinnen eine wichtige Funktion für die Gesellschaft, genossen aber auch dann nicht viel Ansehen. Andere heirateten einen verwitweten Mann.

Wegen der kürzeren Lebenserwartung gab es in früheren Jahrhunderten zahlreiche Witwen und Witwer in einem Alter, in dem der Wunsch der Wiederverheiratung ganz natürlich ist. Studien in verschiedenen Ländern haben übereinstimmend gezeigt, dass die Zweit- oder Drittehe bei Männern weitaus häufiger war als bei Frauen. Im Jahr 1871 haben in Bologna 117 Witwer, aber nur 46 Witwen geheiratet⁹. Und in vier Bezirken von Glasgow haben im Jahr 1855 nur 150 Witwen, aber 281 Witwer geheiratet.¹⁰

Die Gründe dafür werden oft in der Ideologie des Patriarchats gesucht, in der allerdings einige (männliche) Demographen selber befangen sind. So wird etwa als Grund angegeben, dass das patriarchalische Rollenstereotyp den Witwer mit Kindern daran hinderte, die Funktionen der Mutter zu übernehmen. Ein Autor fügt noch das sexuelle Bedürfnis hinzu, das er anscheinend nur dem verwitweten Mann zubilligt: „Viele Zweitehen wurden von verwitweten Vätern von kleinen Kindern eingegangen, die nicht nur eine Geschlechtspartnerin brauchten, sondern auch eine Amme und Haushälterin.“¹¹ Aber war es nicht für eine Witwe in einer Zeit, in der es noch keine Witwenrente gab, sehr schwierig, für sich und ihre Kinder allein zu sorgen? Und warum soll eine Witwe von 30 Jahren keine sexuellen Bedürfnisse haben? Außerdem müsste ja auch erklärt werden, warum es immer genug junge Frauen gab, die einen Witwer geheiratet haben. Die Erklärung ist, dass das Bevölkerungswachstum und der große Altersunterschied zwischen Ehepartnern einen nuptialen Frauenüberschuss hervorgebracht haben.

Die Autoren der Studien in Bologna und Glasgow, die hier zitiert wurden, waren professionelle Demographen, und sie schrieben in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts. Umso erstaunlicher ist, dass schon August Bebel in der 50. Auflage seines Klassikers „Die Frau und der Sozialismus“ ähnliche Daten verwendet hat.¹² Im Kapitel „Die Chancen der Ehe“ befasst er sich mit dem Zahlenver-

⁹ Andrea Schiaffino, Quelques donnés sur le remariage dans un milieu urbain: Bologne aux 19ième et 20ième siècles, in: J. Dupaquier, E. Hélin, P. Laslett, M. Livi-Bacci, S. Sogner (eds.), Marriage and Remarriage in Populations of the Past, London u.a. 1981.

¹⁰ Michael Drake, The remarriage market in mid-nineteenth century Britain, in: J. Dupaquier et al., a.a.O., S. 287-296.

¹¹ Carlo Corsini, Why is remarriage a male affair? In: J. Dupaquier et al., a.a.O., S. 385.

¹² August Bebel, Die Frau und der Sozialismus, Stuttgart 1913 (50. A.), S. 161-162.

hältnis der Geschlechter und beruft sich auf Daten der Volkszählungen im Deutschen Reich von 1890 und 1900. Dort heißt es: „Ein sehr starkes Missverhältnis der Geschlechter stellt sich unter den verwitweten und geschiedenen Personen heraus.“ Im Jahr 1900 gab es in der Tat fast viermal so viel verwitwete Frauen wie Männer. Dies kann zwar zum Teil durch die Unterschiede in Heiratsalter und Lebensdauer erklärt werden, aber diese Erklärung versagt, wenn man die Altersgruppen unter 40 herausgreift und außerdem die Anzahl der geschiedenen Männer und Frauen vergleicht. In diesen Altersgruppen von verwitweten bzw. geschiedenen Personen waren die Frauen mehr als dreimal so oft verwitwet bzw. doppelt so oft geschieden wie die Männer (Tabelle 2, Daten nach Bebel 1913, S. 161f.).

Tabelle 2: Zahl der verwitweten und geschiedenen Frauen und Männer im Alter bis 40 im Deutschen Reich (1900)

	verwitwet	geschieden
Frauen	152 659	21 901
Männer	46 931	8 590

Hierzu bemerkt Bebel: „Diese Zahlen belehren uns, dass in erster Linie die verwitweten und geschiedenen Frauen von einer Wiederverheiratung ausgeschlossen sind, und zwar auch im heiratsfähigsten Alter.“¹³ Bebel nennt aber nur die durch Arbeitsunfälle bedingte höhere Sterblichkeit der Männer als Ursache. Aber obwohl die Zahl der tödlichen Unfälle, die mehrheitlich Männer trafen, höher war als heute, kann das Ungleichgewicht zwischen den Geschlechtern dadurch nicht restlos erklärt werden. Die entscheidende Ursache war nämlich in allen drei Staaten der Unterschied im Heiratsalter in Verbindung mit dem unaufhörlichen Wachstum der Bevölkerung.

Ein Teufelskreis

Kehren wir noch einmal zurück zu Effi Briest. Sie ist ihrer Freundin „zuvorgekommen“ und hat mit 17 Jahren geheiratet. Sie war keine Ausnahme. Für junge ledige Frauen ihresgleichen war das Leben im heiratsfähigen Alter ein Wettlauf zu dem Ziel, einen gutaussehenden Mann „von Stellung“ zu heiraten. Weil nun in wachsenden Bevölkerungen die Zahl der jungen Frauen größer ist als die Zahl der ledigen Männer „von Stellung“, können nicht alle dieses Ziel erreichen, und das wissen sie. Natürlich wissen sie es nicht aus Statistiken, aber jede hat eine Tante oder eine ältere Schwester oder Cousine, die „sitzengeblieben“ ist. Deshalb gibt es für sie „kein langes Besinnen“, wenn der erste Mann, der gut aussieht und materielle Sicherheit bietet, ihr einen Antrag macht. Der Wettbewerb zwischen den Frauen lässt also das Heiratsalter

¹³ Bebel, a.a.O., S. 216 f.

noch tiefer sinken als in einer Bevölkerung, die nicht wächst und deshalb keinen nuptialen Frauenüberschuss hat.

Das Heiratsalter der Frau hat in einer Bevölkerung, in der es keine Geburtenregelung gibt, in doppelter Weise Einfluss auf das Wachstum. Zum einen kann natürlich eine Frau, die früh heiratet und von guter Konstitution ist, viele eheliche Kinder gebären. Zum anderen wird durch niedriges Alter der Gebärenden die Generationszeit verkürzt, und auch dadurch wird das Wachstum beschleunigt. Da nun der nuptiale Frauenüberschuss zur Wachstumsrate und zur Differenz im Heiratsalter proportional ist, nimmt er zu, wenn die Bevölkerung wächst und das mittlere Heiratsalter der Frauen sinkt. Die Frauen tragen also durch ihre Entscheidung zur frühen Heirat selber dazu bei, den nuptialen Frauenüberschuss zu reproduzieren und noch zu vergrößern. Es ist ein Teufelskreis.¹⁴ Je eifriger die jungen Frauen sich bemühen, durch frühe Heirat dem Schicksal der alten Jungfern zu entkommen, desto größer wird der nuptiale Frauenüberschuss in der nächsten Generation, und desto schärfer wird der Wettbewerb zwischen den Frauen.

Innerhalb der Rahmenbedingungen des traditionellen Patriarchats stand das Interesse der einzelnen Frau den Interessen der Frauen als Kollektiv entgegen. Die Suche nach dem individuellen Glück verleitete manche junge Frau dazu, früh zu heiraten und, wenn so etwas überhaupt möglich war, auf eine berufliche Karriere zu verzichten. Wenn sie dann viele Kinder hatte, trug sie bei zum Wachstum der Bevölkerung, mit der Folge, dass auch die nächste Generation von Frauen mit dem nuptialen Frauenüberschuss konfrontiert war. Deshalb riet sie, wie die Mutter von Effi, ihren Töchtern zu einer frühen Heirat.

Die demographische Analyse führt also zum gleichen Ergebnis wie die psychologische Argumentation von Frigga Haug. Bei ihr heißt es: „Die einzelnen Frauen finden selbstverständlich ... die gesellschaftlichen Verhältnisse ... zunächst fertig vor. Aber diese Strukturen existieren nur weiter, wenn sie von denen, die in ihnen leben, immer wieder hergestellt werden.“¹⁵

Die Aktualität des Themas

Das Thema dieses Aufsatzes betrifft die hiesigen Frauen nicht unmittelbar, weil hier das Phänomen des nuptialen Frauenüberschusses gleichzeitig mit dem Bevölkerungswachstum verschwunden ist. Aber es betrifft heute noch die Frauen in den Teilen der Welt, in denen die Bevölkerung immer noch wächst, zum Beispiel in Lateinamerika. Der demographische Ansatz kann teilweise erklären, warum die Suche nach einem Partner und die Angst vor Untreue oder Verlust des Partners das Verhalten der meisten Frauen in Lateinamerika immer noch prägt. Die These, dass der nuptiale Frauenüberschuss

¹⁴ In der Sprache der Kybernetik ausgedrückt, handelt es sich um einen Regelkreis mit positiver Rückkopplung.

¹⁵ Haug, a.a.O., S. 646.

für die Frauenbewegung förderlich ist¹⁶, kann zurückgewiesen werden, weil sie den historischen Tatsachen (s.o.) widerspricht.

Während es für die Zeit vor 1900 nur spärliche Daten gibt, an denen die oben skizzierte Theorie verifiziert werden kann, bieten heute die Demographischen Jahrbücher der Vereinten Nationen umfangreiches Datenmaterial aus fast allen Ländern der Erde. Daten, die sich auf das Heiratsverhalten beziehen, wurden zum letzten Mal in der Ausgabe für das Jahr 1990 publiziert.¹⁷ Diese dient als Quelle für das Folgende. Wegen der höheren Lebenserwartung gibt es heute in vielen Ländern nur wenige Witwen und Witwer im Alter unter 50. Deshalb wird hier nur das Heiratsverhalten von geschiedenen Personen betrachtet. Dabei wird sich ein deutlicher Unterschied zeigen zwischen den Ländern in Europa, wo die Bevölkerung nicht mehr wächst oder sogar schrumpft, und den Ländern in Lateinamerika, wo sie immer noch wächst.

Tabelle 3: Gesetzliches Minimum des Heiratsalters und Anteile der Frauen und Männer, die mit weniger als 20 Jahren heiraten, in ausgewählten Ländern 1998

Land	Mindestalter		Heiratsalter unter 20 Jahren: Anteil an allen Heiraten in %	
	Frauen	Männer	Frauen	Männer
Brasilien	12	14	30,0	6,6
Chile	12	14	16,7	4,2
Cuba	14	16	13,4	2,9
Ecuador	12	14	30,4	12,0
Venezuela	18	21	26,3	9,0
Mexiko	15	17	32,1	13,9
Spanien	12	14	3,7	1,0
Deutschland	18	18	3,8	0,7
Tschechien	16	16	9,6	2,2

Quelle: Demographic Yearbook of the United Nations 2000 (erschieden 2002), Table 24

Zunächst lässt sich erkennen, dass das höhere Heiratsalter der Männer auch heute in westlichen Ländern vorherrscht. Die Tabelle 3 enthält Daten aus 9 Ländern in

¹⁶ David M. Heer and Amyra Grossbard-Shechtman, The impact of the female marriage squeeze and the contraceptive revolution on sex roles and the women's liberation movement in the United States, 1960 to 1975, in: Journal of Marriage and The Family, February 1981, S. 49-65.

¹⁷ Demographic Yearbook of the United Nations 1990 (erschieden 1992). Aus dem umfangreichen Band werden hier die folgenden Tabellen verwendet: Table 31, Marriages cross-classified by previous marital status; Table 41, Population by age, gender and marital status.

Lateinamerika und Europa. Überall zeigt sich das gleiche Bild: die Heirat im Alter unter 20 ist bei den Frauen zwei- bis fünfmal so häufig wie bei den Männern. In vielen Ländern liegt zudem das gesetzliche Minimum des Heiratsalters für Frauen zwei oder drei Jahre tiefer als für Männer. Es fällt auf, dass die überwiegend katholischen Länder Brasilien, Chile, Ecuador und sogar Spanien 1998 die Heirat mit zwölf Jahren immer noch zuließen. Das zeigt an, dass in diesen Ländern auf Schul- und Berufsbildung der Mehrheit der Frauen wenig Wert gelegt wird.

Tabelle 4: Bevölkerung (in Mill.) in den Jahren 1981 und 1990 (bzw. 1989 für BRD) und Wachstumsrate in ausgewählten Ländern

Land	1981	1990	Rate in %
Bolivien	5,8	7,4	2,4
Chile	11,3	13,2	1,6
Guatemala	7,1	9,2	2,6
Venezuela	15,5	19,7	2,4
BRD (1989)	61,7	62,0	0,06
CSSR	15,3	15,7	0,25
VR Polen	35,9	38,2	0,62

Wir können also davon ausgehen, dass der zweite Faktor in der obigen Formel, die Differenz im Heiratsalter, durchweg positiv ist. Jetzt fragen wir nach der Wachstumsrate w . Tabelle 4 zeigt den starken Zuwachs der Bevölkerung in einigen lateinamerikanischen Ländern in der Zeit von 1981 bis 1990, der sich deutlich abhebt von dem schwachen Wachstum in den europäischen Ländern. Deshalb ist der nuptiale Frauenüberschuss in Europa fast ganz verschwunden, aber nicht in Lateinamerika. Das ist daran erkennbar, dass die Chancen der Wiederverheiratung von Geschiedenen in Europa für beide Geschlechter gleich sind, während in Lateinamerika die geschiedenen Männer deutlich bessere Chancen haben. Das zeigen die Tabellen 5 und 6.

Tabelle 5: Zahl der Heiraten von geschiedenen Männern und geschiedenen Frauen (1988)

	Chile	Venezuela	BRD	VR Polen
Männer	2.389	8.689	73.104	21.012
Frauen	1.605	4.355	75.613	18.558
Quotient	1,5	2,0	0,97	1,1

In der Stichprobe für Lateinamerika sind Länder aus Mittelamerika, dem nördlichen Südamerika und der Andenregion sowie Länder mit sehr unter-

schiedlichem Entwicklungsstand vertreten. Aus Tabelle 5 ist ersichtlich, wie viele geschiedene Männer und geschiedene Frauen im Stichjahr 1988 geheiratet haben. Wenn man für jedes Land die zwei Zahlen ins Verhältnis setzt, dann sieht man, dass der Quotient in Chile und Venezuela deutlich größer ist als in der BRD und in Polen.

Tabelle 6 zeigt, wie stark die Zahl der geschiedenen Frauen im Alter von 35 bis 39 die Zahl der geschiedenen Männer in der gleichen Altersgruppe übertrifft. Auch hier wird sichtbar, dass geschiedene Frauen in schnell wachsenden Bevölkerungen viel schlechtere Chancen der Wiederverheiratung haben als geschiedene Männer. In Bolivien gab es mehr als dreimal und in Guatemala mehr als viermal so viel geschiedene Frauen wie Männer, während der Quotient in der BRD nur 1,24 und in der Tschechoslowakei nicht einmal 1,2 betrug. Dieser Sachverhalt kann nicht darauf zurückgeführt werden, dass die Frauen bei der Scheidung jünger sind, weil sie früher heirateten. Denn weil sie früher geschieden sind, könnten sie auch früher die zweite Ehe eingehen, was sie in Europa ja auch tun.

	Bolivien	Guatemala	BRD	CSSR
Frauen	11.300	16.475	189.443	59.580
Männer	3.700	3.958	152.237	51.583
Quotient	3,1	4,2	1,24	1,16

Die hier vorgelegte Analyse von demographischen Daten hat gezeigt, dass die alte christliche Fortpflanzungsmoral, wie sie noch heute vom Vatikan verteidigt wird, an einem tiefen inneren Widerspruch leidet. Die Forderung an die verheirateten Paare, entweder enthalten zu sein oder dem natürlichen Lauf der Dinge stattzugeben, hat in der Praxis ein andauerndes Wachstum der Bevölkerung zur Folge. Das führt zu dem hier beschriebenen Phänomen, dass der Heiratswunsch für viele Frauen nie in Erfüllung geht, und dass Frauen mit Kindern oft von ihren Männern verlassen werden, weil diese eine ledige, noch jüngere Partnerin gefunden haben. Die Spitze der katholischen Kirche, die immer noch am Verbot der Geburtenkontrolle festhält, meint zwar, mit dieser Politik die Werte der Mutterschaft und der Familie zu verteidigen, aber in Wirklichkeit ist sie mit dafür verantwortlich, dass in Lateinamerika Millionen von alleinstehenden Müttern unter schwierigsten Bedingungen Kinder aufziehen müssen, deren Vater mit einer jüngeren Frau das Weite gesucht hat.

Attraktion und Repulsion des Kapitals

Zum Schwerpunkt „Fusionen, Konzernumbau, Kapitalstrukturen“, Z 108 (Dezember 2016)

Wie es im Editorial dieser Ausgabe heißt, „beschäftigt sich die linke und marxistische Kapitalismusanalyse kaum noch mit dem monopolistischen Charakter des modernen Kapitalismus“ (5). Diese Vernachlässigung ist deshalb so bedauerlich, weil damit grundlegende Wandlungsprozesse des kapitalistischen Systems nicht erkannt werden können. In den Prozessen der Konzentration und Zentralisation auf der einen und der Dezentralisierung und Entflechtung auf der anderen Seite widerspiegeln sich sowohl aktuelle Entwicklungen der Produktivkräfte als auch des Formen- und Strukturwandels in der Wirtschaft. Da sich in technologischen Umbruchphasen – wie sie sich z.B. gegenwärtig mit der Digitalisierung vollziehen – auch die Unternehmens- und Branchenstrukturen i.d.R. dramatisch verändern, ist die Aktualität des Themas unbestritten. Einige in den Beiträgen vertretene Positionen sollen mit den folgenden fünf Punkten kritisch betrachtet und ergänzt werden.

1. In der Zeit nach Marx wurde in der linken Gesellschaftstheorie die dialektische Sicht auf den Vergesellschaftungsprozess häufig durch eine vereinfachte, lineare Betrachtung ersetzt. Im Vordergrund stand und steht zum Teil auch noch heute die stetig fortschreitende Konzentration und Zentralisation des Kapitals bis hin zum Monopol bzw. Staatsmonopol. Die wesentliche theoretische Grundlage dafür lieferte das Leninsche Imperialismuskonzept. Sehr verkürzt entwickelte Lenin folgende Gedankenkette: die Großproduktion verdrängt die Kleinbetriebe, die großen Unternehmen werden noch größer und wachsen zu Monopolen, das Monopol löst die Konkurrenz ab und bereitet damit den Boden für „den Übergang von der kapitalistischen zu einer höheren Gesellschaftsformation.“ (Lenin, 304)

Diese vereinfachte Denkweise prägte in der DDR und den anderen realsozialistischen Staaten die planmäßige Organisation der Wirtschaft. Da wurde z.B. ein „Gesetz der Konzentration“ formuliert und behauptet, dass der technische Fortschritt „objektiv“ zu einer Erhöhung des Konzentrationsgrades führt und dass mit der wachsenden Konzentration auch die Produktivität und Effektivität zunimmt. Am Ende bestand die DDR-Wirtschaft aus rund 250 Kombinate. Darunter befanden sich nicht wenige formale Gebilde, die bis zu knapp 1.000 Produktionsstätten unter dem Dach einer solchen „modernen Wirtschaftseinheit“ zusammenfassten.

In dem von Lenin betrachteten Zeitraum hat sich tatsächlich eine beschleunigte Konzentration und Zentralisation des Kapitals vollzogen. Seit der Veröffentlichung der als „Gemeinverständlicher Abriss“ bezeichneten Theorie sind nun genau 100 Jahre vergangen. Die Geschichte hat seitdem gezeigt, dass „Konzentration und Zentralisation des Kapitals kein linearer, sich ständig verstärkender Prozess ist, der irgendwann einmal zur Beseitigung von Konkur-

renz führt“. (Goldberg/Leisewitz, 18/19) Diese Prozesse vollziehen sich immer nur temporär und werden von Sprüngen in der Produktivkraftentwicklung durchkreuzt. Marx bezeichnete deshalb die Konzentration und Zentralisation auch als Attraktion des Kapitals, nicht ohne zugleich deren Negation durch die widerstrebende Kraft der Repulsion zu beschreiben.

Nach Auffassung von H.-J. Bontrup schreitet jedoch „die Konzentration und Zentralisation in der Wirtschaft ... unaufhaltsam voran“. (20) In einer aktuellen Publikation widmet sich auch Sahra Wagenknecht der „genialen Prognose“ von Marx, dass „die Unternehmen immer größer und mächtiger werden“. (Wagenknecht, 98) Beide, Bontrup und Wagenknecht, stützen sich dabei auf die Marxsche Aussage „Je ein Kapitalist schlägt viele tot“. Dadurch komme es, so zitiert Wagenknecht Marx weiter, zu einer „beständig abnehmenden Zahl von Kapitalmagnaten“ (Marx, 790). An anderer Stelle schreibt Marx allerdings, dass mit der Akkumulation des Kapitals „daher auch mehr oder minder die Anzahl der Kapitalisten wächst“ (Marx, 653). Diese gegensätzlichen Aussagen lösen sich dialektisch auf, wenn die Vorgänge der Konzentration und Zentralisation nicht isoliert betrachtet werden. Der Attraktion des Kapitals wirkt deren Repulsion immer wieder entgegen. Die Prozesse der Konzentration und Zentralisation werden damit beständig „durch die Bildung neuer und die Spaltung alter Kapitale durchkreuzt“ (Marx, 654).

2. Die einseitige Sicht auf den Konzentrationsprozess wird häufig mit der Behauptung verbunden, dass die kleinen und mittleren Unternehmen (KMU) die Hauptopfer dieser Entwicklung sind. Der Kapitalismus, so steht es im Programm der Partei DIE LINKE, „ruiniert die Mittelschichten“. (Programm, 17) Auch nach H.-J. Bontrup steht „die Masse der ohnmächtigen kleineren und mittleren Unternehmen“ „einigen immer mächtiger werdenden Großunternehmen (Konzernen) ... gegenüber“. (27) Nun hat aber die Zahl der Unternehmen in Deutschland, und damit auch die der KMU, generell zugenommen. Sogar die Anzahl der Handwerksbetriebe stieg von 1997 bis 2015 von 833.000 auf über eine Million. Um zu belegen, dass „die KMU regelmäßig von den Großunternehmen gezielt durch ruinöse Preispolitik angegriffen werden, um sie aus dem Markt zu drängen“ (29), zitiert Bontrup die Insolvenzstatistik. Den Bewegungsmechanismus des Kapitalismus kann man jedoch nicht erkennen, wenn nicht zugleich die Entwicklung der Unternehmensgründungen betrachtet wird. Über die fortwährende Liquidation und Neuentstehung vollzieht sich schließlich in hohem Maße die strukturelle Erneuerung der kapitalistischen Wirtschaft. Aus der verfügbaren Statistik über die Gewerbean- und -abmeldungen bzw. Unternehmensgründungen und Liquidationen geht hervor, dass insgesamt der erste Vorgang überwiegt.

3. In der Geschichte hat es immer wieder Phasen einer stark beschleunigten Zentralisation des Kapitals gegeben. Diese Fusionswellen führten nicht nur zu einem deutlichen Anstieg des Konzentrationsgrades; darin äußerten sich auch immer veränderte Verwertungsbedingungen. Die wissenschaftliche Analyse muss deshalb nicht nur die quantitative Seite des Konzentrationsprozesses, sondern auch die Ursachen und Inhalte erfassen. So war z.B. die erste große Fusi-

onswelle von 1899 bis 1903 vor allem durch horizontale Zentralisationen geprägt. Die nächste große Flut an Unternehmenszusammenschlüssen vollzog sich 1926-1930 vornehmlich in vertikaler Richtung. Die dritte Fusionswelle von 1965-1968 führte durch diagonale Vereinigungen zur Bildung von Konglomeraten. Die letzte Ursache für diese veränderten Fusionsinhalte liegt natürlich in der Entwicklung der Produktivkräfte, insbesondere in der damit untrennbar verbundenen fortschreitenden Differenzierung, die eine wachsende „Mannigfaltigkeit der gesellschaftlichen Produktionszweige“ (Marx, 468) zur Folge hat. Die Differenzierung der Produktion führte z.B. auch dazu, dass Großunternehmen ihre Monopolstellung nicht halten konnten. So produzierte US-Steel im Jahr 1902 73 Prozent des gesamten Rohstahls der USA. Heute ist das Unternehmen immer noch der größte Stahlhersteller der USA; sein Marktanteil sank allerdings auf unter 10 Prozent. Ähnlich erging es IBM. 1983 hielt IBM bei PCs einen Marktanteil von weltweit 70 Prozent. Seit diesem Zeitpunkt wuchsen und differenzierten sich der Markt und die Branche so dynamisch, dass ein einzelnes Unternehmen dieser Entwicklung nicht mehr folgen konnte. 2004 verkaufte IBM seine PC-Sparte an den chinesischen Wettbewerber Lenovo. Die Geschichte der Fusionen muss deshalb durch die Geschichte der Entflechtungen ergänzt werden. Dies wird nicht zuletzt durch die aktuellen Entwicklungen bei den Chemie- und Energiekonzernen sowie den Banken unterstrichen (Foullong, 40 ff; Bontrup 82 ff; Leisewitz, 93 ff).

4. Eine wesentliche Ursache der Konzentration und Zentralisation besteht in dem Ziel der Marktbeherrschung und -durchdringung. Zugleich sind die Prozesse der Konzentration und Zentralisation einerseits und die der Dezentralisierung und Entflechtung eng mit der Entwicklung der Produktivkräfte verbunden. Bereits Marx hat den Zusammenhang von Technologie und Konzentration am Beispiel der Dampfmaschine beschrieben. Je höher die Leistungskraft der als „Zentralmotor“ fungierenden Dampfmaschine, um so mehr Maschinen konnten über Transmissionsriemen daran angeschlossen werden und um so größer war die Fabrik. Mit der Erfindung und Einführung der Elektro- und Verbrennungsmotoren änderte sich dieser Zusammenhang jedoch grundlegend. Diese neue Antriebstechnik hatte eindeutig dezentralisierende Wirkungen. Galt zu Marx' Zeiten: Ein Motor treibt viele Maschinen an, so gilt heute: Eine Maschine wird von vielen Motoren angetrieben.

Die Grundlage für die Durchsetzung des Elektromotors und dessen dezentralisierende Wirkung wurde mit der flächendeckenden Elektrifizierung geschaffen. Analog dazu entstand und entsteht mit dem Internet im allgemeinen und dem Internet der Dinge im besonderen die Infrastruktur für eine verstärkt dezentralisierte und zugleich vernetzte Produktion. Auch einzelne Technologien wie der PC, der Digitaldruck oder der 3D-Druck befördern die Entstehung neuer, dezentraler Arbeits- und Produktionsformen.

Auch ein aktueller Bericht über die „Konzentration im deutsche Bankgewerbe“ (Foullong, 40 ff) darf eigentlich nicht diesen Zusammenhang unbeachtet lassen. Neue digitale Technologien wie mobile Bezahldienste, Crowdfunding,

FinTechs und die Blockchain mit den Kryptowährungen (Bitcoins u.a.) stellen für die Tempel des Finanzkapitals eine echte Bedrohung dar. Weil „die Digitalisierung die Banken mit voller Wucht trifft“ (Bain, 6), befürchten nicht wenige Branchenkenner, dass „am Ende dieses Prozesses dann ein ganz anderes, dezentrales Finanzsystem stehen könnte“. (Der Spiegel, 4/2016, 65)

Auch in der Energiewirtschaft ist der von H.-J. Bontrup beschriebene Umstand, dass die „Stromgiganten jetzt wackeln“ (91), nicht nur auf Managementfehler zurückzuführen. Dies resultiert in hohem Maße auch aus neuen Technologien der Produktion und Speicherung von Energie in kleinen Einheiten und deren blitzschnellen Vernetzung zu „virtuellen Kraftwerken“. Deshalb kann der an anderer Stelle von H.-J. Bontrup getroffenen Feststellung nur zugestimmt werden, dass „die Dezentralisierung ein Megatrend ist, der fast alle Akteure und Bereiche in der Energiewirtschaft auf vielfältige Weise beeinflusst“. (Bontrup 2017)

Auch für Sahra Wagenknecht liegen die Gründe für die Prozesse der Konzentration und Zentralisation neben der Marktmacht auf der „technologischen Ebene“. Als Beispiele für die technologisch bedingte Konzentration führt sie die Stahlindustrie, den Automobilbau und die digitale Ökonomie an. So „machten in der Stahlindustrie die Investitionskosten mit der Einführung des Bessemer-Verfahrens einen Sprung nach oben. In der Folge konnten nur noch extrem große Unternehmen überleben“. (Wagenknecht 2017, 99/100) Das ist historisch zwar richtig, aber der technische Fortschritt ist nicht beim Bessemer-Verfahren stehen geblieben. Ab den 60er Jahren hat sich immer mehr die Minimill-Stahltechnologie durchgesetzt. Die Mindestgröße eines solchen Werkes beträgt lediglich ein Zehntel eines integrierten Stahlwerkes. Heute entfallen auf Minnimmills etwa 60 Prozent der Stahlproduktion in den USA und rund 40 Prozent in Europa.

In der Automobilindustrie beruht der konzentrationsfördernde Effekt vor allem auf dem nach wie vor vorherrschenden Prinzip der Massenproduktion. Sahra Wagenknecht führt an, dass es nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland noch rund 80 Automobilhersteller gab, von denen heute nur noch drei Konzerne übrig geblieben sind. Diese ganz offensichtlich gewaltige Zusammenballung von Kapital kann aber wiederum in seiner Wirkung auf den Funktionsmechanismus der kapitalistischen Wirtschaft nur erklärt werden, wenn auch die Veränderungen in der Arbeitsteilung innerhalb der Branche mit betrachtet werden. In den 20er Jahren betrug bei Ford die Fertigungstiefe noch 90 Prozent, heute liegt sie bei rund 30 Prozent. Viele mittelständische Autohersteller sind verschwunden, dafür sind jedoch Tausende kleine und mittlere Zulieferer neu entstanden.

Der „generelle Trend der wirtschaftlichen Konzentration“ gilt nun nach Sahra Wagenknecht „in besonderem Maße für die Zukunftsbranche des 21. Jahrhunderts, die digitale Ökonomie“. Die Ursachen für diese Entwicklung haben sich nun wieder völlig verändert, sie liegen im Netzwerkeffekt. Dieser bedeutet, das ein Netzwerk um so attraktiver sowohl für den Nutzer als auch für den Betreiber ist, je mehr Nutzer sich daran beteiligen. Dies bildete letztlich die Grundlage für

die rasche Expansion solcher Plattformen wie Google, Facebook, Ebay oder Amazon. Die Größe und wirtschaftliche Macht dieser neuen Riesenfirmen ist aus verschiedenen Gründen tatsächlich besorgniserregend. Ihre Entstehung resultiert aber in keinem Fall aus einem längeren Prozess der Kapitalkonzentration. Die Gründung dieser Unternehmen liegt erst wenige Jahre zurück. Ihr dynamisches Wachstum ist ein direkter Ausdruck der außerordentlich rasanten Beschleunigung des technischen Fortschritts. Die nächsten, bereits jetzt zu erkennenden disruptiven neuen Technologien werden für das Wechselverhältnis von Zentralisierung und Dezentralisierung ganz sicher auch wieder völlig neue Triebkräfte hervorbringen. Auf die Frage, ob bei der Zukunftstechnologie der künstlichen Intelligenz die großen Plattformen wieder die Nase vorn haben, antwortete Charles-Edouard Bouee, Chef der weltweit siebtgrößten Unternehmensberatung Roland Berger: „Nein. Die großen Plattformen sind heute zwar de facto viel näher dran an den neuen technischen Möglichkeiten. Das wird ihnen aber nicht helfen. Die Tage von Facebook, Google & Co. – in ihrer heutigen Form – sind gezählt“. (Welt am Sonntag v. 7.5.2017, 40)

5. Als eine der wichtigsten aktuellen Entwicklungen der Kapitalstrukturen kennzeichnet U. Dolata die hohe „Volatilität erworbener Markt- und Machtpositionen“ (63). Insbesondere die fortschreitende Digitalisierung hatte eine „schnelle Ablösung scheinbar unanfechtbarer Marktführer durch neue Akteure“ (61) zur Folge. So sind seit dem Jahr 2000 mehr als die Hälfte der 500 weltweit größten Unternehmen aus dieser Rangliste verschwunden. Noch deutlicher zeigt sich diese Dynamik in der wachsenden Zahl so genannter Unicorns. Darunter werden Unternehmen verstanden, die innerhalb kurzer Zeit einen Börsenwert von einer Milliarde Dollar erzielen. Von den aktuell rund 200 Unicorns erreichten sogar sieben nach einem und 14 nach zwei Jahren dieses Ziel. Dieses außerordentliche Tempo ist historisch einzigartig. Die Feststellung von H.-J Bontrup trifft deshalb heute nicht mehr generell zu, dass sich Großunternehmen einen „systematischen, nicht mehr einholbaren Vorsprung“ (27) sichern können.

Literatur

- Bain & Company, Retail-Banking: Die digitale Herausforderung. Zürich 2012
 H.-J. Bontrup, Digitale Ambivalenz – Auswirkungen auf die Energiewirtschaft. VDI-Nachrichten, 27. 1. 2017
 W. I. Lenin, Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus. Werke, Bd. 22, Berlin 1960
 K. Marx, Das Kapital, Erster Band. MEW, Bd. 23, Berlin 1975
 Programm der Partei DIE LINKE. Berlin 2011
 S. Wagenknecht, Eine geniale Prognose. In: M. Greffrath, RE: Das Kapital. München 2017

Franz Rudolph

Transformation der Demokratie – zwischen autoritären Tendenzen und Emanzipation

BdWi-Herbstakademie, Werneuchen/Werftpfuhl, 31. August bis 3. September 2017

In der Jugendbildungsstätte „Kurt Löwenstein“ in der Nähe von Berlin (Träger: SJD Die Falken) fand die seit 2003 jährlich tagende Herbstakademie des Bundes demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (BdWi) statt. Im Mittelpunkt standen die Themen Demokratisierung der Wissenschaft, gesellschaftliche Emanzipation und die Funktion „organischer Intellektueller“.

Beim Auftaktpodium zum „Zustand der Demokratie im 21. Jahrhundert“ fasste *Ingar Solty* (RLS) die aktuelle Krise des Kapitalismus mit Gramsci als Interregnum, in dem „das Alte stirbt und das Neue noch nicht zur Welt kommen kann“. Die staatliche Bearbeitung der sich zuspitzenden Widersprüche und des zerbröckelnden Konsenses der Beherrschten geschieht demnach durch verstärkte Zwangselemente eines autoritären Kapitalismus. Gegen die Entsicherung der Lebensverhältnisse der Unter- und Mittelklasse als Nährboden für Rechtsautoritäre plädierte Solty für eine neue, inklusive Klassenpolitik, die feministische, ökologische und antirassistische Kämpfe gegen den herrschenden Block zusammenführt. *Felix Syrovatka* (PROKLA) schloss daran anhand des französischen Beispiels an. Für den „autoritären Konstitutionalismus“ sei die Regulation des Lohnverhältnisses das zentrale Instrument im Verhältnis zu den Interventionsmechanismen der EU.

Christoph Jünke (Historiker) löste mit seinem Vortrag zur Oktoberrevolution eine besonders kontrovers geführte Debatte aus. Nach einer Einführung zum sozialistisch-bürgerlichen Doppelcharakter der Revolution, der fehlenden Nachahmung im Westen und der Kennzeichnung der Sowjetunion als „blockierter Übergangsgesellschaft“ behauptete der Referent, ohne Stalins Anweisungen an die KPD wäre Hitler nicht möglich gewesen. Dagegen wurde in der Debatte die Bedeutung der Russischen Revolution und der Sowjetunion für verschiedene Errungenschaften und Emanzipationsbewegungen betont, darunter das Ende des Ersten Weltkriegs, antikoloniale Kämpfe, der Sieg über den Hitler-Faschismus und die Befreiung der Frau.

Beim Panel „Wissenschaft, Demokratie und Öffentlichkeit“ erinnerte *Torsten Bultmann* (BdWi) an die „klassische 68er-Konstellation“ in der BRD, also eine autoritäre und vom Sputnik-Schock geschüttelte Gesellschaft, die von oppositionellen Friedens- und antifaschistischen Bewegungen geprägt war. Vor diesem Hintergrund stellte er die These auf, die heutige „unternehmerische Hochschule“ sei für den Hightech-Kapitalismus dysfunktional. Diese Dysfunktionalität bestehe in der Unfähigkeit zur Bildung qualifizierter Arbeitskräfte und zu wissenschaftlicher Innovation. Die Gründe dafür seien die vertikale Differenzierung, Verbürokratisierung und Drittmittelorientierung in einem von den Bachelor-Master-Studiengängen geprägten Hochschulwesen. Es

gebe jedoch Bündnisoptionen für einen demokratischen Aufbruch an den Hochschulen mit der Spaltung der ProfessorInnenschaft als wichtigstem Hebel. *Peter Ullrich* stellte das aus 17 Mittelbau-Initiativen zusammengeführte „Netzwerk für gute Arbeit in der Wissenschaft“ (NGA Wiss) vor. In der anschließenden Workshop-Phase wurden verschiedene Perspektiven einer Praxis der Demokratie anhand von Feminismus (*Juliane Victor*), Ökologie (*Christian Stache*) und Klassenpolitik (*Ingar Solty*) entwickelt.

Auf dem Podium „Bewegung an den Hochschulen“ plädierte *Andreas Keller* (GEW) für eine Politik der kleinen Schritte hin zum „Traumjob Wissenschaft“. *Marie Diekmann* (unter_bau) betonte die Notwendigkeit statusgruppenübergreifenden Engagements und die Verbindung von Hochschul- und Gewerkschaftspolitik. Diskutiert wurde unter anderem über einen Bildungsstreik 2018.

Anschließend an *Peter Jehles* (InKriT) Input zur Theorie des organischen Intellektuellen nach Antonio Gramsci befassten sich mehrere Workshops mit der Rolle „organischer Intellektueller“ im Kontext von Kritischer Psychologie (*Michael Zander*), Pluraler Ökonomik (*Anna Reisch/ Hannes Fauser*) und Kritischer Geschichtswissenschaft (*Ralf Hoffrogge*).

Artur Brückmann/Franziska Hildebrandt

Weltkongress der International Physicians for Prevention of Nuclear War (IPPNW)

York (GB), 2. bis 7. September 2017

Die Organisation IPPNW – ein internationaler Zusammenschluss von Ärzten – hat auch eine deutsche Sektion (Internationale Ärzte für die Verhütung des Atomkrieges, Ärzte in sozialer Verantwortung e. V.), die sich vor allem für die Abrüstung atomarer Waffen einsetzt. 1985 erhielt die Organisation den Friedensnobelpreis für ihre „sachkundige und wichtige Informationsarbeit“, die das Bewusstsein über die „katastrophalen Folgen eines Nuklearkrieges“ in der Bevölkerung erhöhte.

Aus gegebenem Anlass fand im September – nun schon zum 22. Mal – ein internationales Treffen in York (Großbritannien) statt, zu dem etwa 600 Gäste aus aller Welt angereist waren. Das Treffen stand unter dem Motto „Health through Peace – Tackling public health crises in a changing, unstable world“.

Die starke Präsenz von Vertretern aus Indien und Japan war unübersehbar. Vornehmlich junge Menschen prägten das „Gesicht“ des Treffens, die mit ihren Wortmeldungen aktiv zu dessen konstruktivem Verlauf beitrugen. Der Kongress rief für ein friedliches Zusammenleben der Völker ohne Atombomben auf und hatte das Ziel, einen Beitrag zur Durchsetzung des weltweiten Verbots von Atomwaffen zu leisten. In seiner Eröffnungsrede wies der Präsident der Konferenz darauf hin, dass es darum gehen müsse, alle Nationen für

das Atomwaffenverbotsabkommen zu gewinnen, für das sich weltweit bereits 486 Organisationen aus 130 Ländern einsetzen.

Mit der Eskalation des Konflikts zwischen Nordkorea und den USA wachse die akute Gefahr eines tatsächlichen Einsatzes von Atombomben heute, wurde betont. Eine bei der Tagung vorgelegte Studie informierte über die Folgen eines solchen Einsatzes. Allein 50 Bomben – sollten Indien und Pakistan sie im Falle eines Krieges einsetzen – würden auf einen Schlag 30 Millionen Menschen unmittelbar das Leben kosten. Durch die dadurch verursachte globale nukleare Klimaveränderung würden nachfolgend weitere 200 Millionen Menschen sterben. Nie war die Gefahr, dass die Gattung Mensch ausgelöscht werden könnte, so groß wie heute.

Im Text zum Atomwaffenverbotsabkommen wird aufgezeigt, wie die Länder aus diesem Programm aussteigen können. Der Vertrag soll im internationalen Recht verankert und die Gedanken der „kollektiven Sicherheit“ in den Partnerorganisationen und Staaten verbreitet werden. Mit der derzeitigen Strategie der Atomwaffenmächte werden jedoch die bestehenden Machtstrukturen in der Welt zementiert. Dadurch wird eine Veränderung des Status quo erschwert. Diese Mächte beabsichtigen zwar nicht, den Atomwaffensperrvertrag aufzulösen, unterzeichnen wollen sie ihn aber auch nicht, wobei explizit auf Indien und Pakistan hingewiesen wurde.

Delegationsmitglieder berichteten über ihre Arbeit und den Kampf der Friedenskräfte in ihren Ländern. Die britischen Atombombengegner sehen ihren Schwerpunkt darin, ein Verbot der britischen atomaren U-Boote zu erwirken. Sie wiesen darauf hin, dass für die US-Rüstungsindustrie die Atombombe als „heilige Kuh“ gilt. In der Friedensbewegung in den USA thematisiert man die medizinischen und humanitären Folgen eines Atomwaffeneinsatzes, um die Menschen dort gegen die Atombombe zu mobilisieren. Für die Regierung Russlands stünde die nukleare Sicherheit an erster Stelle, um Bedingungen für die Abschaffung der Atombombe zu begünstigen, hob eine Vertreterin aus Russland hervor. Ein indischer Delegierter betonte die Rolle der UNO und kritisierte die indischen Massenmedien, die über das Thema Atomwaffenverbot kaum berichten würden. Ein japanischer Teilnehmer wies auf das konfrontative Verhalten von Nordkorea und den USA hin, welches ein fürchterregendes Stadium erreicht habe. Dieses Problem könne aber nur politisch gelöst werden. Die US-Administration müsse die Souveränität Nordkoreas achten. Australien stelle sich, wie die Bundesrepublik Deutschland, unter den Atomschirm der USA. Daher habe die Regierung in Canberra kein Interesse an einem Verbot von Atombomben, erklärte eine australische Delegierte. Während ein norwegischer Teilnehmer die notwendige Popularisierung des Verbotes in seinen Ausführungen forderte, hob der Delegierte aus Costa Rica die Rolle seines Landes als das am meisten engagierte Land für ein Verbot hervor und verwies darauf, dass zahlreiche latein- und mittelamerikanische Länder den Vertrag zum Verbot von Atombomben unterzeichnet hätten. Costa Rica hätte schon 1997 das Verbotsabkommen vor die UNO gebracht. Ein Teilnehmer aus Kenia erinnerte daran, dass alle afrikani-

schen Staaten heute atomwaffenfrei seien und dass Südafrika, das die Atombombe unter dem Apartheidsregime besessen hatte, sie selbst wieder vernichtet, habe.

Der afghanische Delegierte legte einen „Friedensplan“ für Afghanistan vor, dessen Umsetzung die Ablösung der NATO-Militärs durch Militäreinheiten aus den islamischen und blockfreien Staaten zur Bedingung haben müsse. Der bereits 38 Jahre andauernde Krieg am Hindukusch zeige, dass nur eine politische Lösung des Konfliktes erfolgversprechend sein könne. Für diese Lösung sollte durch die Afghanen selbst eine Konzeption entsprechend den dortigen Bedingungen unter Beteiligung der breiten Masse der Bevölkerung und aller politischen Gruppierungen, einschließlich der Taliban, ausgearbeitet und umgesetzt werden.

Hervorgehoben wurde, dass die USA den Clusterbomben-Verbotsvertrag nicht unterzeichnet, die Produktion dieser Bomben jedoch eingestellt hätten. Hier wird die normative Kraft eines Vertrages deutlich, die im Falle eines Verbotes von Atombomben eine ebensolche Wirkung entfalten könnte.

In regionalen Meetings (Afrika, Europa, Lateinamerika, der Mittlere Osten, Nordamerika, Südasiens und Südasiens und Pazifik) und in zahlreichen Workshops diskutierten und vertieften die Teilnehmer des Kongresses die im Plenum vorgestellten Fragen und Probleme.

Ein britischer Soldat, der in Afghanistan, Irak und Nordirland im Einsatz war, gab einen historischen Überblick über die Brutalität des britischen Empires, bei dem die Kontinuität in der Art und Weise der Kriegführung des britischen Imperialismus unverkennbar war. Sein Auftreten gestaltete sich zu einem Höhepunkt des Kongresses.

Matin Baraki

„Ändere die Welt, sie braucht es!“

Tagung der Rosa Luxemburg Stiftung/Moskau, 25.-27. Oktober 2017 in St. Petersburg

Vom 25.10. bis 27.10. führte die Rosa-Luxemburg-Stiftung Moskau ihre zentrale Konferenz im Revolutionsjahr an historischem Ort in Sankt Petersburg durch. Das verweist auf den Versuch, die Revolutionsjahre nicht mit Detailwissen zu durchpflügen, wohl aber von diesem Wissen zu profitieren bei der Suche nach dem Unabgegoltenen. Dieser Versuch wird umso dringender, je heftiger sich in den Erschütterungen heutiger Kriege und Krisen alte Fragen neu stellen, wie es im Programmvorspann heißt. Statt endlich geöffnete Bibliotheken und unendliche Reihen neuer Publikationen nur zu weiteren öffentlichen Selbstgesprächen und fruchtlosen Analogien zu nutzen, sollten Kooperation und Diskussion über den Tag hinaus entwickelt werden. Das ist ein für die Verhältnisse in der Russischen Föderation ungewöhnlicher Ansatz, führte aber wie erhofft zu intensiven Auseinandersetzungen der über 100 Teilnehmerinnen und Teilnehmer. Ein grober Überblick muss genügen, eine Dokumentation wird vorbereitet.

Zum Auftakt präsentierte die Russländische Nationalbibliothek zwei Ausstellungen: eine zu den Parteien, die im Jahr 1917 maßgeblich die politische Landschaft bestimmten und eine weitere, die das Revolutionsjahr und dessen Akteure an Hand von Dokumenten nachzeichnet. Beide Ausstellungen (letztere als virtuelle, mit Barcode abrufbar) sind als Wanderausstellungen konzipiert, die dann in den regionalen Bibliotheken für Bildungsarbeit genutzt werden sollen. Anzumerken ist, dass in den vergangenen Jahren die russischen Bibliotheken eine ungeheure Masse an historischen Dokumenten digitalisiert und über Internet zugänglich gemacht haben. Dazu gehören auch Bücher aus den Jahren der Revolution, die selbst kaum noch antiquarisch oder in Bibliotheken zu finden sind.

Danach stellte der Historiker *Alexander Schubin* seine Sicht auf das Jahr 1917 vor. Er hat in den vergangenen Jahren zu diesem Thema eine Reihe von Büchern veröffentlicht, die allerdings nur in russischer Sprache vorliegen. Drei Lehren, die er aus der Revolution ableitete, sollen hier benannt werden:

Erstens sei es nötig, in revolutionären Umbrüchen die Balance zwischen allgemeinen, gesellschaftlichen Interessen und der Entfaltung von Formen der Selbstverwaltung zu finden. Zweitens müsse man sehr verantwortungsvoll die Frage der Gewalt behandeln. Drittens schließlich seien auch in Revolutionen Differenzierungen nötig; „um den Ring zu bekommen darf man nicht den Finger abschneiden.“

Der Verlauf der Konferenz machte deutlich: Schubin hatte die wunden Punkte benannt. Vor allem die Frage nach der Rolle der Gewalt in Revolutionen rief immer wieder Kontroversen hervor. *Michael Brie*, der im Gespräch mit dem Verleger *Oleg Nikoforow*, logos Verlag Moskau, die russische Ausgabe seines „Lenin neu denken“ vorstellte, betonte mehrfach, dass es nicht um Gewalt als solche gehe, sondern um die „Qualität von Gewalt“. Jede Revolution sei mit Gewalt verbunden, die Oktoberrevolution mache keine Ausnahme; aber der Übergang zum Terror, später dann zu einem „permanenten Ausnahmezustand“, in dem jede Kritik oder vermutete Opposition bereits als Verbrechen verfolgt werden konnte (diese Tendenz hat der Realsozialismus nie ablegen können), stand im Gegensatz zu den emanzipatorischen Tendenzen der Revolution. Zwischen Erklärung und Rechtfertigung war in den Beiträgen oft schwer zu unterscheiden. Die westliche Linke geht da leichtfüßiger durch die Geschichte als die russländische, weil auf ihr die Trümmer der Sozialismusversuche nicht so schwer zu lasten scheinen.

Die emanzipatorischen Tendenzen standen im Mittelpunkt der Beiträge von *Ala Mitrofonova* (die als Vertreterin des Cyber-Feminismus gilt), *Ludmilla Bulavka* (Kulturwissenschaftlerin aus Moskau), des *Kollektives Shtab* (Bischkek, Kirgisien) sowie *Gisela Notz* und *Fabiane Kemmann* (Projekt „Die Maßnahme“ nach Brecht/Eisler und Tretjakow) aus Berlin. Hier ging es um zwei Schwerpunkte: die Umwälzungen der Revolution in den Geschlechterverhältnissen und um die kulturellen Umbrüche, die sich in einer explosionsartigen Freisetzung von kreativen Potenzialen der in den verschiedensten Formen vom Zarusmus Unterdrückten zeigte.

Anna Ochkina (Sozialwissenschaftlerin aus Pensa) betonte in diesem Sinne ähnlich wie *Mitrofonova*, dass für das Verständnis der Revolution nicht nur die „großen Ereignisse und Beschlüsse“ wichtig seien, sondern auch und vielleicht vor allem die „Mikropraxen“. Gerade vor diesem Hintergrund sei der Zusammenhang von politischen und sozialen Rechten zentral: ohne politische demokratische Rechte blieben soziale Rechte individuell, verordnet, ohne emanzipatorische Wirkung entfalten zu können. Das sei einer der Gründe für die letztendliche Niederlage der Revolution gewesen.

Es zeigte sich, dass dieser Aspekt der vielleicht wichtigste der Revolution 1917 war. Hier fallen die Februar- und die Oktoberrevolution tatsächlich zusammen. Die sozialen und kulturellen Umwälzungen und die Entwicklung eines politischen Systems mit starken repressiven Zügen bilden die beiden Seiten des Widerspruches, der die Jahre des Realsozialismus von 1917 bis 1990/91 prägte.

In diesem Zusammenhang bewährte sich eine weitere Komponente der Konferenz, die ausdrückliche Einbeziehung der aktiven politischen Ebene.

Mit starken Beiträgen diskutierten die internationalen Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus Russland (Duma-Abgeordneter *Oleg Smolin*), Griechenland (*Haris Golemis*), Tschechien (*Jiri Malek*), Kasachstan (*Bulat Sultanov*) und Deutschland (*Gabriele Zimmer*, *Dagmar Enkelmann*) unter der Überschrift „Raus aus dem Kapitalismus? Nichts ist erledigt“. Im Mittelpunkt: politisch wirkungsvolle internationale Solidarität als Überlebensmittel demokratischer und sozialistischer Perspektiven.

Das Jahr 1917 bleibt umstritten, in seiner Widersprüchlichkeit nahezu unergündlich. Revolutionen, so ein Teilnehmer, schreiten fort von Niederlage zu Niederlage. Das ist wohl so – aber wichtig ist es, das WIE des Scheiterns zu verstehen, denn hier sind die Konsequenzen zu finden für ein heutiges Handeln, das an radikalen Veränderungen festhalten will. Damit sind gegenwärtige Fragen aufgerufen, wie z.B. die nach den Strukturen der eigenen Organisationen, nach Werten, nach der Fähigkeit zu internationaler Solidarität, strategischem Entwurf und ebensolchem Handeln.

Lutz Brangsch/Albrecht Maurer

45 Jahre „Radikalenerlass“ Vergangenheit und Aktualität von Berufsverboten im Kontext (west-) deutscher Geschichte

Tagung der GEW zum Thema „Berufsverbote“, Kassel,
28. Oktober 2017

Die bundesweite Konferenz der GEW zum Thema „45 Jahre ‚Radikalenerlass‘. Aus der Geschichte lernen – Betroffene rehabilitieren – Zivilcourage stärken – politische Bildung aufwerten!“ fand mit weit über 100 Teilnehmenden

den in vollständig gefüllten Tagungsräumlichkeiten statt. Auch die Wanderausstellung zur Geschichte der Berufsverbote des GEW-Landesverbandes Niedersachsen war zu sehen.

Nach einleitenden Worten der Bundesvorsitzenden *Marlis Tepe* eröffnete der Historiker *Dominik Rigoll* die Konferenz mit dem Ziel einer zeithistorischen Einordnung. Dabei griff er im Wesentlichen auf die Erkenntnisse seiner Dissertation „Staatsschutz in Westdeutschland“ zurück und kontextualisierte den „Radikalenerlass“ aus dem Jahr 1972 zunächst als einen Beschluss, der nicht neues Recht schuf, sondern die Praxis der einstellenden Behörden neu auszurichten anstrebte. Zudem verwies Rigoll auf die Kontinuität der Repressionen gegenüber linken Kräften in der Bundesrepublik, wobei das „Abhörurteil“ des Bundesverfassungsgerichts aus dem Jahr 1970 eine autoritäre Wende einleitete. Einen Paradigmenwechsel habe der Radikalenerlass lediglich dadurch herbeigeführt, dass mittels der „Regelanfrage“ Bewerbende und bereits im öffentlichen Dienst Arbeitende fortan flächendeckend durch die Inlandsgeheimdienste überprüft worden seien. Für die Entstehung des Radikalenerlasses legte er drei Begründungszusammenhänge vor: Zum einen sei die politische Praxis der Bundesrepublik stets von Antikommunismus bei expliziter Duldung rechter Kräfte in der politischen Arena geprägt gewesen sei. Dies sei aus seiner Sicht nicht zuletzt dadurch zu erklären, dass zahlreiche ehemalige Funktionselemente des NS-Regimes zentrale Positionen der Justiz und Geheimdienste in der Bundesrepublik bekleideten und dementsprechend die Verfahrensweisen im öffentlichen Dienst sowie die gesamte Rechtsprechung prägten. Der zweite Begründungszusammenhang akzentuierte den politischen Druck durch die neue Ost-Politik. Die SPD-geführte Bundesregierung habe versucht, diesen Druck der Union und der Bevölkerung gegen die Annäherung an den Osten durch ein öffentlichkeitswirksames Zeichen gegen Kommunist*innen innenpolitisch zu kompensieren. Drittens habe man versucht, so Rigoll, den „Marsch durch die Institutionen“ der linken Studierenden zu verhindern. Diskursbestimmend seien nicht zuletzt die Verlautbarungen des Soziologen Helmut Schelskys, der einst begeisterter Hitleranhänger war, gewesen. Abschließend hob Rigoll hervor, dass es nicht darum gehen sollte, die im öffentlichen Diskurs nicht zwingend verwerfliche Position des Antikommunismus zu kritisieren, sondern die daraus resultierende antidemokratische Praxis der Gesinnungsschnüffelei und der Berufsverbote.

Unmittelbar anschließend folgten drei Kurzvorträge zu den Auswirkungen der Berufsverbotspraxis bis heute. Die Betroffene *Silvia Gingold* schilderte über ihren prominenten Fall hinaus ihren aktuellen Klageweg gegen die erneute Beobachtung ihrer Person durch den Verfassungsschutz. Obwohl bisher keine nennenswerten juristischen Erfolge auf dem Klageweg hätten erstritten werden können, sei es aber gelungen, eine breite Öffentlichkeit für die Thematik herzustellen. Den aktuellsten Fall von Berufsverbot stellte der selbst betroffene *Kerem Schamberger* vor. Ende des Jahres 2016 wurde er zunächst aufgrund seiner Mitgliedschaft in der DKP, der SDAJ und der VVN-BdA nicht an der Ludwig-Maximilians-Universität München eingestellt. Nicht zuletzt die breite Solidarität der Öffentlichkeit, der zukünftigen Kolleginnen und Kollegen am Institut und

die juristische Unterstützung durch die ehemalige Bundesjustizministerin Herta Däubler-Gmelin hätten dazu beigetragen, dass er Anfang des Jahres 2017 schließlich doch eingestellt wurde. Schlussfolgernd forderte Schamberger die Abschaffung der Ämter für Verfassungsschutz endlich einzuleiten. Danach berichtete *Jutta Rübke* von ihrer Arbeit als „Niedersächsische Landesbeauftragte für die Aufarbeitung der Schicksale im Zusammenhang mit dem so genannten Radikalenerlass“. Der Landtag Niedersachsens hatte im Jahr 2016 die politische Verantwortung für die Berufsverbotspraxis im Land Niedersachsen übernommen und die Einsetzung einer Landesbeauftragten beschlossen. Zunächst forderte Rübke, dass neben der Verantwortungsübernahme durch die Politik auch die gesellschaftspolitische Verantwortung von beispielsweise Gewerkschaften und Kirchen vorangetrieben werden müsse. Da wissenschaftliche Arbeiten zur Berufsverbotspraxis noch nicht vorlägen, habe sie zunächst versucht in Landesarchiven zu recherchieren, um der Öffentlichkeit Akten zu einzelnen Fällen und Vorgehensweisen der Behörden zugänglich zu machen. Ihre Absicht sei es, dass es den Verfassungsschutzämtern nach Ende ihrer Arbeit im Januar 2018 nicht möglich sein werde, die zusammengetragenen Akten wieder zu verschließen. Außerdem werde Rübke dem Niedersächsischen Landtag empfehlen eine materielle Rehabilitierung der Betroffenen umzusetzen.

Nach einer Mittagspause erfolgten Gruppendiskussionen an Tischen der westlichen GEW-Landesverbände und des Bundesverbandes. Außerdem waren die Unvereinbarkeitsbeschlüsse der GEW und auf internationaler Ebene die Berufsverbote in der Türkei Anschlusspunkte für Diskussionen. Alle Teilnehmenden der Konferenz hatten die Möglichkeit in zwei kurzen Zeitblöcken an jeweils einem der Tische Platz zu nehmen und mitzudiskutieren. Im Anschluss wurden die Ergebnisse im Plenum zusammengetragen. Die Landesverbände und eine Vertreterin der Bundesebene verlautbarten den Willen, in Zukunft weiterhin und verstärkt Öffentlichkeit für die Thematik herzustellen, Veranstaltungen durchzuführen und Landtagsbeschlüsse nach niedersächsischem Vorbild zu erstreiten. Der Landesverband Nordrhein-Westfalens plant außerdem die Etablierung einer Arbeitsgemeinschaft zu den Berufsverboten. Bezüglich der Unvereinbarkeitsbeschlüsse der GEW, die über Berufsverbote hinaus eine Entsolidarisierung der Gewerkschaft mit den Betroffenen zur Folge hatten, wurde angekündigt, dass eine Kommission eingerichtet werde, innerhalb derer eine umfassende Aufarbeitung der gewerkschaftseigenen Geschichte vorgenommen und eine materielle Rehabilitierung geprüft werde. Für den Thementisch „Berufsverbote in der Türkei und Solidarität mit den türkischen Kolleg*innen waren *Latife Akyüz* von der Goethe Universität Frankfurt und *Sakine Esen Yilmaz*, ehemalige Generalsekretärin der türkischen Schwestergewerkschaft der GEW Egitim Sen, anwesend. Diesbezüglich strebe die GEW an, sich mit anderen Gewerkschaften zu vernetzen, Öffentlichkeit herzustellen und auf die Türkei-Politik der Bundesregierung Einfluss zu nehmen.

Den Abschluss der Tagung bildete ein Podium zu Perspektiven der politischen Bildung im Hinblick auf eine Implementierung der Berufsverbotspraxis in der Bundesrepublik. *Prof. Dr. David Salomon* (Universität Hildesheim) stellte zu-

nächst drei zentrale Aspekte heraus: Erstens habe für die schulische sowie außerschulische politische Bildung die vorherrschende Erzählung der Bundesrepublik als ausschließliche Erfolgsgeschichte zu irritieren. Die reproduzierten Geschichtsbilder müssten durch die Darlegung der postfaschistischen Gesellschaft erweitert werden. Zweitens sollten die Berufsverbote verstärkt in der Ausbildung zukünftiger Lehrerinnen und Lehrer thematisiert werden, sodass die Studierenden ihre zukünftige Rolle als Lehrkraft reflektieren, um im Beruf nicht lediglich als Sprachrohr bestehender gesellschaftlicher Verhältnisse zu agieren. Drittens stellte Salomon die Biographien der Betroffenen als Teil einer Widerstandsgeschichte dar. Diese könne als Ausgangspunkt für die Vermittlung von Solidarität, Bereitschaft zum Widerstand sowie zivilem Ungehorsam dienen, sodass die politische Öffentlichkeit eine Vitalisierung der Austragung von Konflikten erlebe. Der Sprecher der Initiative „40 Jahre Radikalenerlass“, *Klaus Lipps*, betonte, dass Zusammenschlüsse der Betroffenen und Unterstützenden zwingend notwendig seien, um eine materielle sowie ideelle Rehabilitierung zu erwirken. Ebenfalls forderte Lipps einen Kampf gegen die Ämter für Verfassungsschutz, die rechte Strukturen unterstützt und alternatives Denken und Handeln von links stets diskreditiert hätten. Den Abschluss machte die Bundesvorsitzende der GEW *Marlis Tepe*. Sie hob im Wesentlichen drei politische Forderungen hervor: Rehabilitierung der Betroffenen, wissenschaftliche Aufarbeitung und eine grundsätzliche Debatten um die Ämter für Verfassungsschutz. Außerdem unterstrich Tepe die Notwendigkeit einer Aufarbeitung der Unvereinbarkeitsbeschlüsse der GEW. Schließlich solle die GEW die politische Bildung vorantreiben und die Herstellung von Unterrichtsmaterialien sowie die Vernetzung politischer Bildner*innen mit Betroffenen unterstützen. Zum Ende der Tagung betonte Marlis Tepe die Notwendigkeit der Solidarität aller, die sich verpflichtet fühlen, die Berufsverbotspraxis öffentlich zu thematisieren und zu bekämpfen. Treffend schloss sie die Tagung mit den Worten: „Hoch die Internationale Solidarität“.

Für die Organisation der Tagung ist der GEW ausdrücklich zu danken. Für die Zukunft hat sich die Bildungsgewerkschaft große Ziele gesteckt. Es liegt demnach noch viel Arbeit vor Betroffenen, Gewerkschaften und Unterstützenden, um das Thema Berufsverbote in die Öffentlichkeit zu tragen. Die Veranstaltung in Kassel bietet hierfür einen weiteren guten Ausgangspunkt und vieles, das aufgrund der recht engen Zeitplanung nicht besprochen werden konnte – Diskussionen fanden vielfach nicht statt – wird hoffentlich noch auf weiteren Veranstaltungen thematisiert werden. Ein großer Aufwand ist notwendig, um mehr Menschen, vor allem auch über Zeitzeugen der damaligen Zeit hinaus, über dieses (fast) vergessene Kapitel bundesdeutscher Geschichte aufzuklären und Interesse an seiner Aufarbeitung zu wecken. Ein im Jahr 2018 im Papyrossa-Verlag erscheinender Sammelband der Heinz-Jung-Stiftung könnte dazu einen wichtigen Beitrag leisten.

Dominik Feldmann/Patrick Ölkrug

Kapital-Lektüren

Mathias Greffrath, RE: DAS KAPITAL. Politische Ökonomie im 21. Jahrhundert, Verlag Antje Kunstmann, München 2017, 240 Seiten, 22,- Euro.

Zum 150. Jahrestag des *Kapital* hat Mathias Greffrath, Soziologe, Essayist und Journalist, einen Sammelband herausgegeben mit 11 Autoren unterschiedlicher „Interpretationsschulen“, darunter er selbst. Anknüpfend an einen *Kapital*-Abschnitt ihrer Wahl fragen sie nach der Aktualität des Werkes. Greffrath hat jedem Gastbeitrag eine geistreiche Vorbemerkung vorangestellt, deren Lektüre sich durchweg lohnt. Das kann ich auch von vielen, aber nicht allen Beiträgen sagen.

1. Mathias Greffrath (Über Mehrwert) zeichnet nach, wie Marx die Zentralkategorie Mehrwert begründet und dabei auch die Geschichte der Technologien, die Veränderungen in den Arbeitsbedingungen und die Lebensverhältnisse der Arbeiter mit einbringt – was keine andere ökonomische Theorie geleistet hat. „Aber kann man mit der Kategorie des Mehrwerts heute noch Politik machen?“ Wenn damit die Frage gemeint ist, ob im Zeitalter der Informationstechnologien Wissen eine unabhängige Wertquelle ist, wird die Mehrwertbestimmung durch menschliche Arbeit nicht erschüttert: Wissen erhöht deren Produktivität und steigert den relativen Mehrwert. Das ist alles. Anders steht es Greffrath zufolge um die Frage, ob heute die Bestimmung des Werts durch die Arbeitszeit und damit auch die Mehrwerttheorie überhaupt noch gilt, wo doch infolge explodierender Produktivkräfte die Arbeit für die „notwendigen Tätigkeiten“ der Gesellschaft

„rasant“ schrumpft, so dass „viel Unsinn“ produziert wird und das Privatkapital in die Grundversorgung und die Finanzspekulation fließt. Seine Schlussfolgerung lautet: „Damit sind wir an die Grenzen der Mehrwertproduktion gekommen“, und er schlägt vor, den Mehrwertbegriff zu „historisieren“ – was ein anderer Ausdruck ist für „ihn für heute aufzugeben“.

Was und wie viel jene „notwendigen Tätigkeiten“ sind, darüber dürfte schwerlich Einigung erzielt werden in einer Gesellschaft großer sozialer Ungleichheit. Konsumkritik ist sehr dünnes Eis. Wenn er mit „Historisierung“ aber meint, dass das kapitalistische Privateigentum und sein Marktmechanismus nicht mehr in der Lage sind, die Probleme von Armut, Naturzerstörung, Klimawandel zu bewältigen und daher abgelöst werden müssten, gebe ich ihm Recht.

2. John Holloway (Über Widerstand) braucht für seine Überlegungen zur „Revolutionstheorie“ für die „heutigen antikapitalistischen Bewegungen“ nur zwei Sätze aus dem *Kapital*. Mit „Unsere Untersuchung beginnt mit der Analyse der Ware“ fange das *Kapital* nur scheinbar an. Das sei nämlich bereits der zweite Satz, dem der Satz vorausgeht, dass bei kapitalistischer Produktionsweise der „Reichtum als ungeheure Warenansammlung“ erscheint. Somit ist in Wirklichkeit „Reichtum“, nicht die „Ware“ der Anfang. Wortklauberei? Nein, sagt Holloway; dass der Reichtum als Ware erscheint, ist eben das Problem. Mit Reichtum meint er nicht eine Masse gegenständlicher Gebrauchswerte (wie Marx im *Kapital*; WS), sondern das „kreative Potenzial des Menschen“. Dieser Reichtum werde

durch die Warenform zerstört. Wer sie bekämpft und sich der „Kommodifizierung“ widersetzt, kommt der Entfaltung des menschlichen Reichtums näher.

Kommt eine Revolutionstheorie mit so einfachen und längst dagewesenen Gedanken aus? Ja, für den neuen „dritten Weg“ des gesellschaftlichen Übergangs reicht es, wie die letzten vier Beiträge (8-11) zeigen (s.u.).

3. Elmar Altvater (Über Anthropozän) zufolge können die herrschenden Wirtschaftstheorien mit der Natur und erst recht mit der von ihr gesetzten Schranke nichts anfangen, weil sie den Doppelcharakter kapitalistischen Wirtschaftens nicht wahrhaben, der darin besteht, dass Vermehrung des Werts immer zugleich Vermehrung der Gebrauchswerte ist. Die rapid zunehmende Zerstörung der natürlichen Systeme Erde, Wasser, Atmosphäre hat Geologen veranlasst, das 20. Jahrhundert als Beginn eines neuen Erdzeitalters zu bestimmen, des Anthropozäns. Allerdings sei „Kapitalozän“ angemessener, weil nicht die „Menschheit schlechthin“ die Verantwortung für die globale Naturuntergrabung trägt, sondern die „Menschen in der kapitalistischen Gesellschaftsformation“. Naturstoff ist endlich, Kapitalwachstum unendlich. Wachstumskritiker, die mit effizienterer Technologie bei gleichem Energie- und Stoffeinsatz viermal mehr nützliche Produkte für herstellbar halten (E. U. Weizsäcker), unterliegen der Illusion, Arbeitsprozess und Kapitalverwertungsprozess entkoppeln zu können. „Der Naturverbrauch sinkt allenfalls pro produzierter Einheit, nicht aber insgesamt“ (Rebound-Effekt). Die „Maßlosigkeit der Wert-

und Mehrwertproduktion“ lasse sich auch nicht moralisch begrenzen, etwa durch ökologische Maximen (organische Landwirtschaft, Energieeinsparung, reparaturfreundliche Produkte u. dgl.). Altvaters Schlussfolgerung ist nicht ermunternd, aber klar: „Erst in einer nicht- und dann auch postkapitalistischen Produktionsweise“ ist eine Regulierung der gesellschaftlichen Verhältnisse „im Einklang mit den Reproduktionsbedingungen der Natur“ vorstellbar.

4. Hans-Werner Sinn (Über Stagnation) ist tatsächlich der durch seine Auftritte in Talkshows allseits bekannte Wirtschaftsexperte, der bei Anne Will & Co. meist über die Politik der EZB wettet. Das tut er hier auch, aber nicht nur das. Zwar erwartet niemand, dass er sich in Marxscher Philosophie oder Wertformanalyse auskennt, obwohl er auch darüber redet. Aber für manche überraschend schätzt Sinn die geschichtliche Leistung von Marx auf dem Gebiet der „Makroökonomie“, wie gesamtwirtschaftliche Prozesse heute genannt werden. Solche Fragestellungen finden sich im *Kapital* vor allem im Dritten Abschnitt des zweiten Buchs „Reproduktion und Zirkulation des gesellschaftlichen Gesamtkapitals“. Aggregierte Begriffe wie National-einkommen, Konsum oder Investition stammen daher und seien weder aus der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung der OECD noch aus Keynes' Theorie der Gesamtnachfrage wegzudenken. Das gelte auch für einzelne Theoreme wie etwa, dass Wachstum durch re-investierte Ersparnis zustande kommt (bei Marx weniger aufopferungsvoll „Aufschätzung von Geldkapital“ genannt; WS).

Marx' Theorie vom tendenziellen Fall der Profitrate, heute „Ertragsrate“, sei noch wichtiger, weil damit wirtschaftliche Stagnation erklärt werden könne. Es komme nämlich zu keinem neuen Aufschwung, wenn die Entwertung von Kapital verhindert würde, wie es gegenwärtig die EZB tue – womit Sinn wieder bei seinem Lieblingsthema ist.

In Sammelbänden ist es das ungerechte Schicksal der Beiträge, denen der Rezensent voll zustimmt, dass sie in der Besprechung zu kurz kommen, weil sie sich, schon aus Platzgründen, auf die andern konzentriert. Nur aus diesem Grund beschränke ich mich hier darauf, die zwei gemeinten Beiträge kommentarlos zu nennen:

5. Saha Wagenknecht (Über Monopole), eine empirische Vergegenwärtigung der Marx'schen Vorhersage riesiger Kapitale, deren zerstörerischen Folgen durch gemeinschaftliches Eigentum Einhalt geboten werden kann, was keineswegs mit vollverstaatlichter Wirtschaft ohne Märkte identisch ist.

6. Wolfgang Streeck (Über Gewalt), Nachvollzug und Aktualisierung der Schlusskapitel des *Kapital* über ursprüngliche Akkumulation, und warum niemand freiwillig Arbeiter wird.

7. Michael Quante (Über Entfremdung). Wohltuend, weil sachlich und kenntnisreich, ist das Interview des Herausgebers mit dem Philosophen. Zahlreiche Themen werden angesprochen, die von Marx' Frühschriften bis zur Rezeption u.a. durch Ernst Bloch reichen. Was für Quante spricht, ist u. a. seine kühle Reaktion auf Greffraths Suggestivfrage, wie die Verhältnisse noch zu ändern seien, wo doch mit der „Emanzipation“ der Arbeiter-

klasse zur „gar nicht so schlecht konsumierenden Klasse“ das historische Subjekt abhanden gekommen sei. Quante: „Wenn man auf die Weltgesellschaft guckt, dann gibt es natürlich die Ausgegrenzten, die Verhungern, und sie werden nicht weniger“. Und er folgt auch nicht der verbreiteten Mode, als revolutionäres Subjekt die Akteure des „kooperativen Sektors“ (siehe unten) an die Stelle der Arbeiterklasse zu setzen, sondern bezieht beide sozialen Bewegungen ein, betonend dass sich „das historische Subjekt enorm erweitert“ hat.

Anders die letzten vier Beiträge, die alle die Auffassung vertreten, die Ablösung des Kapitalismus durch eine neue Gesellschaftsform sei bereits im Gange, getragen vom bunten Netzwerk des „kooperativen Sektors“, und zwar sukzessive und IT-gestützt.

8. Nach Paul Mason (Über Automation) erhöht – und das stimmt – die mit Informationstechnologien (IT) erzeugte spezielle Ware Information die industrielle Produktivität und wirkt dem tendenziellen Fall der Profitrate entgegen: Konstantes Kapital sinkt, und der Mehrwert steigt – durch Verbilligung des Werts der Arbeitskraft und ihre intensivere Nutzung (national und global). Auch im IT-Sektor selbst sind die Preise in den letzten fünfzehn Jahre exponentiell gefallen – für Computer, Software, Speicherchips, Breitbandnetze usw. Das Preissystem zersetze sich, weil sich mittels IT Gebrauchswerte herstellen lassen mit „winzigen Mengen von Energie und Material und ohne dass zusätzliche Arbeit anfällt“. Beispiele Software oder Musiktracks: Dinge, die „unendlich kopiert oder gleichzeitig von einer unendlichen Menge von Menschen verwendet wer-

den können, werden am Ende sehr wenig kosten“. Denn „wenn die Arbeit gegen null geht, entsteht auch kein neuer Wert“.

Für sich genommen ist der letzte Satz richtig, aber nur für das einzelne Produkt. Abgesehen davon, dass es riesige Menschenmengen sind, die für die Produkte von Apple, Microsoft & Co. direkt und indirekt arbeiten: Der erzeugte Gesamtwert (und Mehrwert) sinkt nicht, solange winzige Stückwerte durch hunderte Millionen hohe Stückzahlen kompensiert werden.

Die positive Seite der IT-Verbreitung ist nach Mason die Stärkung des kooperativen Sektors. Dieser sei das mögliche „Bildungselement der neuen Gesellschaft“, zumal die organisierte klassenbewusste Arbeiterklasse bei uns der Vergangenheit angehöre. Nichtkommerzielle Netzwerke aller Art wie Tauschökonomien, Dienstleistungsringe, Energieversorgung in Bürgerhand usw. seien IT-gestützt und könnten sich der Kommerzialisierung entziehen. Hier ist Holloway (siehe oben) herauszuhören.

9. Robert Misik (Über Kooperation) zeigt sich als Anhänger Masons. Zunächst vollzieht er korrekt nach, wie die bis zur fabrikmäßigen Maschinerie fortschreitende Kooperation der Arbeiter die Produktivkraft erhöht, die sich das Kapital als Gratisgabe einverleibt. Das Miteinander der Arbeiter fördere aber die Bereitschaft zum Widerstand (hier hat der Autor leider keinen Blick für die Gewerkschaften). Doch mit inzwischen entstandenen automatischen Systemen würden die Arbeiter überflüssig. Misik sieht darin aber Chancen: „Vielleicht stecken wir schon im sukzessiven Übergang zu

einer anderen Wirtschaftsordnung“. Hoffnung ist auch bei ihm der nicht-profitorientierte „kooperative Sektor“, der zur dritten Kraft neben den privatkapitalistischen und staatlichen Sektoren geworden sei und „alles Mögliche“ umfasse: Wohnbaugenossenschaften, kleinteilige Hausprojekte, Start-ups, NGOs und den gesamten Bereich der „solidarischen Ökonomie“. Darin könne man den „Nukleus eines Sozialismus neuer Art“ sehen, der nichts „mit dem bürokratischen Moloch früherer Staatswirtschaften gemein“ hat.

Der 10. Beitrag (David Harvey über Entwertung) sei der Vollständigkeit halber erwähnt. Die These, dass im *Kapital* der Begriff „Anti-Wert“ fehle, mögen die Leser*innen alleine beurteilen.

11. Étienne Balibar (Über Revolutionen). Der wohl bekannteste Autor des Sammelbands fragt sich, warum das Kapitel über die „geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Akkumulation“, worin die „Expropriation der Expropriateure“ den Abschluss der gesamten Argumentation bilde, nicht am Ende des Buchs steht, sondern quasi „versteckt“ im vorletzten. Seine These ist, dass die revolutionäre „Gewalttätigkeit“, die der „Marxismus“ aus jener Passage im 24. Kapitel herausgelesen habe, keineswegs die einzig mögliche Lektüre sei, sondern dass ihr eine „reformistische“ Interpretation zur Seite stehe. Diese sei im dritten Band zu finden, wo Marx nach Formen „innerhalb der Institutionen des Kapitalismus“ suche, die als „Vorläufergestalten des Kommunismus“ fungieren. Balibar beruft sich auf Passagen, wo Marx sowohl den Kooperativfabriken der Arbeiter be-

scheinigt, „innerhalb der alten Form das erste Durchbrechen der alten Form“ zu sein, als auch die „kapitalistischen Aktienunternehmungen“ als „Übergangsformen aus der kapitalistischen Produktionsweise in die assoziierte“ bezeichnet (MEW 25, 454-457). Balibar interpretiert Marx dahingehend, dass er die Überwindung des Kapitalismus nur dann für möglich halte, wenn die „Finanzwelt“ und die „Arbeitergenossenschaften“ zusammengebracht würden. Aktuell bestätigt sieht er sich durch die „neuen Commons“ einerseits und andererseits durch „Aktionärsverbände“ von Lohnabhängigen zwecks „Rückkauf“ des Kapitalismus an der Börse. Die Arbeiterklasse habe Marx in dem Begriff der „reellen Subsumtion“ ohnehin, wenn auch „mit Verzweiflung“ abgeschrieben, weil er die Möglichkeit sich abzeichnen gesehen habe, dass sich der Kapitalismus zu einem „totalitären System“ entwickle, in welchem der Klassenkampf „neutralisiert wird oder in völliger Ohnmacht der Arbeiterklasse“ endet.

Niemand wird mehr ernsthaft behaupten, dass es eine naturgeschichtliche Garantie für die erfolgreiche „Expropriation der Expropriateur“ gibt und ihr Subjekt die organisierte Arbeiterklasse allein sein muss. Die Suche nach neuen Formen und weiteren sozialen Trägern des Übergangs ist erforderlich ebenso wie neues Nachdenken über den Übergang selber. Und es ist alten kommunistischen Kämpfern wie Balibar durchaus erlaubt, pessimistisch zu sein. Aber mit wörtlichen Marxzitaten Aktienkäufe für die Errichtung der neuen Gesellschaft höher anzusetzen als die Aktion, ja gar Mitwirkung, der Arbeiterklasse, das

ist ein Novum. Apropos „wörtlich“: Dass bei Marx erst im dritten Buch „Zweifel“ am ersten Buch auftauchen, ist biografisch Unfug; denn 1867 war das Manuskript des dritten Buchs schon drei Jahre alt. Und im selben Jahr 1867 schrieb Marx an die Delegierten der Internationalen Arbeiterassoziation: „Das Kooperativsystem ... ist niemals imstande, die kapitalistische Gesellschaft umzugestalten.“ Von einem Marxkenner wie Balibar hätte ich mir dazu mindestens einen Kommentar gewünscht.

Winfried Schwarz

Die Ökonomische Theorie von Marx – eine Darstellung nicht ohne Widersprüche

Georg Quaas, Die ökonomische Theorie von Karl Marx, Metropolis-Verlag, Marburg 2016, 341 S., broschiert, 29,80 Euro

Georg Quaas will „alle werttheoretisch relevanten Verhältnisse im ökonomischen Hauptwerk von Karl Marx bis zu den berühmten Reproduktionsschemata in einem kohärenten mathematischen Modell zusammenfassen“ (14). Einige Ökonomen befürchten, die mathematische Modellierung der ökonomischen Theorie führe zu ahistorischen Deutungen und weg von der sozialen Gebundenheit der ökonomischen Kategorien. Der Missbrauch der Mathematik durch die bürgerliche Ökonomie ist ihnen Warnung: eine unsäglich Modellschreineri, nichtssagende Modelle, die unterstellen, was sie beweisen sollen, leere Formeln, deren sozioökonomischer Inhalt gleich Null ist. Die Neoklassik täuscht eine Exaktheit vor, die

es in den Sozialwissenschaften nicht gibt. Die Anwendung der Mathematik in der Ökonomie kann aber hilfreich sein. So zeigen die Input-Output-Modelle Wassily Leontjews die Verflechtungen zwischen den Güterproduktionen der Volkswirtschaft, die Primärverteilung der Produktionsfaktoren auf die produzierenden Bereiche und deren Beitrag für die Endnachfrage. Diese Modelle beruhen auf den Marx'schen Reproduktionsschemata. Marx nennt notwendige Bedingungen des volkswirtschaftlichen Gleichgewichts auf den Gütermärkten, aber er sagt nicht, dass sich diese auch einstellen müssen. Quaa's referiert sie und zeigt, wie das System aus dem Gleichgewicht gerät und sich Schwankungen der Produktion verstärken, wenn die Prämissen des Modells variiert werden (284-296). Ein Vorzug seines Buches: Die Modellierung der Werttheorie hält sich streng an den Text des „Kapital“. Marx selbst war bestrebt gewesen, seine Auffassungen in mathematischer Form darzulegen, da viele Kategorien der politischen Ökonomie quantifizierbar sind. So ist er den formalen Zusammenhängen zwischen Mehrwert, Profit, Mehrwertrate, Profitrate, den Bestandteilen und dem Umschlag des Kapitals ein Leben lang auf der Spur. Quaa's geht darauf nicht ein. Und damit auch nicht auf die umstrittene Frage, ob die Durchschnittsprofitrate tendenziell fällt. Im Gegensatz zu anderen hält er den Wert für messbar. Zwar stimme es, dass jeder Warenproduzent die abstrakte Arbeitszeit nicht empirisch messen könne, „aber nicht, weil dies prinzipiell unmöglich wäre, sondern weil er keinen Zugang zu den Produktionsprozessen hat, die

unabhängig von ihm betrieben werden und deren Merkmale in die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit eingehen.“ (82) Er hält die These, erst der Tausch verwandle die private Arbeit in gesellschaftliche, d.h. in wertbildende Arbeit, für eine Verfälschung der Marx'schen Meinung. Der Wert existiert vor dem Tausch. Bei der Wertbestimmung beachtet er die Kompliziertheitsgrade der Arbeit, die sich proportional zum Wert der Arbeitskräfte verhielten und den Neuwert messen würden. (242f.) Marx hatte nur gesagt, die Erfahrung zeige, dass die Reduktion komplizierter auf einfache Arbeit „hinter dem Rücken der Produzenten“ erfolge. (MEW 23: 59) Während einige Ökonomen behaupten, dass der Wert mit Proportionalität nichts zu tun habe, betont Quaa's, dass der Wert das natürliche Gesetz des Gleichgewichts ist. Preise, die den Wert adäquat widerspiegeln, setzen voraus, dass Angebot und Nachfrage übereinstimmen. Schwankungen von Angebot und Nachfrage führen dazu, dass die Preise vom Wert abweichen, diesen dann verzerrt ausdrücken. „Der quantitative Unterschied zwischen Wert und Preis verweist auf eine tiefer liegende Differenz, nämlich – in Hegelscher Terminologie ausgedrückt – die zwischen Wesen und Erscheinung.“ (151) Die Marx'sche Theorie der Preise ist eine Wesenlehre: „Der Preis einer Ware ist der Ausdruck ihres auf dem Markt gesellschaftlich anerkannten Wertes in Geld.“ (140) Die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit zur Herstellung einer Ware setzt sich aus direkter und indirekter Arbeitszeit zusammen. Ihre Summe ergibt die volle Arbeitszeit. Mit Input-Output-Modellen, die

auf Arbeitskoeffizienten beruhen, kann man Wertgrößen prinzipiell ermitteln. Auf entsprechende Bestimmungs-Versuche geht Quaas nicht ein (z.B. Klaus Müller, Welche Arbeitszeit ist gesellschaftlich notwendig? Z 100 [Dezember 2014], S. 215-230), obwohl er sich früher selbst daran beteiligt hatte.

Bei der Messung des Gebrauchswerts stolpert der Autor über die Zweideutigkeit des Begriffs. Gebrauchswert ist zum einen ein Synonym für das Produkt oder die Ware, zum anderen kennzeichnet der Begriff die zweite Seite der Ware, deren Nützlichkeit. Quaas „misst“ den Gebrauchswert, indem er die Waren zählt – ein Dutzend Uhren, zehn Drehbänke. (32 ff, 43) Die Nützlichkeit oder den Nutzen will er (zum Glück) nicht messen. Der Versuch hätte ihn unweigerlich zur Grenznutzenschule geführt, die bei der Anwendung der Differentialrechnung am unbrauchbaren Objekt gescheitert ist. Gustav Cassel, der Marxschen Theorie alles andere als zugetan, schreibt, die Grenznutzentheorie sei ein „Versuch, die Psychologie der Nachfrage in eine abstrakte mathematische Form hineinzuzwingen ... eine rein formelle Theorie, die in keiner Weise unsere Kenntnis der realen Vorgänge erweitert und die für die Theorie der Preisbildung überflüssig ist.“ Quaas beachtet den Gratisdienst der Arbeitsmittel nicht, ebenso den Unterschied zwischen physischem und gesellschaftlichem Gebrauchswert. Der Satz, beim Tausch werde Gebrauchswert weggegeben, der Wert bliebe beim Verkäufer (47f.), ist ungenau. Weggegeben wird die Ware als Einheit von Gebrauchswert und Wert. Der Verkäufer erhält ein Wertäquivalent in Form anderer Ge-

brauchswerte oder des Geldes: „...wie bei jedem Austausch von Ware gegen Ware (wird) Äquivalent für Äquivalent gegeben ..., also (ist) derselbe Wert doppelt vorhanden ..., einmal auf der Seite des Käufers und einmal auf der Seite des Verkäufers.“ (MEW 26.1: 139) Würde der Käufer eines Produktionsmittels keinen Wert erwerben, könnte dieser im Produktionsprozess nicht auf die Produkte übertragen werden.

Die Wertformenanalyse ist für Quaas eine „Darstellung historisch nachweisbarer Wertausdrücke auf Märkten und der mit ihnen verbundenen Entwicklungstendenz, die nach Marx schließlich zur Herausbildung des Geldes geführt hat.“ (115) Damit würdigt Quaas „eine wissenschaftliche Leistung deutlich, die von der monetären Werttheorie komplett geleugnet wird: Marx' Erklärung der Entstehung des Geldes aus einem Warentausch, der ohne das Geld abläuft.“ (103f.) Im Gegensatz zur Auffassung, dass es Marx in der Geldtheorie nicht gelungen sei, an den Ricardianischen Stand heranzukommen und dass sie eines „der theoretisch schwächsten Teile des Gesamtsystems“ sei, sagt Quaas, „Marx' Beitrag zur ökonomischen Theorie des Geldes geht ... weit über die Erkenntnisse seiner Vorgänger aus der Periode der ökonomischen Klassik hinaus.“ (134) Quaas hält eine „Papiergeldform des Werts“ für möglich. (130) Dies ist zu bezweifeln, da Papiergeld keinen Wert hat, das Maß aber von der Qualität des zu Messenden sein muss.

Ein Kapitel ist den Dienstleistungen gewidmet. Marx hat sich dazu am Rande, im Zusammenhang mit den Unterschieden zwischen produktiver

und unproduktiver Arbeit, geäußert. Quaas knüpft an Peter Fleissner an, der behauptet, Dienstleistungen seien keine Waren und kein Bestandteil eines volkswirtschaftlichen Mehrprodukts, weil bei ihnen Produktion und Konsumtion zusammenfielen, sie nicht gelagert, wiederverkauft und investiert werden könnten. Obwohl er Fleissners Begründung nicht teilt, bestreitet auch Quaas, dass Dienstleistungen Waren sind. Sie wären nicht einmal Gebrauchswerte, weil ihnen die „eigenständige Stofflichkeit“ fehle. (188) Der entscheidende Unterschied zwischen dem Resultat einer warenproduzierenden Arbeit und dem einer Dienstleistung bestünde „nicht darin, dass erstere ein stoffliches Produkt aufzuweisen hat und letztere nicht, sondern dass sich der dingliche Träger des Dienstleistungsergebnisses von Anfang im Besitz des Kunden befindet, was bei der warenproduzierenden Arbeit nicht der Fall ist.“ (191) Marx differenziert. Ein frasierter Kopf könnte gemeint sein, wenn er sagt: „Für den Produzenten dieser Dienste sind diese Dienstleistungen Waren. Sie haben einen bestimmten Gebrauchswert (eingebildeten oder wirklichen) und einen bestimmten Tauschwert. Für den Käufer aber sind diese Dienste bloße Gebrauchswerte, worin er seine Revenue konsumiert.“ (MEW 26.1: 128) Die Merkmale der Ware – Produkt menschlicher Arbeit, gesellschaftlicher Gebrauchswert, Träger von Wert, Übertragung durch Tausch – treffen auch auf Dienstleistungen zu, selbst dann, wenn diese zu immateriellen Resultaten führen. Marx spricht von „immateriellen“ Waren (MEW 26.1: 145). Und: „Befinden sich nicht in jedem Augenblick

auf dem Markt neben Weizen und Fleisch etc. auch Huren, Advokaten, Predigten, Konzerte, Theater, Soldaten, Politiker etc.? Diese Burschen und Burschinnen erhalten das *blé et autres denrées de nécessité* [Korn und andere Lebensmittel] oder *d'agrément* [Vergnügen] nicht umsonst. Sie geben dafür oder dringen dafür auf ihre Dienste, die als solche Dienste einen Gebrauchswert und infolge ihrer Produktionskosten auch einen Tauschwert haben.“ (MEW 26.1: 138f.) In Widersprüche verstrickt sich Quaas, wenn er den Dienstleistungen den Warencharakter abspricht, sie aber als wertschöpfend einstuft. Der Wert ist eine Eigenschaft der Waren. Werte ohne Waren gibt es nicht. Quaas' Ausführungen zu den Dienstleistungen sind aber anregend und für die von ihm betrachteten ergebnisorientierten Arten (Haarschnitt, Bildung, Beratung, Heilung, Reinigung, Reparatur ...) weitgehend zutreffend, auch wenn ihm widersprochen wird, dass Dienstleistungen keine Waren und keine Gebrauchswerte seien. Der Heterogenität und Differenziertheit der Kategorie werden seine Ausführungen nur teilweise gerecht. Außer aus ergebnisorientierten Dienstleistungen kann der Kunde auch aus einer Potenzialphase (z.B. Bereitschafts- und Wachdienste der Polizei, Feuerwehr, Ärzte) und einer Prozessphase (Theater, Konzerte, Sportveranstaltung) Nutzen ziehen. Das sind Dienstleistungen, die Quaas unbeachtet lässt und die einer eigenständigen Betrachtung bedürfen.

Die organische Zusammensetzung setzt Quaas – wie in der Literatur üblich – mit der Wertzusammensetzung des Kapitals gleich. Wie die Gleichsetzung von Endprodukt und Bruttopro-

dukt (254) sind das kleinere Mängel eines soliden Buches, durch das sich „orthodoxe“ Marxisten bestätigt fühlen werden, auch wenn sich Quaas nicht für die Frage interessiert, ob die Marxsche Theorie wahr ist. Er leistet ihnen ungewollt Beistand gegen Neo- und Pseudomarxisten, die das Werk von Karl Marx entstellen und sich gegen Kritik zu immunisieren versuchen, indem sie behaupten, man könne die Richtigkeit einer Interpretation nicht durch einen einfachen Vergleich mit dem Text herausfinden. Für sie sei typisch, „bei jedem Konflikt mit dem Marxschen Text diesem irgendeine Ungenauigkeit zu unterstellen, ohne auf die Idee zu kommen, dass die eigene Interpretation fehlerhaft sein könnte.“ (44) Empfehlenswert, auch für Nicht-mathematiker!

Klaus Müller

Kapitalismusanalyse und Marx-Kritik

Max Henninger, Armut, Arbeit, Entwicklung. Politische Texte. Wien, mandelbaum kritik und utopie, 2017, 292 S., 16,00 Euro

In diesem Buch sind neun Aufsätze und Artikel zusammengestellt, die Max Henninger seit 2009 verfasst hat. Sie wurden überwiegend in der Zeitschrift „Sozial.Geschichte Online“ publiziert. Ein Beitrag erschien 2009 in einem Sammelband, drei weitere waren bislang unveröffentlicht. Die Fragestellungen dieser „politischen Texte“ umkreisen drei Themenfelder. In zwei Fällen geht es um spezifische historische Kontexte der alten und neuen Linken. In der zweiten Gruppe setzt sich der Ver-

fasser mit den Defiziten der Marx-schen Kritik der politischen Ökonomie und der durch sie begründeten Sichtweise auf die Unterklassen auseinander. Den dritten Schwerpunkt bilden Reflexionen über die aktuellen Entwicklungstendenzen des kapitalistischen Weltsystems.

Diese drei Schwerpunkte stehen unvermittelt nebeneinander, wenn man von einigen Querbezügen zwischen den historischen Analysen und den Aufsätzen zur Marx-Kritik absieht. Darin kommt implizit die Auffassung zum Ausdruck, dass Marx und die sich auf ihn berufende Traditionslinie des antikapitalistischen Denkens und Handelns nur wenig zum Verständnis der gegenwärtigen Weltprobleme beizutragen haben, ja einer emanzipatorischen Perspektive eher im Weg stehen. Diese Auffassung ist nicht erst seit dem Untergang des sogenannten Realsozialismus in Teilen der Linken weit verbreitet und insofern nichts Neues. Wer sich in die Texte genauer einliest, bemerkt jedoch schnell, dass die intellektuellen Lernprozesse, die den Autor zu diesem Ergebnis gebracht haben, nicht leichthin von der Hand zu weisen sind. Henninger ist ein scharfsinniger, hervorragend informierter und kohärent argumentierender Exponent der sozialrevolutionären Szene. Er hat sein wissenschaftliches Handwerk nicht nur gelernt, sondern weiß seine Erkenntnisse auch sprachlich umzusetzen. Insofern sind seine Beiträge wichtige Impulse zu unserer aller Suche nach einem Königsweg, der uns aus der sich allmählich der Agonie nähernden anti-systemischen Ohnmacht herausführt.

Zunächst zu den beiden historischen Essays: Im ersten, anlässlich einer Recherche zur MEGA-Edition ent-

standenen Aufsatz untersucht Henninger die Rezeption der süditalienischen Sozialrevolten der frühen 1890er Jahre durch die II. Internationale und insbesondere den alten Friedrich Engels (143-182). Für die dabei entstandene Selbstorganisation der vor- und frühindustriellen Unter-
klassen, die 1893 in eine breite Aufstandsbewegung mündete, zeigte Engels kein Interesse. Das ist ein deutlicher Hinweis auf die Leerstellen in einem Denksystem, das der Arbeiterklasse erst im reifen Kapitalismus eine systemsprengende Rolle zuwies.

Seinen zweiten historischen Beitrag hat Henninger der Aufsatzsammlung quasi als Motto vorangestellt: Es handelt sich um einen Überblick zur Geschichte des italienischen Operaismus (15-42). Dazu gibt es seit einigen Jahren zahlreiche Wortmeldungen, aber der hier vorliegende Text ergänzt sie alle in zwei wesentlichen Punkten: Zum einen in der stringenten Periodisierung, die die an den selbstorganisierten Arbeiterrevolten der 1960er und 1970er Jahre orientierte heterodoxe Strömung der neuen Linken durchlief; und zum andern durch die Frage danach, was davon nach ihrer massiven politischen Unterdrückung übrig blieb. Es gab seit den 1980er Jahren neue Ansätze zur Analyse der deregulierten Arbeitsverhältnisse und der Migrationsarbeit, aber auch ideengeschichtliche Höhenflüge, die die von einigen Gründervätern des Operaismus schon immer vertretene „Autonomie des Politischen“ ex post in ein merkwürdiges Licht tauchen.

Den zweiten Schwerpunkt bilden drei Aufsätze, in denen sich Henninger mit zentralen Fragestellungen der Marx-schen Kritik der politischen Ökono-

mie auseinandersetzt: mit der ihr zugrunde liegenden Werttheorie und dem Arbeitsbegriff (125-139), mit den Beziehungen zwischen Armut, Arbeit und kapitalistischer Entwicklung (45-88), und mit der Wahrnehmung der ländlichen Armut aus marxistischer Sicht (89-124). Dabei hat Henninger alles zusammengetragen, was die sich an Marx reibenden heterodoxen Strömungen der neuen Linken seit den 1970er Jahren unter dem maßgeblichen Einfluss der Theoretikerinnen der neuen Frauenbewegung an Defiziten und Leerstellen herausgearbeitet haben: Die unzulässige Reduktion der Massenarmut auf eine vorurteilsbesetzte Restkategorie „Lumpenproletariat“; die aller Empirie widersprechende Einschränkung der der kapitalistischen Ausbeutung unterworfenen arbeitenden Klassen auf die doppelt freie Lohnarbeit; die weitgehende Ausblendung der unbezahlten wie bezahlten Reproduktionsarbeit aus der Werttheorie; die teleologische Illusion einer „zivilisatorischen“ Rolle des Kapitalismus, dessen sich bis in das Endstadium eher noch zuspitzende Gewalttätigkeit schon Rosa Luxemburg nachgewiesen hatte; und last but not least die Missachtung der kleinbäuerlichen Produktionsweise als einer eigenständigen Gesellschaftsformation, die sich in ihrer Verzahnung mit der kapitalistischen Dynamik spezifisch veränderte, zugleich aber immer wieder auch Etappen der Revitalisierung durchlief. Eine solche „paradoxe“ Entwicklung war beispielsweise nach der russischen Revolution zu beobachten, und Henninger kann am Beispiel des Agrarökonomen Alexander Čajanov nachweisen, dass es sehr wohl Ansätze zu einer „hybriden“

Koexistenz gab, die eine plausible nichtkapitalistische Alternative zur forcierten nachholenden Industrialisierung darstellte.

Das alles ist meines Erachtens zutreffend, und Henninger verweist auch – völlig zu Recht – auf die Tatsache, dass Marx selbst in den 1870er Jahren sein an der Entwicklung des britischen Kapitalismus (und seiner „klassischen“ Ökonomen) orientiertes Theoriegebäude zunehmend selbst in Frage gestellt hat. Die Auflistung der Gravamina könnte sogar noch erweitert werden. Beispielsweise ist die inzwischen bis zum selbstzerstörerischen Exzess gesteigerte Inwertsetzung und Verwertung der Natur bei Marx eine Leerstelle, und der schon zu seinen Lebzeiten zu beobachtende Einfluss des Bodens auf den Prozess der Wertschöpfung blieb bei ihm in Anlehnung an David Ricardo auf einen Sonderfall des unterschiedlichen Bodenertrags (die Differentialrente) beschränkt.

Wie sollen wir mit diesem problematischen und häufig auch in sich widersprüchlichen Erbe umgehen? Sollen wir uns von Marxens Kritik der politischen Ökonomie verabschieden und uns entweder an „modernere“ Theoretikerinnen und Theoretiker – etwa an Luxemburg, Schumpeter, Keynes und Sraffa oder an ein Amalgam ihrer Analysen – anlehnen, um mit ihrer Hilfe in der immer komplexer werdenden kapitalistischen Klassengesellschaft den roten Faden zu finden? Oder sollen wir die schwierige Aufgabe schultern, diese Ansätze dazu zu nutzen, um das Marxsche System zu korrigieren und zu erweitern? Oder sollen wir drittens die Brücken abbrechen und uns einer generellen Theorieverweigerung ver-

schreiben, die die „Ökonomik“ aus ihrer politischen Agenda streicht und auf den Big Bang des sozialrevolutionären Umsturzes wartet, der die in den Revolten der Unterklassen zum Ausdruck kommende Logik der „moralischen Ökonomie“ von selbst in einen in seinen Grundzügen nicht vorhersehbaren Prozess der selbstbestimmten nachkapitalistischen Befreiung übertragen wird?

Henninger verzichtet auf eine Erörterung dieser sich aus seiner Marxkritischen Analyse aufdrängenden Frage nach den Konsequenzen. Stattdessen leitet er unvermittelt zu seinem dritten Schwerpunkt über, in dem er sich mit drei besonders markanten aktuellen Entwicklungstendenzen des kapitalistischen Weltsystems auseinandersetzt: mit der forcierten Urbanisierung (197-229), den durch die Informations- und Kommunikationstechnologie ausgelösten epochalen Umbrüchen (230-269) und mit der sich immer rascher beschleunigenden Umweltzerstörung (270-291).

Die Essays vermitteln einen umfassenden Überblick über die drei entscheidenden Problemfelder, die uns seit einigen Jahrzehnten auf den Nägeln brennen. Sie reflektieren nicht nur den Stand unseres Wissens, sondern verweisen auch auf neue Fragestellungen und Erkenntnislücken. Dennoch fehlt ihnen der rote Faden, der sich meines Erachtens nur auf der Basis einer systematisch begründeten Kritik der politischen Ökonomie erarbeiten lässt. Ansätze dazu gibt es in der wissenschaftlichen Literatur durchaus, so etwa zur Stadtökonomie sowie zur politischen Ökonomie der Informationstechnologie und des Internet, und selbst die Verwertung und Reproduktion der

Ökosysteme sind inzwischen ein heiß umstrittenes Forschungsthema.

Diese Aspekte bleiben bei Henninger jedoch unerörtert. Das liegt zum einen wohl daran, dass ihre methodischen Schwächen und Halbheiten zu evident sind. Zum andern gibt es aber auch tiefer liegende Gründe. Henninger ist in gewisser Weise „Marx-geschädigt“: Er glaubt nicht daran, dass sich die Kritik der politischen Ökonomie mit dem Anspruch auf eine selbstbestimmte Konstitution des sozialrevolutionären Subjekts verbinden lässt. Diese Schlussfolgerung zieht der Verfasser explizit nur an einer einzigen Stelle, aber sie ist überall als Subtext zwischen den Zeilen spürbar. Ich halte sie für voreilig.

Max Henninger entgeht erstens, dass eine neu gefasste Werttheorie sehr wohl von einer niemals vollständig gelingenden Unterwerfung der Subjekte als den Trägern des gesellschaftlichen Arbeitsvermögens unter das Kapital auszugehen vermag. Er unterschätzt zweitens die Bedeutung von Karl Marx, dem trotz der klar zutage liegenden Defizite und teleologischen Fehlschlüsse das Verdienst zukommt, mit den Klassikern der politischen Ökonomie an einem entscheidenden Punkt gebrochen zu haben: mit dem Nachweis nämlich, dass die den Unterklassen seit Jahrhunderten abgepresste Arbeitsleistung die Grundlage des gesamten Wertschöpfungsprozesses bildet, dessen Resultate dann als Arbeitsentgelte und Profite an die beiden Hauptklassen verteilt werden. Und drittens ist in Henningers aktuellen Problemaufrissen selbst das Fehlen eines adäquaten begrifflichen Rahmens mit Händen zu greifen. In seinem Urbanisierungs-Essay moniert

er beispielsweise zu Recht, dass ihre drei Hauptphänomene – Global Cities, Mega Cities und Slum Cities – trotz ihrer simultanen Entstehung nicht zusammengedacht werden. Dieser Anspruch könnte leicht durch die Feststellung eingelöst werden, dass sich die in den Global Cities zu beobachtende Entvölkerung der Stadtzentren und die damit einhergehende Gentrifizierung der Arbeiterquartiere den parasitären Exzessen der Baubodenrendite verdankt, dass die Baubodenrendite in den chinesischen Mega Cities gerade ihre erste Hochblüte durchläuft, und dass die durch den Bodenhunger der peripheren Massenarmut begründeten Slum Cities im Kontext der hybriden Schattenökonomien auf ihre Inwertsetzung zutreiben. Analog wäre in Bezug auf die Phänomene der fortschreitenden Naturverwertung und -zerstörung auf die damit einhergehende Kommodifizierung der dagegen in Gang gebrachten Regenerationsprozesse hinzuweisen. Und auf dem Terrain des neuen Informations- und Kommunikationssektors würden die mit den technologischen Trends verzahnten sozialökonomischen Triebkräfte sichtbar: So anschaulich die in diesem Text herausgearbeiteten Tendenzen zur Taylorisierung der kognitiven Arbeitsabläufe geschildert werden, so fehlt ihnen doch der verallgemeinernde Blick auf die Gesamtheit der arbeitenden Klassen, für die die Digitalisierung ihrer Produktions- und Lebenswelten mit einer immer systematischer zugreifenden Zerstörung gesicherter Reproduktionsgrundlagen verknüpft ist – das heißt mit der Zerstörung des Lohnarbeitsverhältnisses und seiner Sozialstandards, wie sie die metropolitane

Arbeiterklasse in den 1950er bis 1970er Jahren erkämpft hatte. Das ist übrigens das krasse Gegenteil der sich auf Marx berufenden Fortschrittsutopien der Arbeiterbewegung – hier hat sich Henninger etwas entgegen lassen.

Was ist also angesichts der sich gewalttätig zuspitzenden Konvulsionen des kapitalistischen Weltsystems zu tun? Diese Frage bleibt unerörtert. Dabei nimmt der Verfasser sehr wohl zur Kenntnis, dass und auf welche Weise die Vordenker des Systems versuchen, die Alternativbestrebungen der neuen Sozialbewegungen – wie etwa die von ihnen geführte Subsistenzdebatte – auf ihre Mühlen zu leiten, um sie zur Abfederung weiterer sozialstaatlicher Abschmelzungsprozesse zu instrumentalisieren („Vorwärts in die Subsistenz?“, 185-193). Davor kann der Verfasser zu Recht nur warnen. Aber auf eine zusammenfassende Betrachtung seiner Themenfelder hat er verzichtet, und damit lässt er uns bei der Frage nach den Schlussfolgerungen allein.

Karl Heinz Roth

Zur Aktualität von „Geschichte und Klassenbewusstsein“

Erich Hahn, *Lukács und der orthodoxe Marxismus. Eine Studie zu „Geschichte und Klassenbewusstsein“*. Aurora Verlag Berlin 2017, 191 S., 15 Euro

Anzuzeigen ist eine neue Studie zur Aktualität eines Klassikers der marxistischen Philosophie. Erich Hahn, kein Lukácsianer der ersten Stunde, legt mit seiner Studie zu *Geschichte und Klassenbewusstsein* (*GuK*) ein ambitioniertes Projekt vor: Er möchte zeigen, dass

und inwiefern Lukács' berühmtestes Werk als Klassiker der marxistischen Philosophie von fortdauernder Aktualität ist. Anspruchsvoll ist das Vorhaben auch, weil der Autor *GuK* im Kontext des Gesamtwerks zu verstehen sucht – Hahn betont zu Recht, „dass ein besonderes Werk wie *GuK* erst aus der Perspektive des Gesamtwerks eine angemessene Beurteilung erfahren kann“ (9/10) –, und dies sowohl genetisch-entstehungsgeschichtlich als auch im Modus rückblickender Reflexion. Denn erst vom Ende her und unter Berücksichtigung einer inzwischen fast 100-jährigen Wirkungsgeschichte lässt sich das 1923 publizierte Werk adäquat verstehen. Folgerichtig schaltet Hahn seiner intensiven Lektüre von *GuK* Abschnitte zur Vorgeschichte und den Fortwirkungen voraus.

Hierbei wird sofort deutlich, dass Hahn den Blick nicht nur für den Rezeptionsstrang Westlicher Marxismus/Kritische Theorie hat. Der intime Kenner hat auch die vorsichtige Annäherung der realsozialistischen Marxisten seit den 80er Jahren im Blick, die etwa in den „Leitgedanken zum 100. Geburtstag von György Lukács“, die die bildungspolitische Arbeitsgemeinschaft beim ZK der USAP formulierte, oder in den von Manfred Buhr und Jozsef Lukács 1987 in Berlin edierten Beiträgen zum Werk und Wirken von Lukács¹

¹ Der Band enthält Beiträge des 1985 von den Zentralinstituten für Literatur und Philosophie der Akademie der Wissenschaften der DDR in Zusammenarbeit mit den Instituten der Budapester und Moskauer Akademien der Wissenschaften veranstalteten internationalen Symposiums in Berlin. 1985 erschien auch der Verdinglichungs-

zum Ausdruck kommen. Anders als viele Verehrer des Frühwerks schätzt Hahn auch das selbstkritische Vorwort Lukács' zur Neuausgabe von *GuK* aus dem Jahr 1967 und das bedeutende Spätwerk des ungarischen Marxisten. Von den Lukács-Schülern bezieht er sich vor allem auf I. Hermann, den früheren Ehemann von Agnes Heller, sowie auf den langjährigen Leiter des in diesen Tagen in seiner Existenz bedrohten Lukács-Archivs L. Sziklai.²

Den Hauptteil des Buchs nimmt der intensive und in dieser Intensität selten gewordene Nachvollzug von *GuK* ein. Hahn gelingt es, den diffizilen Text in gut lesbarer, Kenner wie Nicht-Spezialisten (etwa des deutschen Idealismus Kants, Fichtes, Schellings und Hegels oder neuzeitlicher Ideengeschichte) gleichermaßen ansprechender Form nahezubringen und zu sezieren. Der Nachvollzug des Gedankengefüges von *GuK* bildet das Zentrum von Hahns Versuch. 1923 zieht Lukács, „der gravierende Einschnitte und Eckpunkte der histori-

schen Praxis als Herausforderung und Anregung“ dafür verstand, „seine langfristigen wissenschaftlichen Interessen, Einsichten und Erfahrungen für die Lösung der sich neu ergebenden Probleme voll auszuschöpfen“ (11), das „Fazit seiner persönlichen Entwicklung“ (35) mit der „Orientierung auf die Entfremdung als Grundgegebenheit und Höhepunkt menschlichen Seins in der Moderne“ (ebd.). Hahn betont: „(...) damit war der Grundstein für eine neue *übergreifende Kontinuität* der weltanschaulichen und theoretischen Grundpositionen von Lukács in dem halben Jahrhundert von 1920 bis 1970 gegeben.“ (Ebd.)³

Gemäß seiner nahe am Original orientierten Vorgehensweise zeichnet Hahn im ersten Schritt seiner Rekonstruktion Lukács' bahnbrechende⁴ Phänomenologie der Verdinglichung nach. Lukács entwirft „unter Bezugnahme auf Marx' philosophisch-weltanschauliche Analyse der Warenstruktur“ (39) ein Zeitbild, das die mit der Universalisierung der Warenstruktur einhergehende Verdinglichung als Prinzip aller „Erscheinungsformen menschlicher Beziehungen“ (39) in der Gegenwartsgesellschaft erweist. Mit der Verdinglichung und dem verbundenen Prinzip formaler Rationalität geht das Entstehen einer neuen Dinghaftigkeit

say erstmals in der DDR.

² Es ist zu hoffen, dass der breite internationale Protest, die Aktivitäten der Lukács-Stiftung und auch das Engagement linker Bundestagsabgeordneter das Schlimmste verhindern können. Aktuell gibt es aber kaum Anlass zu großem Optimismus, obwohl Bundesaußenminister S. Gabriel in einem Schreiben vom 29. Juli 2017 an D. Dehm schreibt: „Ich teile Ihre Einschätzung, dass es sich bei dem Archiv um einen wichtigen Bestandteil der europäischen Geistesgeschichte handelt.“ Und weiterhin bekräftigt er: „Die deutsche Botschaft in Budapest steht in regelmäßigem Kontakt mit der ungarischen Akademie der Wissenschaften und bietet Unterstützung an. Die weiteren Entwicklungen werden wir selbstverständlich aufmerksam verfolgen.“

³ Und er fügt noch hinzu: „Eine der hervorstechendsten Kontinuitätslinien im Denken von Lukács war der geschichtsphilosophische Ansatz.“ (36)

⁴ Auch Jürgen Habermas und Axel Honneth und einige ihrer Schüler wie Titus Stahl haben stets die Qualität und Relevanz von Lukács' im Verdinglichungssessay formulierter Zeitdiagnose betont.

einher, die den sozialen Charakter der Wirklichkeit verdeckt und ideologiebildend wirkt. „Als klassisches Beispiel für die ‚Potenzierung der Verdinglichung‘ wird [von Lukács, R.D.] an Marx’ präzise Enthüllung der fetischisierenden Funktion des zinstragenden Kapitals erinnert.“ (42) Im Zuge des dynamisch fortschreitenden Verdinglichungsprozesses und der mit ihm verknüpften formal-kalkulatorischen Rationalität geht das Bild des Gesamtzusammenhangs von Welt und Gesellschaft trotz allen wissenschaftlichen Fortschritts verloren. „Selbst das *philosophische Denken* des Bürgertums unterliegt dem Bann der Verdinglichung.“ (46)

Bei seiner Rekonstruktion des zweiten Teils des Verdinglichungsesays – dieser „markiert den philosophischen Höhepunkt des Werkes“ (47)⁵ – will Hahn die üblich gewordene Reduktion des Blickwinkels auf die Hegel-Rezeption Lukács’ vermeiden. Kritisch merkt er an: „Zu wenig herausgearbeitet werden jedoch die einzelnen argumentativen Schritte, über die sich Lukács’ Aneignung, Verarbeitung und Kritik Hegels und die Ausformung der philosophischen Begrifflichkeit bei Lukács selbst vollzieht.“ (Ebd.) Nur so erschließe sich aber dessen „substantieller Beitrag zu dem philosophischen Problem einer adäquaten Erfassung der gesellschaftlichen Realität ,in ihrer Bewegung und

Entwicklung‘ (Wagenknecht)“ (47/8).⁶ Hahn geht minutiös’ Lukács’ Sicht der Größe und Grenzen der neuzeitlichen Philosophie von Descartes bis zum deutschen Idealismus nach. Ihr Verdienst besteht darin, das Dasein als Produkt des Denksubjekts zu fassen, um das dualistische Denken, das Subjekt und Objekt nur antinomisch zu denken vermag, zu überwinden. Nach Kant haben zumal Fichte, Schelling und Hegel Wege zur Überwindung des Rationalismus der Neuzeit zu finden versucht. Auf bemerkenswertem Niveau scheitern sie. Der Durchbruch kommt erst durch den (auch theoretisch anspruchsvollen) Versuch einer Wendung der Philosophie ins Praktische, die – mit Marx’ erster Feuerbachthese – „die Wirklichkeit nicht nur in der Form des Objekts, sondern ebenso als ‚sinnlich-praktische Tätigkeit (...) subjektiv‘ (MEW 3, S. 5) zu fassen“ beginnt (53). In Lukács’ Zuspitzung heißt das: „Gefordert sei, je-

⁶ Gegen eine reduktionistische Lukács-Rezeption hat in den letzten Jahren zumal Konstantinos Kavoulakos seine sorgsam Rekonstruktionen von Lukács’ Frühwerk in Stellung gebracht (vgl. dazu R. Danne-mann, Muss Georg Lukács’ Frühwerk neu gelesen werden? *DZPhil* 2015; 63. Jg.(H. 6): 1158–1168). 2018 soll seine neue Studie „Georg Lukács’s Philosophy of Praxis. Understanding his Early Marxist Work Anew, bei Bloomsbury: London und New York erscheinen. Man darf gespannt sein.

⁷ Anders als inzwischen Usus lässt Hahn seinen Autor häufig selbst zu Wort kommen und überschreibt dessen Ausführungen nicht durch das Überstülpen mit aktuell beliebten Terminologien, die nicht selten die an sich sinnvolle Bemühung um die Anschließbarkeit seines Werks an gegenwärtige theoretische Diskurse dadurch erkaufen, dass der originäre Denkansatz kaum noch erkennbar wird.

⁵ Eine Neuausgabe des Verdinglichungsesays ist 2016 erschienen, die auch erstmals die handschriftlichen Korrekturen des Verfassers aus dem Jahr 1967 berücksichtigt (Georg Lukács, *Die Verdinglichung und das Bewußtsein des Proletariats*. Aistheisis Verlag Bielefeld. 2016).

nen Einheitspunkt zu bestimmen, von dem aus die ‚Zweiheit von Subjekt und Objekt in der Empirie, also die *Gegenständlichkeitsformen der Empirie*‘ (*GuK*, 301) verständlich gemacht werden kann.“ (53)

Eine Stärke von Hahns Aneignungsversuch besteht in seinen Bemühungen um eine präzise Klärung zentraler Begriffe wie Tätigkeit, Tathandlung (ein durch Fichte geprägter Terminus), Unmittelbarkeit und Vermittlung (zentrale hegelianische Begriffe), Tendenz (im Unterschied zu Tatsachen), die Unterscheidung zwischen der Schellingschen „unbedingten Identität“ und Lukács‘ konkretem Identitätsbegriff. Damit gewinnt er die Möglichkeit, Lukács‘ Bestimmung des Proletariats als identisches Subjekt-Objekt der Geschichte nicht als pur metaphysische Spekulation a limine verwerfen zu müssen. Lukács‘ Dialektikverständnis wird dann auch kompatibel mit neueren Ansätzen zu einer differenzierteren Sicht auf Hegels Identitätskonzeption, die in den Arbeiten von H. H. Holz, F. Kumpf, D. Kraft und S. Wagenknecht entfaltet wird; diese hinterfragen „das traditionelle Postulat von Marx, die Hegelsche Dialektik vom Kopf auf die Füße stellen zu müssen, um deren Idealismus in einer materialistischen Position aufgehen zu lassen“ (121).

Hahns Umgang mit Lukács‘ berühmter Engels-Kritik verdient hier noch Erwähnung: Der Autor erklärt das berechtigte Motiv der Kritik an einer letztlich undialektischen Abbildtheorie⁸, benennt aber

auch unter Berücksichtigung von Lukács‘ Weiterentwicklung zu einer Ontologie des gesellschaftlichen Seins die Problematik einer generellen Ablehnung einer Naturdialektik.

Lukács wollte mit *GuK* eine Debatte auslösen. Und dies ist ihm bekanntlich unstrittig gelungen. Die berühmter-berühmte Lukács-Debatte analysiert Hahn kritisch, aber nicht undifferenziert. Er betont, wie eher dogmatische denn (im Lukácsschen Sinne) „orthodoxe“ Marxisten wie Rudas, Revai und Deborin das Niveau des Diskurses von *GuK* verfehlen, berücksichtigt aber als Kenner der Verflechtungen von Parteipolitik und theoretischen Debatten – es geht letztlich stets um die Hegemoniefrage – auch die schwach begründeten, aber in der Essenz starken Aspekte der Kritik, die in Lukács‘ Selbstkritiken zum Teil wieder aufgenommen werden (etwa die Kritik an der Ablehnung der Annahme einer Naturdialektik).⁹

Diesen Selbstkritiken aus den Jahren 1934 und 1967 begegnet Hahn mit der gebotenen historischen Finesse. Er unterscheidet genau zwischen zeitgeschichtlich-politisch bedingten Aspekten etwa der Selbstkritik der 30er

hält gegen einen statischen Begriff von Welt an der Selbstbewegung der Materie als deren grundlegender Eigenschaft fest, was zur Folge hat, dass „auch das Mögliche als ‚Modus des realen Seins‘ (Holz)“ aufzu fassen ist (112).

⁹ Lukács‘ mutige und gehaltvolle Verteidigung in seiner erst postum erschienenen Schrift *Chvostismus und Dialektik* demonstriert eindrucksvoll, welche Motive er mit *GuK* verfolgte und auf welchem Problemniveau er in den 20er Jahren zu argumentieren verstand.

⁸ In Anlehnung an H.H. Holz bestimmt Hahn die Begriffe Abbildung und Widerspiegelung in präzisierender Absicht. Letztere

Jahre (hier folgt er weithin Sziklais Darstellung der Jahre 1930 – 1945¹⁰) und philosophisch-sachhaltigen Argumentationslinien. Genauso differenziert ist sein Umgang mit Lukács' Spätwerk. Seine Rekonstruktion des Entäußerungsbegriffs, den Lukács in „*Der junge Hegel*“ zur Korrektur und Weiterentwicklung des Verdinglichungsbegriffs von 1923 entfaltet, korrigiert en passant Adornos abschätzigste Bemerkungen¹¹ über das in den 30er Jahren verfasste, aber erst 1948 in der Schweiz publizierte Werk. Und Hahn vergisst auch nicht, Lukács' bislang kaum beachtete Weiterentwicklung des Gebrauchs der Begriffe Entfremdung und Verdinglichung in der postum erschienen Ontologie zu würdigen.

Pourquoi Lukács? Erich Hahn beantwortet die von Nicolas Tertulian¹² kürzlich in einem Buchtitel gestellte Frage auf mehreren Wegen: Er erwähnt die zeitgenössische Aktualität des Verdinglichungsparadigmas, hebt aber vorrangig ab auf die philosophische Aktualität von Lukács' Konzeption. Der kritische Bewunderer der deutschen Philosophierevolution von

Kant bis zu Hegel betrachtet die oft allzu stereotyp verworfene Konzeption einer Identität von Subjekt und Objekt nicht länger als schlicht metaphysischen Ballast. Lukács' Identifizierung eines praktisch werdenden identischen Subjekt-Objekts (des Proletariats) ist recht verstanden keine Attacke auf ein materialistisches Geschichts- und Weltbild, sondern das Transformieren eines genialen idealistisch-dialektischen Modells in eine praxisphilosophische Geschichtstheorie in revolutionärer Absicht.

Dass ein überzeugter Marxist Lukács' marxistischem Frühwerk seine Aneignung im Stil einer kompetenten, positiven, aber keineswegs unkritischen Untersuchung darbietet, ist inzwischen eine Rarität geworden. Dies macht Erich Hahns Studie zu einer bemerkenswerten philosophischen Studie, die demonstriert, was verloren zu gehen drohte, wenn marxistische Klassiker (und in diesem Sinne tatsächlich orthodoxe Marxisten) nicht zum Kanon unserer intellektuellen Gegenwartskultur gehören würden.¹³

Rüdiger Dannemann

¹⁰ L. Sziklai, *Georg Lukács und seine Zeit*, Budapest 1985.

¹¹ Zu Adornos mehr als polemischer „Würdigung“ von Lukács' Hegelbuch, das unter schwierigen Umständen erst 1948 in der Schweiz erscheinen konnte, vgl. D. Braunstein, S. Duckheim, Adornos Lukács. Ein Lektürebericht, in: R. Dannemann (Hg.), *Lukács 2014/15, Jahrbuch der Internationalen Georg-Lukács-Gesellschaft*, 14./ 15. Jg, Bielefeld 2015, v.a. 50ff.

¹² N. Tertulian hat 2016 eine eindrucksvolle Sammlung seiner in Rumänien begonnenen, im Exil fortgesetzten, viele Jahrzehnte währenden Lukács-Studien unter diesem Titel in den Éditions de la Maison des sciences de l'homme publiziert.

¹³ Im April dieses Jahres fand, organisiert von Michael J. Thompson und János Kelemen, in Budapest die internationale Konferenz „The Legacy of Georg Lukács“ statt, deren Größe und Qualität hinter den Veranstaltungen zum 100jährigen Jubiläum (1985) kaum zurückblieb – trotz fehlender Unterstützung von Seiten der im Heimatland des Philosophen heute hegemonialen politischen und institutionellen Autoritäten; eine Bestätigung des kanonischen Status von Lukács' Werk innerhalb der an Weltveränderung interessierten Intellektuellen.

Kritiker kapitalistischer Konsum- und Medienkultur

Jörg Später, Siegfried Kracauer. Eine Biographie, Berlin 2016, Suhrkamp, 744 S., 39,90 Euro

Auch in der Rückschau fällt es schwer, den Entwicklungsgang des Autors Siegfried Kracauer (1889 – 1966) und die Reichweite seines Oeuvres zu überblicken. Ein multipler Autor, Wissenschaftler, Publizist, der als Architekt begann, diesen Beruf aber früh aufgab, der primär philosophisch interessiert war und zunächst Bücher über die Grundlagen der Soziologie und den Kriminalroman schrieb, bevor er als Journalist für die Frankfurter Zeitung zu arbeiten begann und sich dort auf die Kritik der modernen Konsumkultur und Medienanalyse spezialisierte. Auch als Romanautor trat er hervor, seine Kriegs- und Berufserfahrungen verarbeitend. 1930 erschienen seine Wissenschaft und Journalismus verbindenden „Angestellten“, eine sozialpsychologische Studie des damaligen zwischen Arbeiterklasse und Bürgertum angesiedelten Prekariats. Im Pariser und US-Exil folgten dann umfangreiche Studien zur Totalitären Propaganda, zur nazifaschistischen Filmästhetik sowie das Filmbuch „From Caligari to Hitler“, das, bereits auf englisch geschrieben, ihn vor allem in den USA berühmt machte (auf deutsch sollte es erst viel später vorliegen und kaum auf Resonanz stoßen). Der Filmtheorie und der Geschichtsphilosophie sollten dann die letzten beiden Bücher gewidmet werden. – Nicht minder unübersichtlich ist die Rezeption: In den USA war er der berühmte Filmhistoriker, der die Tiefenschichten der Filme und

damit eine Art „kollektives Unterbewußtsein“ freilegte; die großen Untersuchungen zur Nazi-Propaganda konnten lange nicht erscheinen; und in der BRD gab es lange Zeit nur den dünnen Auswahlband „Das Ornament der Masse“, ohne Kontext oder Kommentierung – Kracauer blieb also der „extraterritoriale“ Paradiesvogel. Da die beiden großen Werkausgaben erst spät erschienen und ohnehin unerschwinglich sind, steht eine breite, politische, über das Akademische hinausgehende produktive Rezeption immer noch aus.

Möglich (und zu hoffen) ist, dass die pünktlich zum fünfzigsten Todestag vorlegte umfangreiche Biographie des Freiburger Historikers Jörg Später dies zumindest ansatzweise ändern wird. Bewusst als „soziale Biographie“ (16) angelegt, soll sie nicht nur ein individuelles Leben, sondern auch „die sozialen Kontexte beleuchten“, in denen das Werk dieses Autors entstanden ist. Kracauer selbst war gegenüber der „neubürgerlichen Kunstform“ der Biographie höchst skeptisch eingestellt und betrachtete sie, das sie aufs Einzelpersonliche fixiert sei, schlankweg als „Flucht“, ja als „Ausflucht“ vor der materiellen, sozialen Wirklichkeit. Als Ausnahme galt ihm nur eine Biographie, die „unserer Situation nicht ausweicht“, sondern hilft, sie zu erkennen. Zu fragen wäre also, ob und inwieweit Späters Biographie nicht nur die zentrale Person, sondern auch die soziale Wirklichkeit seiner Zeit in den Blick nimmt. Tatsächlich gelingt es Später weitgehend, Kracauers Entwicklungsgang und die jeweiligen sozialen Kontexte zu vermitteln, dabei auch auf die umfangreiche Korrespondenz und die autobiographischen Texte zurückgreifend, etwa wenn es um den

Antisemitismus der Vorkriegsjahre, die Inflationsjahre oder die Personalstrukturen in der FZ geht. Was die entscheidenden intellektuellen Einflüsse betrifft, namentlich Georg Lukacs' „Geschichte und Klassenbewußtsein“ (1923), so wird das gesamte Debattenspektrum aufgerollt, so dass auch Kontrahenten, Freunde und Gesprächspartner (Ernst Bloch, Theodor Wiesengrund, Leo Löwenthal u.a) zu Wort kommen. Die von Lukacs entwickelte Verdinglichungsthese sowie das Konzept des „falschen Bewußtseins“ sollte die Basis bilden für eine sehr bald marxistisch ausgerichtete Ideologiekritik, die Kracauer in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre als Journalist auf die vielfältigsten Formen der kapitalistischen Konsum- und Medienkultur anwendet. Kracauer verbindet stets das Erfassen der Oberflächenphänomene, der „Realien“, mit der philosophisch-kritischen Suche nach deren sozialer Signifikanz. So werden, im berühmten „Ornament der Masse“ die Tillergirls (bzw. die populären) Tanzrevuen als „ästhetischer Reflex“ (193) des Kapitalismus und seines – freilich „getrübten“ – Rationalismus diagnostiziert. Auch der Film dient Kracauer vorrangig als Medium zur Erkenntnis gesellschaftlicher Verdrängungen und Projektionen. In den „Angestellten“ widmet er sich schließlich der Analyse der soziologischen Basis und zeigt, wie anfällig diese politisch, sozial und kulturell prekäre Schicht für den heraufziehenden Faschismus ist.

Bereits hier erweist sich, wie innovativ und produktiv Kracauers analytische Methode ist. 1933 und in den Folgejahren war Kracauer wohl derjenige, der die „Ästhetisierung der Politik“, wie Walter Benjamin den

Zusammenhang von Medien und faschistischem Staat, von Propagandastrategie und versteckten psychologischen Dispositionen apostrophierte, wohl am fundiertesten untersucht hat. Bereits das kurze Exposé, das Kracauer 1936 an Max Horkheimer schickte, in der – leider letztlich vergeblichen – Hoffnung, so seine Untersuchung finanzieren zu können – „Masse und Propaganda“ – zeigt, wie der Nazifaschismus bei den Krisenerfahrungen der diversen Klassen ansetzt und schließlich darauf abzielt, die neu entstandenen Massen – wie er unmarxistisch sagt – durch Scheinlösungen zu integrieren. Wegen ideologischer Differenzen und anderer Reibereien kommt es freilich nur zu einem breit ausgeführten Entwurf („Totalitäre Propaganda“), aber nicht zur Publikation. Selbst das brillante Exposé „Masse und Propaganda“ erscheint erst 2012, als Teil der Gesamtausgabe. Weitere Analysen – namentlich zur höchst kalkulierten Filmästhetik der Nazifaschisten – erscheinen dann bereits in den USA und in englischer Sprache. Kracauer nutzt die weiteren Jahre in den USA, die seine permanente Heimat werden und deren liberale Atmosphäre im akademischen Bereich er schätzt, zur Ausformulierung seiner Filmtheorie („Die Errettung der Wirklichkeit“) und zu einer Geschichtsphilosophie, die vom angeblichen Determinismus des Marxismus (zumindest sowjetischer Prägung) abbrückt. Die ideologiekritische Kultur- und Gesellschaftsanalyse führt er nicht weiter. Doch genau diese gilt es m. E. wiederzuentdecken und weiter zu entwickeln, vor allem in den Zeiten tiefreichender Krisen, konformis-

tischer und manipulativer Medien und erneuter (neo-)faschistischer Lösungsversprechen.

Jürgen Pelzer

Umstrittene Moderne

Lothar Peter, Umstrittene Moderne. Soziologische Diskurse und Gesellschaftskritik. Herausgegeben und eingeleitet von Dieter Boris, Stephan Moebius und Jan Sparsam, Wiesbaden, Springer VS 2016, 366 Seiten, 49,99 Euro

Die bibliographischen Angaben zu Autor und Titel wecken einen leicht verzerrten Eindruck. Was zunächst scheint wie eine monographische Auseinandersetzung des renommierten Soziologen Lothar Peter, ist eine Hommage an diesen in Form einer Wiederveröffentlichung ausgewählter Aufsätze.

Im Geleitwort erläutern die Herausgeber des Bandes ihre Motivation, eine Sammlung mit Schriften von Lothar Peter neu zu veröffentlichen: Es handelt sich den Herausgebern zufolge um Aufsätze, die in den letzten 20 Jahren an teils schwer zugänglichen Orten erschienen sind und die sie für so „relevant und erkenntnis-erweiternd [halten], dass es für eine potenziell interessierte Fachöffentlichkeit und für die immer neu zu diskutierende ‚Ortsbestimmung‘ und Aufgabenstellung einer zeitgemäßen kritischen Soziologie höchst nachteilig wäre, diese Studien von Lothar Peter nicht zur Kenntnis zu nehmen“ (V).

Die Beiträge kreisen um das Themenfeld einer Soziologie, die in herrschaftskritischer und zeitdiagnosti-

scher Absicht soziologische Gegenwartsdiagnosen überprüft und kritisiert. Hiermit ist auch schon ein grundlegendes Motiv der Schriften von Lothar Peter genannt, das in der in dem Band enthaltenen Abschlussvorlesung (s.u.) eingehend erläutert wird. Neben Kommentaren zu ausgewählten Klassikern des soziologischen Denkens und disziplinären Kontroversen (Marx; historischer Materialismus; Bergson, Simmel, Durkheim; Adorno und Horkheimer) werden Themenfelder marxistischer Theoriebildung (Theorie der Arbeit/des Kapitalismus; gesellschaftskritische Zeitdiagnosen; Theorie des Intellektuellen) behandelt. Dabei ist eine thematische Breite festzustellen, die weit über mögliche „orthodoxe“ Kernthemen und Theorieansätze hinausgeht. Der Beschäftigung mit den symbolisch-kulturellen Dimensionen von Herrschaft wird zudem eine große Bedeutung beigemessen.

Peter erweist sich als profunder Kenner der soziologischen und intellektuellen Entwicklungen jenseits des Rheins: das Spektrum der besprochenen Denkansätze umfasst die Klassiker der französischen Soziologie Émile Durkheim und Henri Bergson (und deren Rezeption in den deutschsprachigen Debatten, vor allem in der Perspektive der kritischen Theorie und durch Horkheimer und Adorno), französische Intellektuelle im Umfeld neokonservativer Entwicklungen bis hin zu Pierre Bourdieu. Letzterer ist ein zentraler Referenzpunkt für Peter, wie die Beiträge zur Intellektuellenfigur und zum Funktionswandel (kritischen) intellektuellen Engagements zeigen. Darüber hinaus spielt Bourdieu auch in den systematischen

Überlegungen zur „marxistischen Soziologie“ (Ergänzung einer rein ökonomischen Analyse der Reproduktion kapitalistischer Herrschaft) sowie in Peters Vorschlag einer Theorie der symbolischen Gewalt eine fundamentale Rolle (s.u.). Ein weiteres Grundmotiv der Peter'schen Überlegungen zur Soziologie ist die „Schwäche der Geschlechteranalyse“ (269ff.), die gewisse Spielarten der marxistischen Theoriebildung kennzeichnet, weshalb er sich auch den entsprechenden Schwachpunkten in der Konzipierung des Verhältnisses zwischen „dem anderen Geschlecht“ und dem Historischen Materialismus widmet (27-48).

Peters Abschiedsvorlesung an der Universität Bremen, die erstmals in den *Blättern für deutsche und internationale Politik* (H. 5/2006) veröffentlicht wurde, trägt den programmatischen Titel „Wozu noch Gesellschaftskritik?“. Der Text ist nicht mehr und nicht weniger als ein Programm herrschafts- und gesellschaftskritischer Soziologie. Hierzu wird von einem Begriff von Herrschaft ausgegangen, der die Annahme eines grundlegenden Antagonismus enthält, und die These vertreten, dass „die Herrschenden, also vor allem wirtschaftliche, politische und kulturelle Eliten bzw. unterschiedliche Fraktionen der herrschenden Klasse, ihre gesellschaftliche Stellung aufrechtzuerhalten und auszubauen versuchen“ (304). Die gesellschaftskritische Soziologie ist eine Wissenschaft, die ausdrücklich *nicht wertfrei* ist, sondern auf das parteiiche Eingreifen im Hinblick auf die praktische Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse abzielt. Sie analysiert Herrschaftsverhältnisse

und die Bedingungen der Möglichkeit ihrer Perpetuierung und will auf dieser Grundlage zeigen „wo für die Betroffenen mögliche Eingriffspunkte für Veränderungen liegen, warum es nicht genügt, an Symptomen zu kurieren und welche Perspektiven sich ergeben, wenn dieses oder jenes geschieht oder nicht geschieht“ (305). Ein solches Unternehmen hat immer schon in kritischer Auseinandersetzung mit den gegenwärtigen, in den Sozialwissenschaften verhandelten Zeitdiagnosen stattzufinden. In deren kritischer Kommentierung gilt es einen präzisen und kritischen Begriff der gesellschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart zu gewinnen, eine Herausforderung, an der sich die gesellschaftskritische Soziologie messen muss.

Als zentrale Aufgaben eines derart skizzierten Projektes nennt Peter *erstens* den Hinweis, von monokausalen Erklärungen abzusehen und unterschiedliche, oft als heterogen erscheinende „Aspekte materieller und symbolischer Herrschaft“ miteinander verschränkt zu analysieren. *Zweitens* gehe es auch „nicht nur um die Ursache und Folgen sozialer Ungleichheit, Sexismus, politischer Entmündigung und kultureller Fremdbestimmung, sondern auch um die Frage, warum die Mehrheit in unserer Gesellschaft diese Formen von Herrschaft und Ungleichheit überhaupt duldet oder sich sogar aktiv mit ihnen identifiziert“ (314). Hierzu gelte es, sich des Instrumentariums der Diskursanalyse zu bedienen, um die Verfestigung und Hegemonialität sozialer Deutungs- und Identifikationsmuster in der Gesellschaft in kritischer Absicht zu rekonstruieren. *Drittens* habe sich die gesell-

schaftskritische Soziologie immer auch dem Vorhaben zu verschreiben, soziale, politische und kulturelle Errungenschaften, die den Herrschenden in vergangenen Kämpfen abgetrotzt werden konnten, zu verteidigen.

Die Liste der zeitgenössischen Sozialwissenschaftler, mit denen sich Peter in seinen Aufsätzen kritisch auseinandersetzt, ist lang und bestätigt, wie gewissenhaft, ernsthaft und professionell er den selbst formulierten Anspruch der kritischen Bezugnahme auf die Deutungen von Gesellschaft und Gegenwart nimmt. Der Aufsatz *„Rechtfertigung und Beschwichtigung: Gesellschaftskonzepte in der heutigen Soziologie“* führt das Unternehmen der kritischen Lektüre gegenwärtiger Modellierungen von Gesellschaft beispielhaft vor Augen. Am Beispiel von Jürgen Habermas' „Theorie des kommunikativen Handelns“, Gerhard Schulzes Konzept der „Erlebnisgesellschaft“ sowie Helmut Willkes „Wissengesellschaft“ untersucht Peter, wie soziologische Entwürfe, die sich mit Gesellschaft, gesellschaftlichen Aktivitäten und Beziehungen auseinandersetzen, zur „Verschleierung oder Kritik bestehender Ungleichheits- und Herrschaftsverhältnisse in modernen Gesellschaften beitragen“ (317) können. Die kritische Lektüre dieser Ansätze kommt zu ausdifferenzierten, hier nicht zu vertiefenden Ergebnissen, stets gemessen an dem zentralen Kriterium, wie die Konfrontation mit der „Existenz sozialer Ungleichheit, Herrschaft und materieller und symbolischer Gewalt“ (317) ausfällt: dulden, akklamieren, befürworten, ausblenden oder zurückweisen und kritisieren. Generell konstatiert Peter die Neigung

der soziologischen Theoriebildung, einzelne Aspekte wie z.B. das Erleben, die Kommunikation oder das Wissen an die Stelle eines Gesellschaftsbegriffs zu stellen, „der alle Strukturelemente von Gesellschaft sowie ihre wechselseitigen Beziehungen zu erfassen sucht“ (325f.).

Peter macht in seinen Schriften immer wieder, so vor allem im Beitrag *„Marxistische Soziologie“* (265-280), auf Verkürzungen des theoretischen Paradigmas aufmerksam, in dem er sich selbst verortet und das mal als „Historischer Materialismus“ und mal als „marxistische Soziologie“ bezeichnet wird. Substanzielle Kritiken bringt er in diesen internen Debatten gegen Lesarten des Klassenbegriffs vor, die auf einer „unmittelbaren Identität des Ökonomischen und Sozialen“ fußen oder gegen die schon erwähnten „Schwächen der Geschlechterfrage“. Im Aufsatz *„Marx – ein Apokalyptiker der Moderne?“* widmet Peter sich der höchst spannenden Frage, ob Begriffe wie Apokalypse und Eschatologie angemessen sind zur Kennzeichnung der Marx'schen Theorie, von der Analyse und Kritik des Kapitalismus bis hin zur Imagination einer kommunistischen Gesellschaft. Gibt es eine Verbindung zwischen den utopischen, visionären, messianischen oder apokalyptischen Zügen der revolutionären Bewegungen, die sich auch auf Marx beriefen, und seinen theoretischen Impulsen? Wie verhält sich die Spannung von aufklärerischem Denken und (quasi-)religiösem Gehalt oder gar Substanz (laut Karl Löwith) im Marschen Werk?

Das soziologiegeschichtliche Interesse Peters und die entsprechende Ex-

pertise geht jedoch weit über das Feld der marxistischen Theoriebildung hinaus, wie in den geistes- und sozialiehistorischen Ausführungen zu lebensphilosophischen Aspekten bei Georg Simmel und Henri Bergson deutlich wird. Peter beleuchtet die Verschiedenheit der soziologischen Ansätze der beiden, deren Kultur- und Gegenwartsdiagnosen oftmals und nicht zuletzt wegen der emphatischen Rezeption der Schriften Bergsons durch Simmel als theoretisch affin dargestellt werden. „Lebensphilosophisches Denken erweist sich nämlich bei eingehender Analyse als vielschichtig und in sich kontrovers“ (68), so die Ausgangsthese des knapp 60seitigen Essays „*Élan vital, Mehr-Leben, Mehr-als-Leben. Lebensphilosophische Aspekte bei Henri Bergson und Georg Simmel*“, der erstmals 1996 im *Jahrbuch für Soziologiegeschichte* erschienen ist und der eine detaillierte Rekonstruktion und einen kontrastierenden Vergleich der beiden Theorieentwürfe vornimmt. Die Ausführungen zu Simmel, der in den letzten Jahren wieder verstärkt rezipiert wird, situieren ihn im Horizont intellektueller Bewusstseinsverfassung zu Beginn des 20. Jahrhunderts; so auch im diffusen Milieu bildungsbürgerlicher Schichten, die sich eine antibürgerliche Attitüde zu eigen machten und sich weltanschaulich zu „Sympathisanten eines ‚romantischen Antikapitalismus‘ (Georg Lukács) [entwickelten], der die sozialen Pathologien der Geldwirtschaft und des Warenfetischismus bekämpfte, ohne die strukturellen sozioökonomischen Bedingungen privatkapitalistischer Produktion und Distribution in Frage zu

stellen“ (99). Aversionen gegenüber materiellem Besitz, ostentativem Reichtum und durch Geld erwerbbar Statussymbole mischten sich mit einer Skepsis gegenüber der parlamentarischen Demokratie und einer auf soziale Distinktion gerichteten elitären Selbststilisierung. Am Beispiel von Simmels Deutungen des Ersten Weltkriegs und seiner Diagnose der „Krisis der Kultur“, in deren Befindlichkeit der Krieg als „heilsame Katastrophe des angeblichen seelenlosen Automatismus der Vorkriegsperiode“ (102) gepriesen wurde, zeigt Peter auf, wie sich die lebensphilosophisch zugeschnittene Kriegsdeutung motivisch durchaus in der Nähe zu radikal antimodernen Kulturauffassungen des George-Kreises oder auch Ernst Jüngers „Stahlgewittern“ befindet. Es entsteht jedoch ein weit aus über jene Aspekte hinausgehendes Porträt beider Denker des Sozialen, wobei Simmel eher die „Position des sensibel und akribisch beschreibenden Analytikers der modernen Kultur“ einnahm, während Bergson sich zu „einer weitreichenden pädagogischen Mission“ berufen fühlte (122).

Die in Peters Schriften immer wieder auftauchende Idee, die symbolische Dimension der Herrschaftsverhältnisse ernst zu nehmen, greift Peter im theoretischen Schwergewicht der versammelten Aufsätze, in den „*Prolegomena zu einer Theorie der symbolischen Gewalt*“, auf und macht sie zum Gegenstand systematisierender Überlegungen. Die Auseinandersetzungen mit den zentralen Begriffen Macht, Herrschaft, Gewalt und dem Symbolischen sind Ausgangspunkt und führen schon rasch zum Konzept

der „symbolischen Gewalt“ bei Pierre Bourdieu, mit dem Peter davon ausgeht, dass neben „der physischen, ökonomischen und politischen Verfügungsgewalt über Dinge und Menschen eine weitere Dimension von Gewalt existiert, auf die für die Reproduktion und Erweiterung gesellschaftlicher Herrschaft umso weniger verzichtet werden kann, je weniger Systeme von Herrschaft sich allein auf die Anwendung physischer, ökonomischer und politischer Gewalt verlassen können“ (344). Symbolische Gewalt operiert über Sinnzuschreibungen und Bedeutungen, die bestehende Herrschaftsverhältnisse nicht als solche erkennbar werden lassen. Es geht um die Analyse der Prozesse, die einen Konsens zwischen Herrschenden und Beherrschten stützen. Jene Interaktionen lassen sich in die drei Momente symbolischer Gewalt, dem Erkennen, Anerkennen und Verkennen der symbolischen Repräsentation von Herrschaft sortieren (346). Peter schlägt zudem vor, den Begriff der symbolischen Gewalt durch die Kontrastbildung zu gewissen Lesarten des Ideologiebegriffs zu schärfen. In Abgrenzung zur Behauptung starrer Subjekt-Objekt-Beziehungen, in der das herrschende System als omnipotentes Subjekt gefasst wird, das seine Ideologie aufzwingt, oder der Unterscheidung von wahren und falschem Bewusstsein, werden in der Perspektive des Begriffs der symbolischen Gewalt die Prozesse der Generierung und der Trägerschaft symbolischen Sinns beleuchtet, um die Prozesse der nicht-bewussten Aneignung, Verinnerlichung und Habitualisierung symbolischer Codes zu untersu-

chen. Weitere bedeutende Eckpfeiler der Konzeptualisierung von „symbolischer Gewalt“ sind zum einen die Unterscheidung von struktureller und symbolischer Gewalt, die vor dem Hintergrund der Diskussion verschiedener soziologischer Gewaltbegriffe erfolgt, sowie die Theorie der Kapitalsorten von Pierre Bourdieu. Der Text erhält einen theoretischen Vorschlag, der unbedingt in weiteren Diskussionen aufgegriffen werden sollte, die auf eine Klärung dessen abzielen, warum und wie „Menschen mit Hilfe symbolisch-sinnhafter Bedeutungen von oder Zuschreibungen zu Sachen, Personen, Handlungs- und Verhaltensweisen zur Hinnahme, Bejahung und Verstetigung von Strukturen, Institutionen und Akteuren gesellschaftlicher Herrschaft“ (339) bewegt werden.¹

¹ Peters Aufsatz entspricht in vielen Hinsichten den Ausführungen des der Bourdieuschen Herrschaftssoziologie gewidmeten Beitrags „Das Schweigen der Doxa“ von Gerd Wayand in dem von Peter Imbusch herausgegebenen Sammelband „Macht und Herrschaft. Sozialwissenschaftliche Konzeptionen und Theorien“ (1998). Ein Dialog mit diesem Aufsatz, der Bourdieus Überlegungen zur „symbolischen Gewalt“ theoriegeschichtlich bezieht auf die Traditionen des Denkens von Marx, Gramsci, Althusser und Foucault, könnte mit Sicherheit interessant sein für die weitere Konzeptualisierung des Begriffs der symbolischen Gewalt. Dass der äußerst luzide Aufsatz Wayands in der Neuauflage (2012) jenes Sammelbandes verschwunden ist und durch einen anderen ersetzt wurde, entbehrt keiner Ironie. Dies sollte nicht zuletzt erwähnt werden angesichts der lobenswerten Intention der Herausgeber, die Schriften Peters neu herauszugeben, um sie als vorbildhafte Textproduktion in der Tradition des kritischen Gesellschaftsdenkens „einem

Abschließend soll noch angemerkt werden, dass eine intensivere Auseinandersetzung mit dem Werk Louis Althusser's noch deutlicher hätte ausfallen können. Sie findet in mehreren Randkommentaren und in Fußnoten statt und hätte angesichts der Tatsache, dass Peter ein profunder Kenner der französischen und marxistischen Debatten ist, eine Auseinandersetzung in einem eigenständigen Artikel verdient. Die (überwiegend) kritischen, teils aber auch anerkennenden Bemerkungen zu Althusser zu einer umfassenderen Auseinandersetzung im Rahmen der Diskussion der „*Umstrittenen Moderne*“ auszubauen, wäre nicht zuletzt auch deshalb sinnvoll, da die von Peter befürwortete Methode der Diskursanalyse von Denkern aus dem Umfeld von Althusser mitentwickelt und vor allem im Kontext der Althusser-Rezeption im erweiterten Umfeld der *Cultural Studies* als *kritische* apostrophiert und geprägt wurde. Ebenso wäre interessant, sich dem Nachwirken Althusser's im Denken seiner ehemaligen Schüler und Kollegen oder anderer Multiplikatoren zu widmen, die heute mit der jüngsten Renaissance kritischer Intuitionen im Gefolge von Marx verbunden werden: von Jacques Rancière, Étienne Balibar, Jacques Derrida, Alain Badiou, Slavoj Žižek, den britischen *Cultural Studies* oder den lateinamerikanischen *estudios subalternos*. Doch damit möchte ich diese fast schon unerschämte Wunschliste, die die Lektüre der Texte des Soziologiehistorikers, Marx- und Frankreichkenners Peter anregt, schließen.

Die in „*Umstrittene Moderne*“ versammelten Aufsätze sind eine wertvolle Sammlung von Anschauungsbeispielen, wie soziologisches Denken und Arbeiten mit der Aufgabe der Gesellschaftskritik in einen produktiven Dialog gebracht werden können. Peters Ansatz, der historischen und ideengeschichtlichen Neugierde nachzugehen und dies zu verbinden mit dem Unternehmen, grundlegende gesellschaftliche Probleme und Schief lagen in emanzipatorischer Absicht auszuloten, ist wahrlich nicht *en vogue*. Gegen den an den Universitäten vorherrschenden Zeitgeist ist die Lektüre des Sammelbandes umso mehr eine schöne Gegenerfahrung. Dass die ausgewählten Schriften von Lothar Peter nun gebündelt einem breiten Publikum zugänglich gemacht werden, ist sehr zu begrüßen und könnte einen bedeutenden Impuls darstellen für weitere Anstrengungen der kritischen Bestimmung der Gegenwart, die in Peterscher Manier immer auch eine kritische Auseinandersetzungen mit anderen Bestimmungen der Gegenwart voraussetzt.

Patrick Eser

Russlands Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus

Samir Amin, *Russia and the Long Transition from Capitalism to Socialism*, Monthly Review Press, New York 2016, 144 S., br. 23 \$

In sechs Aufsätzen befasst sich der ägyptische Weltsystemtheoretiker Samir Amin mit den verschiedenen Facetten der russischen Geschichte von der Eingliederung Eurasiens in das präkapitalistische tributäre Weltsystem

bis zur gegenwärtigen Krise in der Ukraine. Dass die Essays bereits in den fünfzehn Jahren zwischen 1990 und 2015 erstmals publiziert worden sind, schmälert ihren Gebrauchswert nicht.

Im ersten Beitrag „Russia in the Global System: Geography or History?“ beschreibt Amin die Integration Eurasiens in das „antike Weltsystem“ zwischen 1250 und 1500 und seine anschließende Entwicklung innerhalb des Kapitalismus. Diese habe Eurasien „spezielle Charakteristika“ (13) verliehen, die es sowohl von Europa als auch von Asien (besonders China) unterscheidet. Russland habe unter der Ägide einer politischen Macht in einem kontinentalen Raum „eine selbständige Entwicklung“ (15) verfolgt, ohne sich gänzlich nach Westen zu öffnen. Damit habe es zwar seine „Peripherisierung“ (ebd.) verhindert; aber die ständigen Konflikte mit Rivalen waren gleichzeitig der Grund dafür, dass es nicht zu einem Zentrum heranwachsen konnte. Die aus dieser Geschichte resultierende „auto-zentrierte, aber rückständige Struktur eines Zentrums“ (17f.) im kapitalistischen Weltsystem machte Russland zum schwächsten Glied in der Kette, beförderte den Klassenkampf und ermöglichte damit letztlich die Oktoberrevolution.

Im Essay „The Czarist Empire versus the Colonial Empire“ vergleicht Amin anlässlich der beiden Referenden in Schottland und auf der Krim über ihre Zugehörigkeit zu Großbritannien bzw. Russland im Jahr 2014 die Genese und Expansion des russischen und des britischen Imperiums. England habe seine Nachbarn kolonisiert, sie kulturell vollständig unterworfen und ökonomisch in eine einheitliche kapitalistische Ökonomie unter der Führung der

herrschenden Klasse Englands eingefügt. Die russischen Eroberer hätten hingegen die führenden Landbesitzer der Ukraine und Weißrusslands nicht in ein russisches Wirtschaftssystem hineingepresst und auch die Leibeigenen und freien Bauern nicht anders ausgebeutet als die eigenen. Außerdem habe das zaristische Russland bei seiner Ausdehnung nicht annähernd solche Verbrechen begangen wie die Briten an den Ureinwohnern der USA oder wie bei ihrer „brutalen Kontrolle durch Kolonialregierungen“ (28) in Indien. Die Sowjetunion habe die Situation im Inneren noch verbessert. Republiken, Regionen und autonomen Bezirken wurden kulturelle Rechte zugestanden, die sozialen Rechte auf dem gesamten Territorium vereinheitlicht und die reichen unterstützten finanziell und die armen Teile der Union. Vor diesem historischen Hintergrund kritisiert Amin die offiziellen Darstellungen über die Volksabstimmungen in Schottland und der Ukraine in den westlichen Medien für ihre „doppelten Standards“ und führt diese auf „den Standpunkt des dominanten Finanzkapitals“ (32) zurück.

In „Thirty Years of Critique of the Soviet System (1960-1990)“ setzt sich Amin mit seinen Positionen zur Sowjetunion auseinander. Er ist der Überzeugung, dass die Revolutionen in Russland und später in China zwar einen „langen Übergang“ (47) initiiert hätten. Dessen Ausgang – Sozialismus oder Barbarei – sei aber bis heute ungewiss. In der Sowjetunion sei eine „Bourgeoisie“ als „Klasse“ (44) durch eine „populäre, nationale und sozialistische Revolution“ (53) an die Macht gekommen, deren Herrschaft durch den Bruch des Klassenbündnisses von

Bauern und Arbeitern infolge der Kollektivierung unter Stalin gestärkt worden sei. Nichtsdestotrotz könne man die „sowjetische Produktionsweise“ (46) nicht als „kapitalistisch“ (ebd.) im Sinne des Industriekapitalismus bezeichnen. Chruschtschows „rechter“ (48) Kurs, durch den „das Ziel des Aufholens über das Ziel der Alternative“ (ebd.) zum Kapitalismus triumphiert habe, hätte letztlich das Scheitern besiegelt.

In „Out of the Tunnel“ umreißt Amin die Konstellation, in der sich Russland zwischen 1990/91 und ca. 2005 befunden hat. Es sei zunächst von Gorbatschow und Jelzin und dann schnell unter dem Druck der „verschiedenen Assoziierten der imperialistischen Triade“ (91) aus USA, EU und Japan „lateinamerikanisiert“ (90) worden. Während im Lande eine Oligarchie die politische und ökonomische Macht an sich gerissen habe, habe sich Osteuropa zum Hinterhof der EU, insbesondere Deutschlands entwickelt, während Russland den USA ausgeliefert worden sei. Dadurch ist Russland als „untergeordnete Peripherie“ (89) in das imperialistische Welt-system eingegliedert worden. Besonders bedauerlich sei in diesem Zusammenhang, dass die „vorherrschende Linke in Europa“ sich z.B. in der Ukraine-Krise „zum Komplizen des dominanten Imperialismus gemacht“ (105) habe, als das legitime Streben der Völker des Ostens nach Demokratie manipuliert und fehlgeleitet worden ist.

Im letzten Artikel des Bandes, „The Ukrainian Crisis and the Return of Fascism in Contemporary Capitalism“, definiert Amin zunächst Faschismus als eine Gesellschaftsform,

mit der der „Kapitalismus gemanagt“ (109) wird und die auf der Ablehnung der Demokratie beruht. Im Anschluss daran erstellt er eine vierteilige Taxonomie der historischen Faschismen entlang der Gliederung des Weltsystems: vom „Faschismus der führenden ‚entwickelten‘ kapitalistischen Staaten“ (Deutschland, Japan) bis zum „Faschismus der abhängigen Staaten Osteuropas“ (Polen, Ungarn, Rumänien) (110ff.). Mit Hilfe des Rückblicks zeigt Amin, dass die historischen geopolitischen und geökonomischen Linien sich mit den aktuellen überlagern. Die derzeitige Kooperation zwischen der NATO und der EU einerseits und den „lokalen Faschisten Osteuropas (insbesondere in der Ukraine)“ (117) andererseits dient erstens der Aufrechterhaltung der kapitalistischen Ordnung, die global in ihre schwerste Krise geraten ist. Zweitens soll sie zugleich die Vormachtstellung der imperialistischen Triade im Osten zementieren und das Aufkommen einer multipolaren Weltordnung verhindern.

Christian Stache

Arbeit, Identität und der Kampf freier Arbeiter*innen vs. Migrant*innen?

Marcel van der Linden, Workers of the World – eine Globalgeschichte der Arbeit, Campus Verlag, Frankfurt/New York 2017, 503 S., 39,95 Euro

Marcel van der Lindens gewaltiges Werk lässt sich als Gegenentwurf zu Marx und marxistischen Betrachtungen der Arbeit und der Arbeiterinnen lesen. Schon zu Beginn grenzt er sich von Marxens Vorstellungen ab.

Nun könnte man das Buch als ketzerisch beiseite legen. Doch das Lesen lohnt. Ähnlich wie E.P. Thompson mit seinem monumentalen Werk über die Entstehung der englischen Arbeiterklasse versucht van der Linden sich an einer sehr genauen Betrachtung der Arbeit und der Arbeiter*innen – nur eben auf globaler Ebene.

Doch um van der Lindens Ausführungen besser einordnen zu können, braucht es einen kleinen Exkurs zu Marx: Nach Marx ist die Durchsetzung kapitalistischer Verhältnisse ein äußerst brutaler Prozess. Gerade im Mutterland des Kapitalismus, Großbritannien, wurden die Menschen vom Land vertrieben und ihrer Lebensgrundlage beraubt. Was heute kaum noch jemand weiß – die schottischen Highlands waren im 17. Jahrhundert relativ dicht besiedelt (viel stärker als heute). Für die Schafzucht wurde ein Großteil der Einwohner*innen gewaltsam vertrieben. Diese Vertreibung der Menschen vom eigenen Land und die daraus folgende Verstärkung ist bis heute relativ typisch für die Durchsetzung kapitalistischer Verhältnisse. Die Menschen wurden ihres Landes, ihrer Arbeit und damit ihrer Lebensgrundlage beraubt. Sie waren nun doppelt frei: frei von Eigentum und frei, ihre Arbeitskraft zu verkaufen.

Marcel van der Linden stellt das infrage. Für ihn ist die doppelt freie Lohnarbeit historisch die absolute Ausnahme. Arbeiter*innen waren meist alles andere als frei. In den meisten Ländern und Gesellschaften dominierten Formen unfreier Arbeit: Sklaverei, Knechtschaft oder verschiedene Formen von Zwangsarbeit. Und die Formen waren viel differenzierter, als wir uns das heute meist vorstellen.

Das betraf keineswegs nur das Klischee der „schwarzen“ Sklaven. Auch auf dem Gebiet des heutigen Deutschlands, der Schweiz und Österreichs gab es verschiedene Formen der Zwangsarbeit. In Mecklenburg wurden Dörfer mit ihren Bewohner*innen als Besitz verkauft. Bekannt ist auch der Verkauf hessischer und württembergischer Soldaten an andere kriegführende Parteien in Europa und Amerika. Ebenso verbreitet war die Fronarbeit. Bauern erhielten ein Stück Land und mussten dafür für den Landesherrn oder die Kirche auf deren Land mehrere Tage die Woche unentgeltlich arbeiten. Bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts gab es in der Schweiz „Verdingkinder“, die auf großen Bauernhöfen – oft unter höllischen Bedingungen – zwangsarbeiten mussten.

Neben der Zwangsarbeit bestreitet van der Linden auch das gänzliche Fehlen von Eigentum. Er weist darauf hin, dass Arbeiter und Sklaven (bis heute) oftmals auch eigenes Land besaßen. Sechs Tage die Woche arbeiteten sie zum Beispiel für ihre Herren, und am „freien Tag“ bewirtschafteten sie ihr eigenes Land. Selbst in den Slums oder einer Großstadt im Westen gibt es Formen der Subsistenzwirtschaft – man denke nur an die Kleingartenkolonie oder den Hühnerkäfig im Abstellraum.

Da van der Linden eben nicht die klassischen Formen der Arbeiterbewegungen betrachtet, kommt er zu einigen teils überraschenden Erkenntnissen. Er zeigt auf, dass zum Beispiel die Plantagensklaverei nur eine von vielen Formen der Sklaverei in der westlichen Welt war. Weniger bekannt ist, dass auch Sklav*innen in den Manufakturen und Fabriken in den Nordstaaten der USA arbeiteten. Diese Sklav*innen

waren teils hochqualifiziert. Teils waren sie Vorarbeiter, und ihnen unterstanden mitunter sogar weiße oder andere Vertragsarbeiter*innen.

Natürlich hatten sie als qualifizierte Arbeitskräfte auch einiges Druckpotenzial, und das nutzten sie durch verschiedene Formen des Streiks um bessere Arbeitsbedingungen oder höhere Löhne (ja auch Sklav*innen wurden teilweise bezahlt).

Ebenso vielfältig sind die Formen der Zusammenarbeit zwischen den Lohnabhängigen in Westeuropa. Die Arbeiter bildeten nicht nur Genossenschaften, Gewerkschaften und Parteien. Sie gründeten auch die ersten Versicherungen: vor allem Arbeitslosen- und Krankenversicherungen, die erst viel später in Reaktion auf die Selbstorganisation der Arbeiter staatlich wurden. Das zeigt auch nochmal, wie wenig selbstverständlich alle hiesigen Errungenschaften sind. Der ganze „Sozial- und Wohlfahrtsstaat“ beruht auf Ideen der Arbeiter selber und wurde auf deren Druck oder aus Angst vor ihnen umgesetzt.

Doch die Untersuchungen von van der Linden zeigen ebenso, dass die Zusammenarbeit von Arbeitern oft auch eine Kehrseite hatte. Die Vereinigungen der Arbeiter richteten sich hin und wieder auch gegen andere Lohnabhängige. Es waren meist die hochqualifizierten Arbeiter, Knechte oder Sklaven, die sich organisierten.

Besondere Berufsgruppen bildeten eigenen Stolz und teils sogar eine eigene Kultur aus. Auch die Arbeiterbewegung hatte eine starke Identität (und machte Identitätspolitik). Gruppen von Menschen bilden immer Identitäten aus. Eine gemeinsame Organisation

ohne gemeinsame Identität ist kaum denkbar.

Zuerst zeigte sich das bei den Zünften, später dann in der Arbeiterbewegung. Nicht selten richtete sich die Organisation der Arbeiter gegen untere Schichten oder migrantische Arbeitskräfte. Zum Beispiel setzten sich US-Gewerkschaften in den 1920ern für einen Migrationsstopp ein, um selber schlagkräftiger zu werden. Denn je mehr Arbeitskräfte frei verfügbar sind, desto schlechter ist meist die Verhandlungsposition der Gewerkschaften (da sich die Unternehmen aussuchen können, wen sie einstellen). Schließlich hatten sie Erfolg. Die US-Regierung begrenzte die Migration, und in den frühen 1930ern setzten unter anderem die US-Gewerkschaften die größten sozialen Errungenschaften der Vereinigten Staaten überhaupt durch (was aber keineswegs nur am Migrationsstopp lag). Diese Haltung der Gewerkschaften gegenüber Migrant*innen ist nicht untypisch. Meist ändern sie ihre Haltung erst, wenn so viele Migranten im Lande sind, dass deren Illegalisierung mehr Nach- als Vorteile hat (zum Beispiel durch Schwarzarbeit usw.). So war es zum Beispiel in Deutschland und Großbritannien. Erst nach einigen Jahrzehnten begannen die Gewerkschaftsverbände in den 1970ern, die Migrantinnen – auch aufgrund migrantischer Arbeitskämpfe – zu organisieren. Seitdem engagieren sich die meisten deutschen und englischen Gewerkschaften verstärkt gegen Rassismus, weil eine Spaltung der Lohnabhängigen ihnen schadet.

Wen das überrascht, der hat die Widersprüche in der historischen Arbeiterbewegung nicht zur Kenntnis genommen. Davon sind auch die Be-

gründer des Marxismus, Marx und Engels, nicht frei. Sie charakterisierten die Iren in Großbritannien in ihren frühen Texten massiv als zersetzende Elemente. Der Katalog an entsprechenden Apostrophierungen der „Neger“ Großbritanniens – gemeint waren die Iren – ist lang. Später wurden auch die Iren als wichtige Teile der Arbeiterklasse bezeichnet.

Van der Linden interessieren die Arbeit und die Aktionen der abhängig Arbeitenden. Er untersucht den Gegenstand erkennbar mit Sympathie, hält sich aber mit Prognosen oder politischen Theorien sehr zurück.

Van der Lindens Studie kann als eine historische wie aktuelle Ergänzung zu den Arbeiten von Marx und Co gelesen werden. Sie ist auch insofern verdienstvoll, als sie den Blick über Europa und Nordamerika hinaus ausweitet und die globalen Verhältnisse in den Blick nimmt. Van der Lindens Fragestellungen und Erkenntnisse sind für die heutige Linke von allerhöchster Relevanz. Das große Manko des Buches ist aber sicher sein stolzer Preis. Trotzdem, es lohnt sich.

Janis Ehling

Studien zu einer marxistischen Geschichte der DDR

Siegfried Prokop, „Die DDR hat's nie gegeben“. Studien zur Geschichte der DDR 1945 bis 1990. Edition Bodoni, Buskow 2017, 308 S., 20,00 Euro

Seit Klaus Kinkel (FDP), früherer Präsident des Bundesnachrichtendienstes und seit 1992 Bundesaußenminister, Anfang der 1990er Jahre gefordert hatte, die DDR nach ihrem

Ende systematisch zu „delegitimieren“, haben sich regierungs- und kapitalhörige Historiker, karrierebestrebte Nachwuchswissenschaftler und Journalisten mit Eifer bemüht, dieser Forderung nachzukommen. Die regierungsamtliche Aufforderung richtete sich nicht nur an Publizisten und Historiker, sondern ebenso an Staatsanwälte und Beamte in staatlichen Dienststellen. Das Resultat ist eindeutig und unübersehbar: ein riesiger stinkender Müllhaufen von Lügen, Verleumdungen und anderem verbalen Schrott.

Selten zuvor ist in den letzten hundert Jahren deutscher Geschichtsschreibung so systematisch, dreist und dumm über einen Abschnitt deutscher Geschichte gelogen worden wie über die DDR nach ihrem Untergang. Nie wurden die Geschichtsfälscher so großzügig entlohnt und mit Instituten, Stiftungen, Zeitschriften, Stipendien ausgestattet. Doch es hilft alles nichts. Die DDR ist zwar Geschichte, doch als Geschichte einfach nicht totzukriegen, sie bleibt ein Dorn im Fleische des deutschen Großkapitals und seines Staates. Umso mehr hat die Linke Grund, an sie zu erinnern und ihrer Verunglimpfung entgegenzutreten. Die nun Jahrzehnte andauernde „Delegitimierung“ hat den gleichen Zweck wie ihre Vorgängerkampagnen, die sozialistische DDR allseitig zu verteufeln, um künftig jede wirkliche Alternative zum Kapitalismus praktisch auszuschließen und theoretisch undenkbar zu machen.

Umgeben von den Müllbergen dieser Geschichtsfälschung ist es herzerfrischend, Prokops quellenbezogene, sachliche und problemorientierte

Studien zu lesen. Der Autor wendet sich gegen das verbreitete Konzept, die Geschichte der DDR als Vorgeschichte ihres Endes nach dem Muster eines „Abstiegs auf Raten“ zu schreiben, womit weder die Genesis noch die Stabilität der DDR und erst recht nicht ihr Untergang zu begreifen und zu erklären sind.

Der Autor ist in doppeltem Sinne ein DDR-Historiker, einmal als in der DDR lebender und wirkender und nach deren Ende sofort abgewickelter Historiker; zweitens als ein Forscher, der sich schon in der DDR professionell mit ihrer Geschichte beschäftigt hat. Die rund zwei Dutzend Studien behandeln heterogene Probleme und Gegenstände, von der Gründung der DDR über den 17. Juni 1953 bis zu den Umständen der Entscheidung für den Mauerbau 1961, von der Genesis der Nationalhymne der DDR und der Abfolge der Parteiprogramme der SED bis zur Wirtschaftsentwicklung und dem neuen ökonomischen System und zu den Parteiprogrammen der SED. Alle Studien werden hier erstmalig veröffentlicht.

Die beiden historisch interessantesten Studien behandeln die Rolle und den Anteil der sowjetischen Politik an der Genesis des 17. Juni 1953 und die unmittelbare Vorgeschichte der Entscheidung Nikita Chruschtschows über den Mauerbau in Berlin 1961.

In seiner Untersuchung zu den Ursachen der Krise der DDR von Ende 1952 bis zum Sommer 1953 behandelt Prokop ausführlich die Zusammenhänge zwischen der sowjetischen Deutschlandpolitik nach Stalins Tod gegenüber der DDR und den verheerenden Wirkungen des direkten, blo-

ckierenden sowjetischen Eingreifens in die Versuche der SED-Führung, geeignete Schritte zur Überwindung der Krise einzuleiten. Prokop beleuchtet auf der Basis der einbezogenen Quellen die bisherige Literatur zum Gegenstand neu und erweitert die Problemsicht erheblich.

Nicht weniger interessant ist Prokops Studie zur unmittelbaren Vorgeschichte der Sicherung der Staatsgrenze der DDR nach Westberlin, weil sie umfassend die damals zwischen der UdSSR und den USA ventilierten Alternativen, nämlich einen von Chruschtschow öffentlich angefügten Friedensvertrag mit der DDR und eine Kontrolle der Verbindungswege der westlichen Alliierten von und nach Westberlin – trotz einer Verständigung der Sowjetunion mit den USA – nicht zum Tragen kamen, so dass nach der Sicherung der Staatsgrenze der DDR diese zwar eine Mauer, aber keinen Friedensvertrag hatte. Die diplomatischen Stränge der Vorgeschichte der allein von Chruschtschow getroffenen Entscheidung, die DDR-Staatsgrenze unter Kontrolle zu nehmen, wird von Prokop ausführlich und quellengestützt behandelt, es gibt keine dieser Studie vergleichbare weitere Abhandlung.

Das Spektrum der zwei Dutzend Studien weist mehrere Dimensionen auf, die quer zu den heterogenen Gegenständen stehen und sie jeweils im Längsschnitt strukturieren. Die wichtigste Dimension betrifft die Beziehungen zwischen der Sowjetunion und der DDR, zu der Prokop viele neue, oft verblüffende und nicht selten erschreckende Einsichten vermittelt, die zeitlich von der Gründung

1949 bis zum „Verkauf“ 1989 (genauer zum Verschenken) der DDR reichen und die DDR als Dispositionsobjekt ihrer Politik zeigte, die wie eine imperialistische Großmacht verschenkte, was ihr gar nicht gehörte.

Eine zweite, mehrere Studien durchziehende Dimension der Erörterungen Prokops ist der Gegensatz von Bemühungen, Ansätzen und Erfolgen, wirtschaftliche und politische Reformen in der DDR auf den Weg zu bringen, von denen das Neue Ökonomische System der Leitung und Planung der Volkswirtschaft am bekanntesten ist, und den Bemühungen der Reformgegner in der DDR um Honecker und ihrer Hintermänner um Breshnew, die geglückten und die stecken gebliebenen Reformversuche zu blockieren bzw. zurückzunehmen.

Prokop differenziert zwischen vier verschiedenen Phasen der Geschichte der DDR von 1945 bis 1989, die alle einer eigenen gründlichen Analyse bedürften. Er selbst konzentriert sich dabei auf die Phasen der Ulbricht- und der Honecker-Ära, ohne sie jedoch pauschal als Aufstiegs- bzw. Abstiegsphase zu vereinseitigen. Dennoch steht der Gegensatz zwischen der Reformfreudigkeit des späten Ulbricht und der Reformgegnerschaft der Honecker-Gruppe im Zentrum seiner Studien.

Es ist unübersehbar, dass Prokop sich hinsichtlich der nationalen Frage und ihrer Spezifik in der Politik von Ulbricht und Honecker entscheidend von Wolfgang Harichs nationaler Konzeption beeinflusst zeigt, dessen Nachfolge als Vorsitzender der Alternativen Enquête-Kommission er nach Harichs Tod 1995 übernahm.

Es wäre natürlich überzogen, von einem Studienband zu erwarten, was nur eine Reihe von Monographien hinsichtlich der systematischen Analyse der DDR-Gesellschaft, ihrer Geschichte, ihres Staates und ihrer Entwicklungsprobleme leisten könnte. Dessen ungeachtet sind Prokops Studien anregend und ein wichtiges Korrektiv, von dem man wünschen möchte, sie zu weiteren Gegenstandsbereichen fortzuführen und zu erweitern.

Werner Röhr

„Krieg der Erinnerungen“ – Kampf um die Geschichte

Jörg Wollenberg, Krieg der Erinnerungen von Ahrensböök über New York nach Auschwitz und zurück. Eine Spurensuche, Bd. I, Sujet Verlag, Bremen 2016, 313 S., 40,00 Euro; Die andere Erinnerung. Spurensicherung eines widerständigen Grenzgängers. Eine Spurensuche, Bd. II, Sujet Verlag, Bremen 2017, 356 S.; m. e. DVD als Ergänzung zu Bd. I u. II, 356 S., 50,00 Euro.

Der Buchtitel „Krieg der Erinnerungen“ findet seine Erklärung darin, dass sich der Autor vor allem auf jene Felder historischen Geschehens begeben, die in besonderem Maße „Deutungskämpfen“ ausgesetzt sind. Dabei greift er viele geschichtliche Vorkommnisse auf und vermittelt zahlreiche Tatsachen, die im Mainstream wenig Beachtung finden oder bewusst verdrängt werden. Es geht ihm also nicht nur um Erforschung und Darstellung neuralgischer Ereignisse, sondern immer auch um deren Behandeln oder Verschweigen durch die vorherrschende Geschichtsschreibung

und Erinnerungskultur. Ahrensböck ist der Ort seiner Geburt und seiner frühen Jahre. New York ist die Stadt, in der er gute Freunde hat und wo er den Spuren der Holocaustopfer wie auch der Überlebenden von Auschwitz nachgegangen ist. Dies erklärt den Titel dieser einzigartigen Kollektion von Arbeiten unterschiedlichen Charakters, in der eigene Texte (teils bisher nur verstreut zu finden, teils unveröffentlicht geblieben oder eigens für diese Publikation verfasst), faksimilierte Dokumente sowie Illustrationen, Karten, Tabellen vereinigt sind. Dass bestimmte Argumentationslinien und Zitate vom Verf. zu verschiedenen Anlässen eingesetzt wurden, sollte niemanden irritieren, zumal Wollenberg selbst auf solche Wiederholungen hingewiesen hat. Vor dem Leser tut sich das wissenschaftlich-literarische Lebenswerk Wollenbergs auf, verbunden mit aufschlussreichen autobiografischen Auskünften über den nunmehr Achtzigjährigen. Seine Spurensuchen ließen ihn zugleich zum Sammler bibliophiler Raritäten, wertvoller Überlieferungen der Arbeiterbewegung in all ihren Facetten und des antifaschistischen Widerstandes werden wie auch von Zeugnissen ihrer Gegner.

Für den Leser empfiehlt es sich, als Einstieg zunächst das von Karl-Heinz-Roth verfasste, in Bd. II enthaltene Vorwort zu lesen, das uns Prägungen, Werdegang und Intentionen des Autors – eines Vertreters der „Generation der Kinder der NS-Täter“ – (7) vorstellt und im Schaffen Wollenbergs die „Synthese von Forschung, von pädagogischem Impuls und politischer Publizistik“ (9) hervorhebt. Dem sollte der ebenfalls im zweiten Bd. enthaltene Beitrag „Die

andere Erinnerung und die Grenzen der Wahrheitsfindung“ folgen, der einen Einblick in die politische und wissenschaftliche Sozialisation des Autors und seinen Weg der Erkenntnis (in Auseinandersetzung mit seinen akademischen Lehrern) gewährt.

Was Wollenberg auszeichnet und bereits in Bd. I deutlich hervortritt, ist seine engagierte, subtile Arbeitsweise. Er schöpft nicht nur aus der Literatur, er hat sich nicht nur Archive erschlossen, er war auch immer bemüht, vor Ort den Spuren nachzugehen und Zeitzeugen aufzuspüren. So sind seine Texte prall mit Fakten gefüllt, was hier im Einzelnen gar nicht gewürdigt werden kann. Mitunter vielleicht mit Namen, Fakten, Bezügen und Querverbindungen zu überquellend für den Leser. Entsprechend vielseitig sind auch die Formen der Umsetzung seiner Forschungsergebnisse, die oft in Länder übergreifenden Partnerschaften entstanden sind. Neben selbständigen Publikationen hat er immer auch Presse und Funk als Mittler genutzt. Er hat Vorträge gehalten, Konferenzen und Gesprächsrunden organisiert, zahlreiche Ausstellungen initiiert und neue Techniken wie das Video genutzt. Der Anhang im ersten Band legt mit der dort enthaltenen Bibliografie, der Auflistung von Ausstellungen, szenischen Dokumentationen, Rundfunksendungen und Filmen, Vorträgen und Kongressreferaten, Forschungsprojekten sowie einem Verzeichnis seiner Lehrtätigkeit hiervon ein beredtes Zeugnis ab. Bd. II ist eine DVD beigegeben, die Film-Videos, Radiosendungen, Ausstellungen und weitere Texte enthält und die von Wollenberg und seinen Kollegen eingesetzten Instrumentarien anschaulich nachvollziehen

lässt. Hervorgehoben seien hier besonders die gefilmten Berichte Bremer Arbeiterveteranen und antifaschistischen Widerstandskämpfer.

Im erwähnten Anhang finden sich auch biografische Daten des Autors, die der Leser als Einstieg zur Kenntnis nehmen sollte, weil sich dadurch das Gesamtwerk besser erschließt. Im Telegrammstil: 1937 in Ahrensböck geboren wurde er als Volksschüler 1945 Zeuge des in Neuglasau endenden Todesmarsches von Auschwitzhäftlingen. In Lübeck besuchte er die Oberschule; in Hamburg und Göttingen studierte er Geschichte, Germanistik und Philosophie. Wie ein spezieller Beitrag belegt, hat sich vor allem am Historischen Colloquium in Göttingen, einer „selbstverwalteten Wohn- und Lerngemeinschaft“ (56), in der er zahlreichen Historikern der Bundesrepublik begegnet ist, sein geistiger Horizont erweitert. Ein Promotionsstipendium ermöglichte es ihm, Studien in Paris zu treiben; 1975 promovierte er in Göttingen mit einer Dissertation über „Kirche und Staat im Frankreich Richelieus“. Seit 1964 – nach Ablegung des 1. Staatsexamens – war er in verschiedenen Bereichen vor allem in der Erwachsenenbildung tätig, wo er auf so manchen Feldern Pionierarbeit leistete. Von 1992 bis zu seinem Ruhestand im Mai 2002 lehrte er an der Universität Bremen. In den letzten beiden Jahrzehnten entstanden seine wichtigsten und umfassendsten historischen Arbeiten.

Soviel zu Charakter und Machart dieser Publikation und zum Lebensweg ihres Autors. Was aber erwartet den Leser an inhaltlichen historisch-politischen Erträgen und Aussagen? Beiträge aus vier Jahrzehnten eines

forschenden und lehrenden Historikers, von denen er selbst sagte, dass sie sein „geschichtspolitisches und pädagogisches Engagement“ dokumentieren (8).

Band I wird eröffnet mit Berichten und Tagebuchaufzeichnungen über einen Aufenthalt in New York 2001 und seine Teilnahme an der 25. Jahrestagung der German Studies Association. Hier finden wir nicht nur einprägsame Schilderungen, wie es in New York kurz nach der terroristischen Attacke auf das World Trade Center aussah, sondern auch die besorgte Reaktion des Autors auf die Kriegsdrohungen von Präsident George W. Bush. Vor allem aber hat er Impressionen seiner Begegnungen mit vertrauten Freunden und Partnern seiner Projekte festgehalten.

Als nächstes rückt seine Geburtsstadt Ahrensböck ins Blickfeld. Er nennt den Ort seiner Kindheit eine „Hochburg der Hitlerbewegung als Probestühne des ‚Dritten Reiches‘“ (26). Seine eigenen Erinnerungen stellt er die Lebenslügen der Kriegsgeneration nach 1945 gegenüber. Mit einer selbständigen Publikation, seinem Engagement für die Einrichtung eines Museums und zahlreichen aufklärenden Veranstaltungen und Initiativen hat er persönlich viel dazu beigetragen, um den Verdrängungen der Vergangenheit entgegenzuwirken. Gerade dieser Beitrag und ein Bericht über seine Erfahrungen als Oberschüler in Lübeck lassen uns verstehen, weshalb der weitere Lebensweg des Autors durch antifaschistische und sozialistische Überzeugungen bestimmt wurde.

Dass diese kritische Sicht den eigenen Vater nicht ausnimmt, belegt die

nächste Rubrik. Angeregt durch die Spurensuche nach der Rolle von Fritz Wollenberg als Leiter der Kontore und Betriebe der Zentralhandels-gesellschaft Ost Außenstelle Kobryn – geht der Autor der verbrecherischen deutschen Besatzungspolitik nach und belegt die Ausplünderung der besetzten Ukraine. Und wiederum empört ihn, dass die Beteiligung an diesen Untaten für die Mehrzahl der Täter in der BRD folgenlos blieb. Auch in diesem Falle hat der Autor am Tatort geforscht und Reisen nach Kiew, Char-kow und Minsk unternommen.

Weitere Beiträge befassen sich ebenfalls mit der aggressiven Ostexpansion des deutschen Imperialismus und dem Mittun hanseatischer Unternehmer. Ironie der Geschichte: Die Alt-vorderen mancher Leute, die sich derzeit besonders lautstark über die russische Annexion der Krim empören, waren selbst im Gange, um die Krim dem Deutschen Reich einzuverleiben. Dazu wurden sogar rassistisch eingestellte Archäologen in Marsch gesetzt, die hierfür pseudowissenschaftliche Argumente lieferten.

Der nächste Komplex, in dem auch Beiträge von Walter Fabian Aufnahme gefunden haben, ist dem schwierigen deutsch-polnischen Verhältnis gewidmet. Wird auch tief in die Geschichte zurückgegangen und wird auch die russische beziehungsweise sowjetische Schuld an den Leiden des polnischen Volkes nicht ausgespart, so bleibt doch der den zweiten Weltkrieg auslösende Überfall des faschistischen Deutschen Reiches auf Polen für ihn das zu brandmarkende zentrale Ereignis. Besonderes Interesse verdienen jene Texte, die Auskünfte über die Erfahrungen geben, die der Autor

in persönlichen Kontakten mit Vertretern der Solidarność und anderen polnischen Politikern und Wissenschaftlern sammelte. Sie bezeugen, dass ihm von Anfang an die Heterogenität dieser Bewegung und die Gefahr ihres Abgleitens in eine nationalistische, prokapitalistische Richtung nicht verborgen geblieben sind.

Auch im Folgenden werden W.s Reisen dokumentiert, bei denen sich immer Kontakte zu Gleichgesinnten, Studium der realen Verhältnisse, Erfahrungsaustausch über das Bildungswesen und historische Spurensuche mit einander verbinden. Die DDR, die CSSR, Kuba und sehr ausführlich Spanien waren die Ziele solcher Reisen. Vor allem mit seinen DDR-Besuchen geriet Wollenberg sowohl ins Visier des Ministeriums der Staatssicherheit der DDR als auch des Verfassungsschutzes der BRD.

Dem Bereich der Bildungsarbeit entstammen weitere Arbeiten, wobei Leben und Werk Rosa Luxemburgs, die Ausstellung über die Verbrechen der Wehrmacht und andere Beiträge zur Abrechnung mit der faschistischen Vergangenheit und deren Exponenten einen besonderen Platz einnehmen. Dies mündet ein in Studien, die sich mit der Rolle der Konzentrations- und Vernichtungslager, mit den Überlebensstrategien der Häftlinge, einschließlich – und hier liegt ein spezielles Verdienst von Wollenberg – ihrer kulturellen Aktivitäten beschäftigen. „Goethe in Dachau und Sachsenhausen, Beethoven in Auschwitz und Mozart in Buchenwald, Operette in Ravensbrück und Kulturwerkstätten in Theresienstadt“ lautet hier die vielversprechende Überschrift.

Auch Band II durchzieht die Aufdeckung der Naziverbrechen, den Alltag der Judenverfolgung und Umgang mit Taten und Tätern in der BRD und deren Folgen bis heute. Doch sein kritischer Blick richtet sich auch auf Praktiken und Versäumnisse der DDR, ohne diese mit der Schlusstrich-Mentalität der Bundesrepublik auf eine Stufe zu stellen. Zahlreiche Zeugnisse belegen die strukturellen, personellen und ideellen Kontinuitätslinien aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg über die Weimarer Republik zur faschistischen Diktatur und von dort in die BRD. So werden auch Erklärungen für antisemitische, rassistische und antidemokratische Verhaltensweisen angeboten, im Alltag die persönliche Bereicherung und der Karrieredrang der „Arisierungsgewinner“ nachgewiesen. Er ist auch der diffizilen Problematik der „roten Kapos“ nicht ausgewichen, wozu er differenzierende Wertungen anbietet und davor warnt, die grundsätzliche Unterscheidung zwischen den eigentlichen Tätern und ihren Opfern nicht preiszugeben. Nachgewiesen werden die Einbindung der Wehrmacht (einschließlich führender Vertreter der Verschwörung des 20. Juli“) in die Kriegsverbrechen, der Wirtschaftsbesse in die Ausplünderung und unmenschliche Ausbeutung. Das verbindet sich mit Polemik gegen die Verharmloser wie Götz Aly, Christopher Clark und andere. Nicht zuletzt die polemischen Repliken zeugen zugleich von Wollenbergs großer Belesenheit.

Eine beträchtliche Anzahl der Beiträge ist Personen gewidmet oder ranken sich um das Wirken von Personen, die ihn als Streiter für Demokratie und sozialen Fortschritt besonders beein-

druckt haben, die er als seine Mentoren oder Wegbegleiter würdigt: Willy Brandt, Hermann Brill, Walter Fabian, Hellmut von Gerlach, Arno Klönne, Hermann Glaser, Ada und Theodor Lessing, Peter Weiss – um nur einige nennen. Ihn beschäftigte indes auch die Biografie jener Leute, die nicht in den Kreis bekannter Repräsentanten vorgestoßen sind. Das verbindet sich mit Erörterungen zu kollektivbiografischen Problemen, zur Methodologie der Erforschung bestimmter Kohorten von Arbeiterpersönlichkeiten und deren Typologisierung. Die überbordende Zahl der in beiden Bänden erwähnten Personen lässt ein Namensregister schmerzlich vermissen.

Erstaunlich ist, dass der Autor zwar in unterschiedlichsten Zusammenhängen Verbindungen zum Anschluss der ostdeutschen Bundesländer an die Bundesrepublik und zur politischen und geistigen Situation im neuvereinten Deutschland herstellt, dass er aber die „Wende“, die Vereinnahmungspolitik und deren Folgen nicht als eigenständigen Gegenstand thematisiert hat.

Ein spezielles Tätigkeitsfeld Wollenbergs, das sich besonders im letzten Teil des II. Bandes widerspiegelt, ist die Erwachsenenbildung. Vor allem als Leiter des Bildungsamtes der Stadt Nürnberg bot sich ihm Gelegenheit Neues in der Vermittlung von Wissen und Überzeugungen auszuprobieren, wobei er die Nähe zu Gewerkschaften und Betriebsräten suchte und deren Kämpfe in Wort und Bild thematisierte. Mithin hatte er sich auch des Vorwurfs der „Linkslastigkeit“ zu erwehren (300). Neben konkreten Bildungsprojekten beschäftigte ihn immer auch die Pädagogik der Erwachsenenbildung. Das hat sich in mehre-

ren Vorträgen und Publikationen niedergeschlagen, in denen uns Methodisches und Didaktisches indes nie losgelöst von inhaltlichen Thematiken entgentritt.

Das Hauptbetätigungsfeld Wollenbergs war und ist jedoch Bremen, weshalb der deutsche Norden in besonderem Maße als Geschichtsregion begegnet. Mit dem letzten Beitrag beider Bände kehrt Wollenberg nochmals zur Thematik seiner Dissertation zurück, die sich mit Kirche und Staat im Frankreich Richelieus befasst hatte und geht der Frage nach, welche Bezüge sich zwischen Richelieus Ansichten und dem Konzept eines Systems europäischer Sicherheit erkennen lassen.

Von der ersten bis zur letzten Seite dieses Monumentalwerkes werden sich wohl nicht allzu viele Leser durcharbeiten. Die beiden Bände lassen sich eher als Fundgrube für breitgefächerte Interessen und Informationsbedürfnisse, zur Bereicherung eigenen Wissens und als Quellenfundus nutzen, zumal die ergiebigen Illustrationen, für deren Präsentation den Buchgestaltern hohes Lob gebührt, immer wieder zum Lesen anregen.

Günter Benser

„Fassadendemokratien“

Ulrich Mies/Jens Wernicke (Hrsg.), Fassadendemokratie und Tiefer Staat. Auf dem Weg in ein autoritäres Zeitalter, Wien 2017, Promedia Verlag, 271 S., 19,90 Euro

Ob Crouchs „Postdemokratie“, Blühdorns „Simulative Demokratie“ oder nun die „Fassadendemokratie“: Alle aufgezählten demokratietheoretischen Betrachtungen stellen einen Krisenzu-

stand der westlichen Demokratien fest. Kern der vorliegenden Diagnose ist, dass das „Ende der Demokratie [...] wie wir sie kennen [...] aus Sicht der Herausgeber längst eingetreten“ sei. Gemeint sind damit die bürgerlich-liberalen Demokratien des Westens. Politische Entscheidungen würden nicht auf öffentlicher Bühne, unter Einbezug des Demos, sondern in einem „Tiefen“ oder auch „Dunklen“ Staat gefällt. Konkret setzen sich die Herausgeber des Sammelbandes das Ziel, die Substanz dessen zu betrachten, was den „Tiefen Staat“ umfasst, und seine Wirkungszusammenhänge zu beleuchten. Der Sammelband setzt sich aus drei Teilen zusammen: „Die wahren Herrscher“, „Elemente des Tiefen Staates“ sowie „Geopolitik und Krieg“.

Einer der Autoren, der inzwischen verstorbene Bernd Hamm, dem dieses Buch gewidmet ist, leitet den ersten Teil ein und stellt den „Tiefen Staat“ als ein „Konglomerat aus Ministerien, Behörden, Politikern, Rüstungsindustrie, den Geheimdiensten, privatisierter Sicherheitsindustrie, Kontraktfirmen und Lobbyisten“ sowie als Klassenprojekt von oben dar, innerhalb dessen sich verschiedene Klassenfraktionen am gemeinsamen Projekt einer Eliminierung demokratischer Auseinandersetzung abarbeiten. Wie Hamm kontextualisieren auch weitere Autoren die Transformation der Demokratie als Erscheinungsform eines deregulierten Kapitalismus: Rainer Mausfeld sieht in der Fassadendemokratie die „Extremform“ eines autoritären Kapitalismus und Ulrich Mies diese als Folge marktradikalen Agierens der herrschenden Eliten. Jochen Krautz untersucht die grundsätzliche Frage, wie es

dem Regime des „Tiefen Staates“ gelingt, die Menschen durch Bildungsapparate so zu beeinflussen, dass sie nicht gegen die defizitären demokratischen Strukturen rebellieren. Er nennt diesbezüglich die Ökonomisierung des Bildungssektors sowie die damit einhergehende Atomisierung des Einzelnen im Geiste des „Homo Oeconomicus“ als maßgeblich.

Im zweiten Teil des Sammelbandes betrachtet zunächst Mike Lofgren aus seiner Perspektive als ehemaliger Mitarbeiter des US-Kongresses die Zusammenhänge des „Tiefen Staates“ in den USA anhand der fehlenden demokratischen Legitimation maßgeblicher innen- und außen- sowie wirtschaftspolitischer Entscheidungen, welche in Kooperation mit Geheimdiensten, der Wall Street und großen Konzernen gefällt und umgesetzt würden. Werner Rügemer diagnostiziert schließlich, dass vielen EU-Staaten diese Entwicklungen als Vorbild gedient hätten, und mehr noch: Die USA hätten u.a. durch den Einfluss des IWF initiiert, dass viele Staaten ebenfalls eine Deregulierung und Zurückdrängung des öffentlichen Sektors einleiteten. Hermann Ploppa legt konkrete Beispiele der „Amerikanisierung“ deutscher Politik dar. Den Einfluss auf die skizzierte Entwicklung hätten die USA, so Ernst Wolff, durch die Etablierung einer „kriminellen“ Finanzordnung realisiert, um die Vorherrschaft der USA im internationalen Geschehen zu sichern. Außerdem betrachtet Andreas Wehr die demokratiethoretischen Defizite der EU-Strukturen anhand des EU-Parlaments als „Scheinparlament“. Wolf Wetzel umreißt die Kollaboration des Staa-

tes mit rechten Strukturen und kriminellen Machenschaften von ökonomischen Eliten. Hansgeorg Hermann skizziert die Vorgehensweise der französischen Regierung in Folge der Anschläge im Jahr 2015, um Grund- und Bürgerechte über längere Zeit außer Kraft zu setzen. Politischer Widerstand werde so durch staatliche Gewalt obstruiert.

Der dritte Teil widmet sich geopolitischen Strategien des Westens. So charakterisiert Rainer Rupp die Reaktionen der deutschen Öffentlichkeit auf die Wahl Trumps als Bedenken, die neoliberale Weltordnung könne angetastet werden. Jörg Becker akzentuiert u.a. in diesem Kontext die manipulierende Vorgehensweise von PR-Agenturen sowie meinungsbildenden Presseinstituten und Hannes Hofbauer die Stilisierung Russlands als Feindbild zur Legitimierung geostrategischer Interessen des Westens. Daniele Ganser stellt in diesem Zusammenhang Beispiele militärischer und terroristischer Aktionen des Westens vor. Hinsichtlich der Kriegspolitik einiger EU-Mitgliedsstaaten fordert Jürgen Rose eine zur Neutralität verpflichtete gemeinsame EU-Außen- und Sicherheitspolitik.

Die Leistung des Sammelbandes liegt v.a. in dem Anstoß, die Terminologie und Zusammenhänge des „Tiefen Staates“ im deutschsprachigen Raum voranzutreiben. Kritische Demokratietheorie kann sich ggf. anhand dieser Terminologie daran versuchen, die Funktionsweisen der politischen Arena fernab der demokratischen Kontrolle und Legitimation zu beleuchten. Einen Anschluss an demokratiethoretische Debatten hätte sich das Buch erleichtert, wenn

es die bereits vorliegenden Krisendiagnosen verarbeitet und diskutiert hätte. Marxistische Analysekriterien, welche die Wirkungsweise des Kapitalismus auf die bürgerlich-liberalen Demokratie darlegen, sind kaum anzutreffen. Außerdem stoßen die nur bedingt wissenschaftlichen Kriterien genügenden Aufsätze, die eher essayistischen Stil vorweisen, mit Sicherheit nicht nur kontroverse Auseinandersetzungen an, weil sie im Wesentlichen die politischen Kräfte der USA als maßgeblich für den Niedergang der westlichen Demokratien herausstellen. Auch die Forderung Rainer Rupps, dass die gesellschaftliche Linke die „positiven Ansätze von Trump wahrzunehmen“ habe, oder das Plädoyer Roses für eine Demilitarisierung der EU werden nicht in allen Lagern Anschluss finden.

Dominik Feldmann

Westlicher Expansionismus und Kriegsgefahr

Michael Lüders, Die den Sturm ernen. Wie der Westen Syrien ins Chaos stürzte. Verlag C. H. Beck. München 2017, 176 S., 14,95 Euro

Jürgen Wagner, NATO Aufmarsch gegen Russland oder wie ein neuer Kalter Krieg entfacht wird. 2. aktualisierte Auflage, edition berolina, Berlin 2017, 224 S., 9,99 Euro

Es handelt sich hier um zwei Bücher, die vom Titel und dem Focus ihrer Untersuchungen auf den ersten Blick nichts miteinander zu tun haben. Dennoch besteht ein Zusammenhang: Das Vorrücken des seit Ende des Kalten Krieges von 16 auf 28 Mitgliedstaaten gewachsenen westlichen Militärbünd-

nisses und die wachsende Konfrontation zwischen dem Westen und Russland im Krieg in und um Syrien bergen das Potenzial einer in militärische Konfrontation ableitenden Eskalation. Treffend nennt Lüders (167) den Konflikt in Syrien einen Stellvertreterkrieg zwischen Washington und Moskau und verweist darauf, dass die wachsende Feindseligkeit der USA gegen Russland vordergründig zwar nichts mit Syrien zu tun zu haben scheint, dass aber hier durchaus ein Zusammenhang zu bestehen scheint. Auch Wagner sieht in der außenpolitischen Strategie der neuen US-Administration keineswegs jene hinter dem Slogan „*America first*“ vermutete isolationistische Tendenz, sondern schließt aus Grundsatzklärungen der engsten Berater des Präsidenten, dass ein neuerlicher großer Krieg im Nahen Osten in das Planungsspektrum einbezogen wird (191 -193). In beiden Fällen wäre Russland der Hauptgegner.

Das hier thematisierte Buch von Michael Lüders ist zu verstehen als die konsequente, auch im Titel deutlich werdende Fortsetzung einer Analyse, die unter dem Titel „Wer den Wind anrichtet“ (München 2015) erschien. Ganz in diesem Sinne sieht er vor allem in der Politik der USA eine Kontinuität. Diese Politik des Westens, damals betrieben von Großbritannien und Frankreich, beginnt für ihn – zutreffend – schon im 19. Jh. und findet ihren Höhepunkt in der Aufteilung des osmanischen Reiches nach dem 1. Weltkrieg durch die imperialistischen Mächte. Nach dem 2. Weltkrieg begannen die USA ihre massive Einmischung in die inneren Angelegenheiten der ölreichen nahöstlichen Staaten, or-

ganisierten und unterstützten oder bekämpften die dortigen meist aus Militäruptschen resultierenden Regime.

Aufgrund seiner geostrategische Lage und des (teilweise über Planungen nicht hinausgekommenen) Baus von Pipelines aus Iran und Qatar geriet Syrien schon früh ins Fadenkreuz der US-Interessen. Dass zumindest von Hillary Clinton der Sturz Assads auch als Hilfsleistung an Israel verstanden wurde, mag ein weiteres Motiv für den Willen zum *regime change* in Damaskus gewesen sein. Lüders belegt, wie die Revolten des „Arabischen Frühlings“ schon sehr früh benutzt wurden, um einen solchen Prozess einzuleiten. Er bestand darin, aufständische Gruppen zu unterstützen, egal welcher Provenienz sie waren. Der Schulterchluss mit den Despoten am Golf führte schon 2011 dazu, dass Waffen und Gerät ebenso an diese Banden geliefert wurden, wie auch viele tausend Dihadisten großen Teils aus Libyen über die Türkei geschleust wurden. All dies bestätigt die von der Assad-Regierung von Anfang an vertretene These, dass es sich in Syrien weniger um einen Volksaufstand, als um den Kampf vom Ausland finanzierter Terroristen handele. Konsequenter kommt Lüders zu dem Schluss: „Die Alternative zu Assad lautet nicht ‚Zivilgesellschaft‘, sondern Machübernahme der Dschihadisten.“ (143). Die von Lüders recherchierten Fakten und Zusammenhänge belegen auch, dass die wieder und wieder dem Regime Assads zugeschriebenen Giftgasangriffe wohl eher terroristischen Gruppen wie der mit al-Qa'eda verbundenen Nusra-Front zuzuschreiben sind, wie überhaupt die Berichterstattung zu diesem

Krieg einseitig und propagandistisch gegen das Regime in Damaskus ausgerichtet ist, den Krieg selbst und die dahinter liegenden Interessen nicht thematisiert, die offenen und verdeckten Operationen des Westens verschweigt oder beschönigt und die von außen finanzierten und gesteuerten Gewaltakteure keusch unter dem Begriff „Rebellen“ zusammenfasst.

Jürgen Wagner verfolgt konsequent einen polit-ökonomischen Ansatz, indem er die Untersuchung des „Aufmarschs der NATO gegen Russland“ nicht auf seine politische und militärische Dimension beschränkt, sondern ökonomische Interessen auch als Motive für militärisches Handeln bei der globalen Durchsetzung des Neoliberalismus benennt. Dies exemplifiziert er am (völkerrechtswidrigen) Krieg gegen Jugoslawien (32), in der Analyse der Zusammenhänge zwischen dem geopolitischen Sinn des transatlantischen Freihandelsabkommens TTIP und dessen letztlich militärischer Absicherung (184ff.). Die Analyse dieser Zusammenhänge gipfelt in einer Diskussion über die konkurrierenden weltwirtschaftlichen Ordnungsvorstellungen, die sich aus den Herausforderungen des dezidiert gegen den Neoliberalismus gerichteten Zusammenschlusses der BRICS-Staaten ergeben.

Sicher haften der Analyse Wagners Unwägbarkeiten an, ist das Buch doch gewissermaßen auch als der Versuch zu sehen, die bestimmenden Faktoren der US-Außenpolitik unter dem neuen, oft erratisch erscheinenden Präsidenten Trump zu analysieren. So ist es dann wenig erstaunlich, dass diese Untersuchung eher die Kontinuitäten US-amerikanischer Politik unterstreicht, statt auf die möglicherweise mit der

Person des neuen Präsidenten verbundenen Unwägbarkeiten einzugehen – und die seit dem Erscheinen des Buches verfllossene Zeit gibt ihm Recht.

Systematisch arbeitet der Verfasser die Regionen und Ebenen der neuen, durch die expansive Strategie der NATO entstandenen Konfrontationsebenen ab, an deren erster Stelle die Ukraine-Krise steht, zu denen jedoch auch die NATO-Südflanke gehört – ebenso wie die ressourcenreiche Arktis und neue Formen der Kriegsführung wie der Cyber-War. Eine besondere Stärke dieses Buches liegt darin, dass es sich nicht auf die NATO und ihre Drohpolitik gegen Russland beschränkt, sondern detailliert auf die Verschiebung der Kräfteverhältnisse im neoliberalen Westen eingeht. Hier ist es besonders verdienstvoll, dass Wagner den Aufstieg der EU und in dieser vor allem Deutschlands thematisiert, das als stärkste ökonomische Macht immer deutlicher an deren Spitze agiert. Auch darf nicht übersehen werden, dass die EU selbst sich (Art. 42 Lissabon-Vertrag) als Militärmacht definiert. Hier kommt deutscher Politik der Brexit voll entgegen, verstand sich doch Großbritannien immer als Sachwalter US-amerikanischer Interessen, die mit denen des aufsteigenden Deutschlands zunehmend divergieren. Der deutsche Applaus für die auf dem NATO-Gipfel in Wales 2014 beschlossene Erhöhung des Rüstungs-etats der Mitgliedstaaten auf 2 Prozent des BIP wird so mehr als verständlich: Deutschland wird nicht nur in der NATO wichtiger, es sichert auch seine (auch militärische) Führungsposition in der EU. Die jüngst vom französischen Präsidenten Macron vorge-

legten diesbezüglichen Reformvorschläge für die EU dürften in Berlin auf begeisterte Zustimmung stoßen.

Wagner belegt seine Analyse mit einer Vielzahl von Zitaten aus den Studien von einschlägigen Think-Tanks und hochrangigen Politikberatern. Dabei erfolgt die deutsche militärpolitische Offensive unter dem so demütig erscheinenden Begriff der „Verantwortung“, wie er vom damaligen Bundespräsidenten Gauck auf der Münchner Sicherheitskonferenz vorgetragen wurde. Das Tanzen auf zwei Hochzeiten – der NATO und der sich militarisierenden EU – erscheint so durchaus nicht als Widerspruch, sondern als komplementäre Strategie, die für Deutschland eine win-win-Situation als gestärkte Macht in der NATO und als Führungsmacht in der EU ergibt. Dass sich dahinter die große Gefahr der Schaffung einer neuen Kalte-Kriegs-Situation verbirgt, ist das geradezu zwangsläufige Ergebnis solcher Politik.

So verbindet die beiden hier kurz vorgestellten Studien ein weiteres: Jede zeigt auf ihrem jeweils sehr unterschiedlichen Feld, wie sehr die Durchsetzung kurzfristiger Machtinteressen unter Verwendung aller möglichen und zunehmend völkerrechtswidrigen Mittel eines vor allem nicht zu erreichen mag: friedlichere Verhältnisse zu schaffen. Interventionismus, auch wenn er durch Subunternehmer betrieben wird, die stets die Gefahr bergen, außer Kontrolle zu geraten, wachsende Aufrüstung und der Aufbau militärischer Drohkulissen führen genau zum Gegenteil der stets behaupteten Sicherheit: Kriminelle Gewaltakteure (von denen der „Islamische Staat“ nur einer ist), Osterweiterung, Aufrüstung der NATO und ihr Aufmarsch an den russischen

Grenzen, aber auch die Militarisierung der EU tragen eben nicht zu mehr Sicherheit bei, sondern verstärken Unsicherheit und machen Kriege einschließlich ihrer immer unabsehbareren Folgen wahrscheinlicher, wie sie auch zur Globalisierung des Terrorismus beitragen.

Werner Ruf

Migration in Lateinamerika

Raina Zimmering, Lateinamerikanische Migration und der Blick nach Europa, Potsdam, WeltTrends Verlag 2017, 140 S., 16,90 Euro

Im Kontext der aktuell gewachsenen Aufmerksamkeit gegenüber dem weltweiten Phänomen der massiven – auch internationalen – Migration und der heftigen Ausfälle (und der ersten Maßnahmen) des US-Präsidenten Donald Trump gegen lateinamerikanische (und muslimische) Migranten scheint die neue Studie von R. Zimmering hochwillkommen zu sein.

Sie konzentriert sich nach der knappen Berührung einiger theoretischer Interpretationsansätze des Phänomens „Migration“ auf die Darstellung unterschiedlicher Dimensionen und Schauplätze der lateinamerikanischen Migration nach Norden, die – wie sie unterstreicht – „als Massenerscheinung schon länger dauert als diejenige nach Europa, größere Dimensionen aufweist und deshalb für die europäische Migrationsentwicklung ... Schlussfolgerungen bereithalten kann.“(15)

Im ersten größeren Kapitel (31-58) beschreibt und analysiert die Verfasserin die Fluchtursachen der Migrations- und Flüchtlingsbewegungen (wegen der großen sachlichen Überschneidungszonen nimmt sie zwischen bei-

den keine Differenzierung vor) aus bestimmten lateinamerikanischen Ländern bzw. Regionen, so aus Mexiko, Guatemala, Honduras, El Salvador (das sog. „Norddreieck“ Zentralamerikas) sowie aus Kolumbien recht detailliert und unterfüttert dies mit beträchtlichem empirischem und statistischem Material. Ohne die Armut großer Bevölkerungsteile, die krasse Ungleichheit und die zunehmende Umweltzerstörung als – von der neoliberalen Politik verstärkten – „Push-Faktoren“ gering zu schätzen (es werden dieser Verursachungsdimension eigene Subkapitel gewidmet), geht sie davon aus, dass staatliche und nicht-staatliche Gewalt und „Nekropolitik“ (ein Terminus, den sie vom kamerunischen Politikwissenschaftler A. Mbembe übernimmt, und der Macht über Leben und Tod gegenüber bestimmten Bevölkerungsteilen meint) der übergeordnete Faktor für Flucht und Migration aus diesen Regionen sei. Zu Recht stellt sie dazu fest, dass in einigen Ländern Lateinamerikas (wie gerade in den hier im Vordergrund stehenden) das Übermaß an Gewalt, an organisiertem Verbrechen (Drogenmafia mit Einfluss in alle Wirtschaftsbereiche), an Militarisierung gesellschaftlicher Verhältnisse sowie die weitgehende Straflosigkeit auf die enge Verflechtung von „Politikern, Drogenmafia, Wirtschaftselite, Militär und Paramilitärs“, die „zu einem Amalgam zusammengewachsen“ (sind), zurückzuführen sei, und daher „Migration und Flucht“ ... „oft die einzige Überlebenschance der Betroffenen“ (32) bilde.

In einem weiteren Hauptkapitel (59-109) widmet sie sich der US-amerikanischen und der mexikanischen Flüchtlingspolitik. Sie sieht ins-

besondere bei der erstgenannten eine grundsätzliche Ambivalenz zwischen teilweiser Förderung der Immigration einerseits und einer restriktiven bzw. total ablehnenden Haltung gegenüber Einwanderern oder Saisonarbeitern andererseits; was durch zahlreiche Einzelfaktoren (z.B. Interesse an billiger und rechtloser Arbeitskraft versus Reservierung von Arbeitsplätzen für die einheimische Bevölkerung, politische Überlegungen, z.B. bei Kuba-Flüchtlingen u. v. a. mehr) bestimmt wird. Gleichwohl scheint die allgemeine Tendenz seit dem 11. September 2001 in einer Unterordnung der Migrationspolitik unter die angeblichen Erfordernisse der „nationalen Sicherheit“ und einer weitgehenden Militarisierung der Grenzpolitik zu bestehen. Von einer wirklichen Bekämpfung der Fluchtursachen, die verbal von Politikern postuliert wird, könne dagegen keine Rede sein.

Auch Mexikos Migrationspolitik wird – in einem anderen Sinne – als „ambivalent“ charakterisiert: insofern, als sie sich einerseits gegenüber den US-Regierungen als überaus kooperativ zeigt bei der Abschreckung und Abschottung gegenüber Migranten aus dem Süden von Mexiko (vor allem aus Zentralamerika), andererseits aber damit eine wohlwollendere Haltung der USA gegenüber mexikanischen Migranten in den USA „zu erkaufen“ trachtet. (91) Von staatlicher lateinamerikanischer Solidarität kann ebenso wenig die Rede sein wie von einer solchen bei Migranten untereinander, die z.B. in die USA gelangt sind; auch hier spielen Zeitpunkt der Migration, erreichter sozio-ökonomischer Status, Länderherkunft etc. eine oft dissoziierende Rolle.

In kurzen abschließenden Kapiteln (111-122; 122-128) stellt Zimmering Reflexionen über Widerstands- und Änderungschancen gegenüber diesen Zuständen an und verweist auf transnationale soziale Bereiche (im Grenzraum zwischen Mexiko und den USA), wo es zur „Bildung autonomer, alternativer Räume“ gekommen sei, welche „Grenzen ... überwinden“ (111) und basisdemokratische und tolerante Zustände erreicht werden konnten. Hier setzt die Verfasserin auf entsprechende soziale Bewegungen, die sich von den mexikanischen „Zapatisten“ inspirieren lassen könnten. Eine alternative politisch-staatliche Entwicklung infolge einer Veränderung der gesamtgesellschaftlichen Kräfteverhältnisse scheint sie dagegen nicht für möglich zu halten.

Auch wenn man mit manchen Einschätzungen nicht völlig konform gehen sollte (z.B. scheint die Aussage, dass China die „wirtschaftliche Vorherrschaft der USA in Südamerika“ übernommen habe, übertrieben und nicht zutreffend zu sein, 87f.), ist der zentrale analytische Teil in der Hauptargumentation sehr überzeugend; manche Passagen hätte man sich etwas tiefgreifender und mit genaueren Quellenangaben gewünscht, was auch für einige wenige Zahlenangaben gilt. Ungeachtet solch kleiner Schwächen ist die – die ersten Monate der Trump-Regierung einbeziehende – Studie überaus gut gelungen, informativ und sehr gut zu lesen, so dass sie für jeden/jede mit der Migration und Fluchtursachen befassten Zeitgenossen zu einer wichtigen Lektüre werden dürfte.

Dieter Boris

Psychotherapie als Lösung sozialer Probleme?

Angelika Grubner, Die Macht der Psychotherapie im Neoliberalismus – Eine Streitschrift, mandelbaum, Wien 2017, 385 S., 20,00 Euro

Heute werden alle Sphären der Existenz zunehmend wirtschaftlichen Gesichtspunkten unterworfen und entsprechend vermessen. Das neue Ideal ist der homo oeconomicus, der sich als Humankapital versteht und seine Wettbewerbsfähigkeit ständig verbessert. Damit verändert sich letztendlich das gesamte Verhältnis zwischen Normalem und Pathologischem. „Im medialen und gesellschaftlichen Mainstream (wird) jegliches menschliche, krisenhafte Geschehen, unabhängig von seiner Definition, zunehmend als psychisches Problem erklärt und in Folge einer psychotherapeutischen Behandlung zugeführt.“(8)

Ihre praktische Alltagserfahrung als Therapeutin und die staatlichen Regelungen der Gesundheitsvorsorge in Österreich lassen Grubner befürchten, dass die Psychotherapie „als institutionalisierte Lösung sozialer Probleme insgesamt installiert zu werden droht“ (11), weil „die neoliberale Ideologie in der Psychotherapie eine kompatible Partnerin gefunden hat“ (10). Mit ihrer Kritik der „eindimensionale(n) Sichtweise eines unschuldigen, machtfreien psychotherapeutischen Raumes“ (357) rennt aber die Autorin im Prinzip schon lange offenstehende Türen ein. Was sie von anderen Kritikern unterscheidet, ist ihr Ansatz, „die Psychotherapie in ihrer Verschmelzung mit dem Neoliberalismus unter einer

machttheoretischen Perspektive zu beleuchten“ (356). Konkret bedeutet das: „Foucaults in ihrer Aktualität einzigartige und provokante Thesen werden dargestellt und für die Auseinandersetzung mit der Psychotherapie aufbereitet.“ (25) Mit seinem „Denken soll derart zur Auseinandersetzung eingeladen und angestachelt werden, um den Denk- und Vorstellungsraum des Psychotherapeutischen zu verschieben, zu transformieren und zu erweitern.“ (27)

Im letzten Kapitel ihrer Monographie vollzieht die Autorin dann „Denkbewegungen ..., die als Diskussions- und Streitimpulse dienen sollen. Diese sich überschneidenden und aufeinander verweisenden Überlegungen verstehen sich als Ansatzpunkte einer emanzipatorischen Psychotherapie, die über die neoliberalen Verhältnisse hinauszudeuten versucht. Vielleicht ermöglicht sie die eine oder andere Form des Widerstandes – sei es in der Generierung und Streuung von Gegenwissen oder in der Verweigerung, fragwürdige Dienstleistungen anzubieten ...“ (358)

Karl Unger

Autorinnen und Autoren

Dr. Matin Baraki – Marburg, Lehrbeauftragter für Internationale Politik

Prof. Dr. Günter Benser – Berlin, Historiker

Prof. Dr. Dieter Boris – Marburg/L., Sozialwissenschaftler, Z-Beirat

Dr. Lutz Brangsch,– Ökonom, Dipl. oec., wiss. Ref. im Inst. f. Gesellschaftsanalyse der Rosa-Luxemburg-Stiftung

Artur Brückmann – Hamburg, Student der Sozialökonomie

Dr. Rüdiger Dannemann – Essen, Philosoph/Germanist, Vorsitzender der Internationalen Georg-Lukács-Gesellschaft

Klaus Dräger – Köln, Publizist, Z-Beirat

Janis Ehling – Berlin, Politikwissenschaftler, Bundesgeschäftsf. DIE LINKE.SDS

Dr. Patrick Eser – La Plata/Argentinien, Sozial- und Kulturwissenschaftler (Romanistik)

Dominik Feldmann, M. Ed. – Siegen, Politikwissenschaftler, Z-Redakteur

Dr. Rolf Geffken – Hamburg, Leiter d. Inst. f. Arbeit – ICOLAIR, Lehrbeauftragter f. chin. Arbeitsrecht/Fachanwalt

Dr. Jörg Goldberg – Frankfurt/M. Wirtschaftswissenschaftler, Z-Redakteur

Prof. Dr. Werner Goldschmidt – Hamburg, Politikwissenschaftler, Z-Beirat

Franziska Hildebrandt – Hamburg, Stud. Sozialökonomie; AstA-Vors. Uni HH

Juri Kilroy – Jena, Student der Politikwissenschaften

Dr. Helmut Knolle, PD – Bern, Mathematiker und Ökonom

Dr. André Leisewitz – Weilrod, Dipl. Biol., Z-Redakteur

Albrecht Maurer – Moskau, Sozialwissenschaftler

Dirk Müller – Jena, Student der Soziologie und Philosophie

Prof. Dr. Klaus Müller – Lugau, Wirtschaftswissenschaftler

Prof. Dr. Andrés Musacchio – Buenos Aires/Bad Boll, Wirtschafts- u. Sozialwiss., Prof. f. Wirtschaftsgesch. Univ. Buenos Aires u. Studienleiter Ev. Akad. Bad Boll

Patrick Ölkrug – Marburg, Student der Politikwissenschaft, Z-Redakteur

Prof. Dr. Lothar Peter – Bremen, Sozialwissenschaftler

Prof. Dr. Jürgen Pelzer – Los Angeles/Berlin, em. Hochschullehrer, Germanist und Kulturwissenschaftler

Dr. Jürgen Reusch – Frankfurt/M., Politikwissenschaftler, Z-Redakteur

Prof. Dr. Jörg Roesler – Berlin, Wirtschaftshistoriker, Z-Beirat

Prof. Dr. Werner Röhr – Berlin, Historiker

Dr. Karl-Heinz Roth – Bremen, Sozialwissenschaftler

Prof. Dr. Franz Rudolph – Berlin, Wirtschaftswissenschaftler

Prof. Dr. Werner Ruf – Kassel, Politikwissenschaftler

Lea Schneidemesser – Jena/Hangzhou, Studentin der Soziologie

Dr. Winfried Schwarz – Frankfurt/M., Sozialwissenschaftler, tätig in der Umweltforschung

Dr. Werner Seppmann – Gelsenkirchen, Soziologe und Philosoph

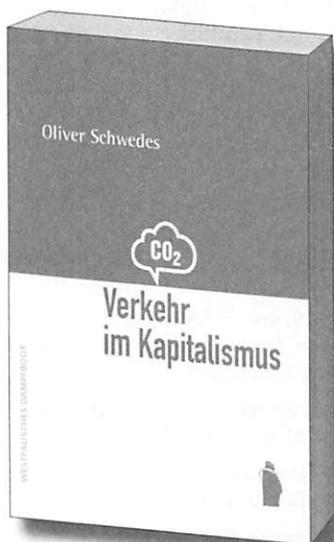
Christian Stache – Hamburg, Sozial- und Wirtschaftshistoriker (M.A.), Doktorand

Prof. Dr. Margarete Tjaden-Steinhauer – Kassel, Sozialwissenschaftlerin

Dr. Karl Unger – Wien, Sozialwissenschaftler

Peter Wahl – Berlin/Worms, Vors. v. WEED, Mitgl. im wiss. Beirat von Attac

Dr. Gerd Wiegel – Berlin, Politikwiss., Fachreferent Rechtsextremismus/ Antifaschismus der Linksfraktion, Z-Redakteur



Oliver Schwedes

Verkehr im Kapitalismus

2017 - 192 Seiten - 20,00 €

ISBN: 978-3-89691-098-1

Der Verkehr im Kapitalismus ist einer der größten CO₂-Produzenten. Gleichzeitig ist er der einzige Sektor, in dem die Klimagasemissionen bis heute steigen, während etwa im Energiesektor oder den privaten Haushalten politische Erfolge erzielt wurden. Der Verkehrssektor scheint besonders zu sein und die politische Gestaltungsmacht ist dort offensichtlich geringer als in anderen gesellschaftlichen Bereichen.

Oliver Schwedes geht in seinem Buch der Frage nach, woran das liegt und was geschehen muss, damit der Verkehr in Zukunft im Sinne des Gemeinwohls gestaltet werden kann.



Helmut Krieger, Magda Seewald (Hrsg.)

Krise, Revolte und Krieg in der arabischen Welt

2017 - 178 Seiten - 20,00 €

ISBN: 978-3-89691-105-6

Warum konnten sich die Revolten von 2011 im arabischen Raum (bisher) nicht durchsetzen? Inwiefern lässt sich angesichts der Verwüstungen und Kriege überhaupt noch ein Leben in Würde, Freiheit und Gerechtigkeit verwirklichen?

Prononcierte Wissenschaftler_innen und Aktivist_innen legen überzeugend dar, wie ökonomische Krisen, konterrevolutionäre Entwicklungen und Krieg im Laufe der letzten Jahre zu umfassenden Verwerfungen geführt haben. Verknüpft mit der Kritik an ‚westlichen‘ Erzählungen über die arabishe Welt wird dabei der Raum für emanzipatorische Alternativen trotz Krise und Krieg ausgelotet.



www.jungewelt.de/
jetztaberabo



FOTO: GABRIELE SENFT

Claudia aus Berlin:

»In meinem Beruf ver helfe ich Patienten zu einem
sicheren Standpunkt und einer geraden Haltung.
In meinem Kopf sorgt dafür täglich die *junge Welt*.«

Physiotherapeutin aus Berlin sucht Menschen mit Haltung #jetztaberAbo

DIE TAGESZEITUNG

junge Welt



»Neue

Zu Theorie und
»Querfronten.«
links und rechts
steht ein und
rechts sogar
solcher Vorh
Haus. Von V

GEGRÜNDET 1947 · DIENSTAG, 26. SEPTEMBER 2017 · NR. 224 · 1,60 EURO (DE), 1,80 EURO (AT), 2,30 CHF (CH) · PVST AN102 · ENTGELT BEZAHLT

Grundrechte

2 Kongress in Düsseldorf will Behörden-
willkür bei Protesten gegen G-20-
Gipfel beleuchten. Interview

Arbeitsrecht

5 Textilkette H & M verlegt Lager ins Aus-
land, weil sich Beschäftigte ge-
gen miese Bedingungen wehren

Absicherung

7 Russisches Verteidigungsministerium:
US-Spezialkräfte sichern in
Syrien freien Abzug für IS

Mangelware

9 Generalstreik in I
gion könnten
haben. Vc

Brandstifter im Reichstag

Bundestagswahl 2017 pflügt politische Landschaft um. Klatsche für CDU/CSU
wichtigste Kraft. Von Stefan Huth

EU-T
Ath

VSA: Weltwirtschaft & Rechtsentwicklung



Mohssen Massarrat
Braucht die Welt den Finanzsektor?
 Postkapitalistische Perspektiven
 304 Seiten | € 24.80
 ISBN 978-3-89965-725-8
 Wie kann der Finanzmarktkapitalismus überwunden werden?



Joachim Bischoff
Donald Trump – ein Präsident mit Risiko
 Die USA zwischen Niedergang der Demokratie und dem Umsturz der Weltordnung
 Eine Flugschrift
 160 Seiten | € 14.80
 ISBN 978-3-89965-750-0



Stephan Krüger
Soziale Ungleichheit
 Private Vermögensbildung, sozialstaatliche Umverteilung und Klassenstruktur
 Kritik der Politischen Ökonomie und Kapitalismusanalyse, Band 5
 712 Seiten | Hardcover | € 39.80 | ISBN 978-3-89965-786-9



Der Sozialismus kommt
 kritisch links
 Analysen Positionen Berichte
 monatlich gedruckt
 Jahresabo € 70,- (€ 50,- ermäßigt)
 täglich im Netz
www.sozialismus.de



Björn Allmendinger/
 Joachim Fährmann/
 Claudia Tietze (Hrsg.)
Von Biedermännern und Brandstiftern
 Rechtspopulismus in Betrieb und Gesellschaft
 Husterdter Beiträge zur politischen Bildung, Bd. 6
 232 Seiten | € 14.80
 ISBN 978-3-89965-772-2



Eberhard Schultz
Feindbild Islam und institutioneller Rassismus
 Menschenrechtsarbeit in Zeiten von Migration und Anti-Terrorismus
 240 Seiten | € 16.80
 ISBN 978-3-89965-773-9



Hajo Funke
Sicherheitsrisiko Verfassungsschutz
 Verschweigen, Vertuschen und Vernichten im V-Mann-Land
 200 Seiten | € 16.80
 ISBN 978-3-89965-774-6



Walter Baier/
 Bernhard Müller/
 Eva Himmelstoss (Hrsg.)
Die Linke, die Völker und der Populismus transform!
 Jahrbuch 2017
 336 Seiten | € 22.80
 ISBN 978-3-89965-739-5



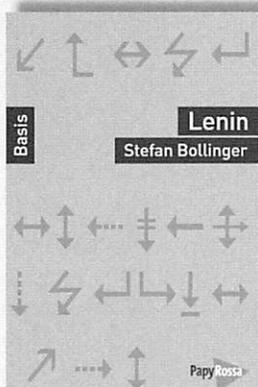
Domenico Losurdo

WENN DIE LINKE FEHLT...

Gesellschaft des Spektakels, Krise, Krieg

Während sich auch in entwickelten Ländern soziale Ungleichheit verschärft, folgt international ein ›kleiner Krieg‹ auf den anderen – am Horizont drohen gar größere Konflikte. Warum glänzt in dieser Situation die Linke im Westen durch Abwesenheit? Und wie legitimiert die ›Spektakelgesellschaft‹ ihre Kriegspolitik?

373 Seiten | € 19,90



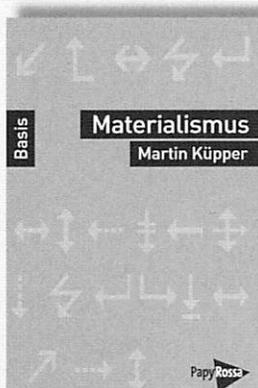
Stefan Bollinger

LENIN

Theoretiker, Stratege, marxistischer Realpolitiker

Angefeindet, bekämpft und schließlich angeschossen, unternahm es Lenin, einen völkermörderischen Krieg zu beenden und unter schwierigsten Bedingungen eine sozialistische Gesellschaft zu errichten. Bollinger rekonstruiert sein Denken und Handeln und fragt, was davon auch heute nützlich sein könnte.

147 Seiten | € 9,90



Martin Küpper

MATERIALISMUS

Materialismus, der den Vorrang des Seins gegenüber dem Bewusstsein postuliert, setzt sich stets mit den Wissenschaften, Religionen und Philosophien der Zeit auseinander. Martin Küpper zeichnet Geschichte, Materie-Verständnis und gesellschaftliche Verankerung des Materialismus nach, der als historisch-dialektisch verstandener im Marxismus seine Sternstunden feierte.

127 Seiten | € 9,90

PapyRossa Verlag

Luxemburger Str. 202 | 50937 Köln

Tel. (0221) 44 85 45 | www.papyrossa.de | mail@papyrossa.de

Postvertriebsstück D 2841 F

Gebühr bezahlt

Z-Vertrieb, Postfach 500936, D-60397 Frankfurt/M.

„Die kapitalistische Produktion ist von Anbeginn in ihren Bewegungsformen und -gesetzen auf die gesamte Erde als Schatzkammer der Produktivkräfte berechnet. In seinem Drange nach Aneignung der Produktivkräfte zu Zwecken der Ausbeutung durchstößt das Kapital die ganze Welt, verschafft sich Produktionsmittel aus allen Winkeln der Erde, errafft oder erwirbt sie von allen Kulturstufen und Gesellschaftsformen.“

Rosa Luxemburg, Die Akkumulation des Kapitals, Gesammelte Werke Bd. 5, Berlin 1975, S. 307.

Internet: www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de
e-mail: redaktion@zme-net.de

ISSN 0940-0648